Dez. 80/Jan. 81 DM 6,00

blätter des iz3w

…rmationszentrum dritte w…

La sola indicación de las consecuencias del fallo dictado por la Corte Suprema contra los derechos fundamentales de Andrés Zaldívar indica el enorme error moral, jurídico y político que la sentencia envuelve:

- El decreto ley 604 podrá ser aplicado a una persona que, habiendo salido del país de manera normal, es acusada por el gobierno de ser un peligro para el Estado, por actuaciones ejecutadas dentro del país, y sin que jamás haya sido objeto de acusación alguna.
- El sistema constitucional dejará de ser aplicado cada vez que una disposición anterior, legal o constitucional, sea más favorable al gobierno que la norma establecida en aquél.
- Cuando los considerandos de una ley indiquen con claridad el marco al cual deben aplicarse las normas de aquélla, el tribunal podrá contradecir el texto literal de dichos considerandos y poner, en vez de ellos, su propia interpretación acerca de los objetivos perseguidos por el legislador.
- Cuando una disposición constitucional diga que un determinado derecho estará regulado por una ley, se entenderá que esta última puede llegar a la supresión total del derecho mismo.
- Cuando el Ejecutivo acuse a una persona de vilipendiar el honor de la patria, su palabra será creída por los Tribunales de Justicia por el sólo hecho de que tal afirmación se haga, sin que ella merezca ningún análisis para comprobar la realidad de lo dicho por el ciudadano acusado.

El único argumento jurídico dado por la sentencia es, en efecto, uno según el cual el derecho a entrar o salir libremente del país está regulado por el decreto ley 604, con lo cual aquél debe regirse por este último. No importa nada al tribunal que el término "libremente" signifique lo contrario de estar sometido a la voluntad arbitraria del gobierno. Olvida que es jurídicamente inaceptable que el Estado se atribuya a sí mismo el derecho a disponer de una persona por el mero "juicio" del gobernante.

La violencia distorsionada de la ley a que se alude aquí se demuestra también por el sólo hecho de que, para ser válida la interpretación de la Suprema, sería también válido que ella declarase inconstitucionales a las Actas Constitucionales. Nadie ignora que estas Actas se dictaron en el ejercicio del Poder Constituyente. Pero, tal voluntad no se halla en la parte substantiva, sino en sus considerandos. Según lo actuado por la Corte en el caso del señor Zaldívar, los considerandos no se toman en cuenta. De ahí resultaría que las Actas Constitucionales podrían ser declaradas como meramente legales. ¡Jamás ha pasado por la mente de la Suprema una idea semejante! Pero, ella pasa cuando se trata de un ciudadano que recurre a la simple lectura de los considerandos del decreto ley 604 para defender su derecho a entrar libremente a su propio país.



Un ex presidente de la Corte Suprema dijo alguna vez: "Y debo recordar a mis colegas de la magistratura que la Justicia de Chile a pesar de sus vacíos y deficiencias, siempre ha sido baluarte seguro del Estado de Derecho, único que cautela debidamente la dignidad humana y que es garantía de las libertades ciudadanas, aun en los momentos más difíciles de nuestra historia, por lo que debemos continuar tan respetable tradición y no olvidar los deberes que nos impone el honroso título de JUEZ que tan dolorosamente suele afectar nuestra vida de hombres". (Discurso del Presidente de la Corte Suprema, don Ramiro Méndez, al iniciar el año judicial el 1º de marzo de 1972).

En verdad, es necesario recordar...

CENSURA

HOY, DEL 11 AL 17 DE FEBRERO DE 1981

Osteuropa und Südafrika

Palästina Angola Kaffee

Inhaltsverzeichnis



Impressum

Hrsg.: Aktion Dritte Welt e. V. — Informationszentrum Dritte Welt, Postfach 5328, Kronenstr. 16 (Hinterhaus), D-7800 Freiburg i. Brsg., Tel.: 0761/74003, Bürozeiten: Mo., Di., Do.-Fr. 10-13 u. 15-18 Uhr, mittwochs geschlossen

Zusammengestellt von: Isabel Armbrust, Frank Ballot, Iris Bauer, Andrea Borchers, Horst Breit, Konrad Fisch, Uwe Göde, Uwe Hartwig, Claudia Heid, Daniela Heuberger, Uwe Jungfer, Inge Kamolz, Christa Kernbichl, Michael Knüfer, Barbara Kupfer, Tilman Lamperter, Georg Lutz, Mechtild Maurer, Christel Opeker, Gunhild Rauch, Gerhard Rieger, Bernd Riegraf, Nivien Saleh, Klaus Schreiner, Jörg Späler, Ulrike Steckkönig, Detlev Vogel, Sigi Weber, Regine Wlassitschau, Udo Wolter

Bei Einsendung von Artikeln beachten Sie bitte folgende Angaben:
Manuskripte sollten mit der Schreibmaschine geschrieben sein, mit 2-zeiligem Abstand: 40 Anschläge und 30 Zeilen. Artikellänge: höchstens 15 Manuskript-Seiten. (ca. 18000 Zeichen)
Druck und Satz:
SOAK Hannover, Tel.: (0511) 326187

Vertrieb für Buchhandel:
prolit buchvertrieb gmbh, Siemensstraße 18a, Postfach 111008, 6300 Gießen 11, Telefon: (0641)77053

Copyright bei der Redaktion und den Autoren.

Vervielfältigungen für Unterrichtszwecke erlaubt und erwünscht.

Jahresabonnement (8 Ausgaben) im Inland: DM 48,- (für Rentner, Arbeitslose, Schüler, Studenten, Wehr- und Zivildienstleistende 38,- DM).
Kündigung zum Jahresende (schriftlich) ermäßigtes ABO nicht über den Buchhandel erhältlich

Schweiz: SFR 50,- (bzw. 40,-)
Österreich: 55,- DM
übriges europäisches Ausland:
DM 55,- (bzw. 45,-)
Luftpostabonnements:
Afrika, Nord- und Mittelamerika, Nahost und Südasien: 71,90 (bzw. 61,90)
Südamerika, Südostasien, Fernost: 78,50 (bzw. 68,50)
Australien, Südpazifik: 85,10 (bzw. 75,10)

Einzelpreis: DM 6,-/SFR 6,50,- (zuzügl. Porto)

Konten (Aktion Dritte Welt e. V.):
Postscheckkonto Karlsruhe Nr. 1482 39-755
Postscheckkonto Basel Nr. 40-35899.

Redaktionsschluß für Nr. 171:
02.01.1991

Anzeigenschluß für Nr. 171:
(Druckfertige Vorlagen) 12.01.1991

Eigentumsvorbehalt:
Nach diesem Eigentumsvorbehalt ist die Zeitschrift solange Eigentum des Absenders, bis sie dem Gefangenen persönlich ausgehändigt worden ist. Zur-Habe-Nahme ist keine persönliche Aushändigung im Sinne des Vorbehalts. Wird die Zeitschrift dem Gefangenen nicht persönlich ausgehändigt, so ist sie dem Absender mit dem Grund der Nichtaushändigung zurückzusenden.

Dieser Ausgabe ist die dritte gemeinsame Beilage der Dritte -Welt-Zeitschriften zum Thema: 500 Jahre Kolonialismus - 500 Jahre Widerstand beigeheftet.

„Wir unterstützen nicht Husseins Innenpolitik"

Während die Golfkrise gärt und immer unausweichlicher einer militärischen Eskalation entgegenzustreben scheint, stecken die Staaten und Organisationen des Nahen Ostens ihre Positionen ab. Mit dem offiziellen Sprecher der PFLP (Volksfront zur Befreiung Palästinas), Amer Qadisch, unterhielt sich Birgit Schäbler am 21. Oktober 1990 in Damaskus über die Folgen des Konflikts für eine neue politische Weltordnung, die Region und den palästinensischen Befreiungskampf.

Seit Beginn der Golfkrise stellt die westliche Presse Saddam Hussein als neuen Hitler dar. Für die arabischen Massen ist er ein neuer Held, fast ein Abklatsch Nassers — wie sieht die palästinensische Führung Saddam Hussein?

Was die Haltung der Palästinenser zu Saddam Hussein angeht, so ist es eine Haltung nicht zu seiner Person, sondern zu seiner Position in der palästinensischen Frage. Es ist ja bekannt, daß die Tragödie des palästinensischen Volkes schon seit vielen Jahren andauert, ohne daß eine Lösung gefunden wurde. Es gibt Dutzende von Resolutionen nach internationalem Recht zugunsten der palästinensischen Sache, von 1947 bis heute, ohne daß auch nur eine einzige umgesetzt wurde. Es dürfte sich unterdessen auch herumgesprochen haben, daß es der erklärte US-israelische Wille ist, eine Umsetzung zu verhindern. Der langjährige Kampf der Palästinenser, die Intifada, die nun fast 3 Jahre andauert, die lange Reihe von Initiativen und Vorschlägen der PLO haben zu nichts anderem als zu Ablehnung und zum Schließen aller Türen vor der Chance des Friedens geführt, wieder von Seiten Tel Avivs und Washingtons. Auf der letzten Tagung des Nationalrats 1988, der Tagung, die die Friedensinitiative der PLO beschloß, schlossen Genosse George Habbasch[2)] und Bruder Yassir Arafat eine Wette ab. Die Wette ging darum, ob diese gemäßigte Politik des Nachgebens auch nur irgend etwas bewirken würde....



Meines Feindes Feind ist mein Freund: Demonstration in den besetzten Gebieten, aus: Palästina Nr. 4, Okt. 1990

(lacht) und was hat Habbasch nun gewonnen?

(lacht) Na, die Führung der PLO natürlich! (wird ernst) Es ist ja bekannt, daß die PLO während der letzten 2-3 Jahre allen Forderungen und allem Druck nachgekommen ist und eine Reihe von Zugeständnissen gemacht hat, deren wichtigste Yassir Arafat auf seiner Pressekonferenz in Genf bekanntgegeben hat; die Anerkennung Israels, den Verzicht auf Terrorismus, das Einstellen des bewaffneten Kampfes vom Südlibanon aus und generell außerhalb der besetzten Gebiete. Trotz dieser Politik, die von den demokratischen Kräften in der PLO kritisiert wurde, und ich spreche von der PFLP selbst, geschah nichts für das palästinensische Volk. Yassir Arafat selbst machte in vielen öffentlichen Aufrufen auf die Gefahren aufmerksam, die ein kontinuierliches Zuschlagen aller Türen vor dieser gemäßigten PLO-Politik bewirken könnten. In einer der Zusammenkünfte mit Hosni Mubarak gestand er ein, daß Habbasch die Wette gewonnen hatte. In einer solchen Situation gibt es zwei Wege, seine Rechte wiederzugewinnen: gegenseitiges Verständnis und friedliche Mittel oder Krieg. Was schlägt denn eine Deutsche den Palästinensern vor, daß sie tun sollen?

Also ist die Lösung Krieg? Wer soll den Krieg denn führen — Saddam — und wer noch?

Die Kriegsoption ist nicht allzubald zu erwarten, aber sie ist eine sehr offene Option. Die ganze Welt muß verstehen, daß es keinen Frieden und keine Stabilität in der Region geben kann, solange die Palästinenser ihre legitimen Rechte, immerhin bestätigt durch die Vereinten Nationen, nicht erlangt haben, auch wenn der Golf-Konflikt gelöst würde.

Das heißt, daß die palästinensische Führung mit der Unterstützung Saddam Husseins nicht nur den arabischen und palästinensischen Massen folgt, sondern daß diese Position die genuine Position der Führung ist?

Im wesentlichen ist dies die Position der Führung, und auch der Massen. Keiner geht hier dem anderen voraus. Und zum 1. Mal seit mehreren Jahren ist die palästinensische Position in diesem Maße einheitlich, auf der offiziellen Ebene und der Ebene der Massen.

Es gibt also gerade keinen Widerspruch zwischen der Politik Arafats und dem Rest der PLO?
...... zum Golf meinen Sie?
Na ja, meine Frage war durchaus weiter gefaßt...
Es ist natürlich unmöglich, daß es keine Widersprüche gibt, das ist ja sozusagen das ABC des Lebens. Aber im Moment können wir sagen, daß das vorherrschende Bild das der Einigkeit ist. Aber unter dem Bild.... letzte Woche beendete der Palästinensische Zentralrat (PCC) seine ordentliche Sitzung. Wir forderten von Arafat, seine Politik der letzten 2 Jahre zu überdenken; wir forderten die PLO-Führung und an ihrer Spitze Arafat auf, Möglichkeiten zur Unterstützung der Intifada zu entwickeln und (den Kampf, Red.) eskalieren zu lassen. Wir kritisieren auch das Nicht-Aktivieren der palästinensischen politischen Strukturen, sei es seitens des Palästinensischen Nationalrats oder seitens des Zentralrats und den Mangel an Demokratie in diesen Gremien. Wir fordern, daß diese Gremien auch wirklich zu ihren festgesetzten Terminen stattfinden, und daß sich an ihre Beschlüsse gehalten wird. Wir fordern von der Führung auch eine rationale Finanzpolitik, d.h. daß mehr Geld für die Armen der Intifada ausgegeben wird, und nicht für neue Paläste und Villen.... nun, das sind einige der Widersprüche.

Bassam Abu Sharif sprach vor wenigen Tagen im Fernsehen über die Möglichkeit, die Intifada auf die Stufe des bewaffneten Kampfes zu heben — ist das ein Ausdruck der neuen Einigkeit?
Zum ersten ist die Parole, die Intifada durch militärische Aktionen zu unterstützen, keine neue. Es ist gut, daß sie endlich auch zu unserem ehemaligen Kollegen Bassam Abu Sharif durchgedrungen ist. Natürlich gaben wir diese Parole aus, weil wir davon überzeugt sind, daß unser Feind die besetzten Gebiete nicht verlassen wird, wenn wir ihm nicht schwere Verluste zufügen. Dafür haben wir ein Beispiel. Die Israelis zogen sich nicht umsonst aus den meisten Gebieten im Libanon zurück. Es tauchten bekanntlich viele Stimmen in Israel auf, die den Abzug der Truppen aus dem Libanon forderten, weil ihnen die Verluste zu hoch waren. Das war ein Teil. Natürlich gab es auch die anderen, friedensliebenden, demokratischen Stimmen. Die Intifada fügte Israel wichtige Verluste auf politischem, ökonomischem, diplomatischem und moralischem Gebiet zu; nicht, was seine Soldaten betrifft. Die USA können die ökonomischen Verluste Israels ausgleichen, sie können es durch das Veto beschützen, auf politischer Ebene, aber sie können die israelischen Soldaten in der West Bank und im Gazastreifen nicht beschützen. Aber das ganze Gerede von der Wichtigkeit, die Intifada mit Feuer zu unterstützen, heißt nicht, daß wir die gegenwärtige, von den Massen getragene und ebenfalls Gewalt anwendende Form des Aufstandes durch militärische Aktion von außen ersetzen wollen. Wir stimmen Arafat und Bassam Abu Sharif nicht darin zu, die Steine beiseite zu legen und zur Kalaschnikow zu greifen. Der Stein ist die Waffe der Massen, die Kalaschnikow die Waffe der Avantgarde. Wir wollen nicht, daß die Intifada ihren Massencharakter verliert.

Ich muss noch mal auf Saddam Hussein und seine Unterstützung durch die Palästinenser zurückkommen. Es ist manchem Linken ein Problem, daß fortschrittliche, sich als revolutionär verstehende Kräfte ein System unterstützen, das man durchaus als eine Art faschistisches bezeichnen könnte ...
Wir unterstützen Saddam Hussein in dieser Golf-Krise — wir unterstützen ihn nicht, was seine Innenpolitik im Irak betrifft. Nicht nur das. Wir waren gegen seinen Krieg mit dem Iran. Vielleicht ist es nicht allgemein bekannt, daß wir Büros in Bagdad hatten, noch bevor wir welche in Damaskus hatten. Aber wir schlossen unser Hauptquartier Anfang des Jahres 1980, weil wir in vielen Fragen, hauptsächlich aber in der des Irak-Iran Kriegs mit dem Irak völlig uneins waren. Bis zum letzten Besuch von George Habbasch in Bagdad und seinem Treffen mit Saddam Hussein wurden unsere Büros nicht wieder eröffnet. Man muß unterscheiden zwischen der Unterstützung für eine bestimmte Position oder einer grundsätzlichen Unterstützung. Ich möchte mich darüber nicht streiten, aber die USA, die sich so gern als Hüter der Demokratie aufspielen, haben ausgezeichnete Beziehungen zu reaktionären, aus dem Mittelalter stammenden Regimen, beschützen sie sogar......

Aber es besteht doch ein Unterschied zwischen irgendwelchen diplomatischen Beziehungen und einer wirklich starken Unterstützung durch die Massen — hat eine Führung, die sich als revolutionär versteht, nicht eine gewisse Verantwortung gegenüber den Massen? So eine massenhafte Begeisterung für einen Diktator, für einen Faschisten, wie ihn die Opposition nennt, geht doch auf Kosten fortschrittlicher Inhalte!
Die palästinensische Sache braucht die Unterstützung sogar des kleinsten Landes; wir brauchen auch die Unterstützung des Sultans von Brunei ! Und was die Demokratie betrifft, so gibt es kein einziges arabisches demokratisches Regime — schreiben Sie das ! Heißt das, wir sollen überhaupt keine Beziehungen haben? Wir glauben nicht an den Export von Revolution. Wir glauben, daß das irakische, syrische, libanensische Volk.....
.... und das kuwaitische ?
Ja, natürlich, auch das kuwaitische, das saudische und die demokratischen, nationalen Kräfte dafür verantwortlich sind, den nötigen demokratischen Wandel in diesen Staaten durchzusetzen.
Zu den arabischen Massen — unsere Beziehungen zu den arabischen Massen werden positiv oder negativ — beeinflußt durch die Position der PLO zu den Regimen oder den demokratischen Kräften in diesen Ländern. Wenn es Beziehungen zu einem Regime gibt, haben wir bessere Möglichkeiten, die Massen zu erreichen, als wenn unsere Präsenz verboten und illegal ist. In Ländern, wo wir verfolgt werden, haben wir keinen Einfluß. Weder unser offizielles Presseorgan noch irgendein PFLP-Mitglied kommt z. B. nach Ägypten hinein — es gibt keine Möglichkeit, unsere Meinung zu verbreiten, nichts. Wir brauchen Kontakte zu den Regimen, um mit den Massen und den demokratischen Kräften zusammenzuarbeiten. Und natürlich sind wir doppelt unterdrückt: Zum einen als palästinensische Organisation, und zum anderen durch den Umstand, daß alle Maßnahmen gegen das jeweilige Volk, oder die demokratischen, fortschrittlichen Kräfte auch uns treffen.

Wie sind denn z. B. die Beziehungen zu den kurdischen Organisationen? In einer Erklärung der Europavertretung der Volksbefreiungsfront Kurdistans, ERNK, heißt es: „In diesem Krieg ist der Platz der Völker der Region weder an der Seite der imperialistischen Besatzer, noch an der Seite der Saddam-Diktatur". Wie wäre es denn mit dieser Position?
Die historische Verbindung zwischen der kurdischen und der palästinensischen Sache ist gegeben. Zwei Nationalitäten sind von der Landkarte unserer Region gewischt worden: die palästinensische und die kurdische. Palästina wurde zwischen Israel, Jordanien und Ägypten aufgeteilt, Kurdistan zwischen dem Irak, der Türkei und dem Iran[3]. Wir haben dieselbe Tragödie. Zwei, die einmal im Gefängnis waren, wissen, was Gefängnis bedeutet.....also dieselben Erfahrungen, dieselben Hoffnungen....... Historisch und gegenwärtig gibt es einen gemeinsamen Kampf mit den Kurden. Letztes Jahr feierten wir Palästinenser das 800jährige Jubiläum der Befreiung Jerusalems von den Kreuzrittern, die unter der Führung von Salah ed Din al Ayyoubi geschah ...
....und der war Kurde. Nur daß ...
Ja — und im Moment haben wir gute Beziehungen zu der kurdischen Nationalbewegung, d.h. den verschiedenen Organisationen, die in der Region verstreut sind. Wir tauschen Meinungen aus, arbeiten zusammen ....
Aber in diesem Falle nicht.
Auch in diesem Fall. Es ist bekannt, daß in der arabischen demokratischen nationalen Linie unterschiedliche Haltungen zur Golf-Krise zu finden sind. Es sind ja nicht nur die Kurden, auch die irakischen Kommunisten vertreten den gleichen Standpunkt wie die Kurden. Und wir haben im Arabischen ein Sprichwort, das so viel bedeutet wie „die Leute von Mekka kennen ihre Stadt besser als wir." Aber wir können unseren Standpunkt und unsere Taktik als Palästinenser nicht an die Position oder an die Einschätzung jeder linken oder demokratischen, nationalen oder regionalen Bewegung binden. Wenn wir die Golf-Krise aus der palästinensischen Perspektive betrachten, kommen wir zu einer anderen Taktik, als wenn wir sie aus der kurdischen oder irakischen Perspektive betrachten. Und von hier gibt es manchmal Widersprüche zwi-

schen den Freunden, aber es sind objektive Widersprüche. Ich will ein Beispiel geben: Wir und die libanesische kommunistische Partei sind Genossen im Kampf und in der Strategie ... aber wir gingen durch eine schwere Prüfung, nämlich den Lagerkrieg.[4] Wir konnten wohl auf keinen Fall der Taktik der libanesischen kommunistischen Partei zustimmen, die den Krieg der Amal gegen die Palästinenserlager als gerechtfertigt ansah; natürlich basierte diese Position darauf, daß die KP ihre Basis unter den schiitischen Libanesen verloren hätte, wenn sie mit den Palästinensern gewesen wäre ... Für uns natürlich war klar, daß wir nicht mit der Amal sein konnten gegen unser Volk und unsere Interessen . In solchen Fällen müssen wir versuchen, unsere Beziehungen zu diesen Kräften zu erhalten, auch wenn es Widersprüche gibt.

A propos Libanon — was gerade im Libanon geschah (der Sieg über Aoun) — ist dies ein direktes Ergebnis des Baker-Besuches vor rund einem Monat?

Da müssen Sie die Syrer fragen!

Gut — dann frage ich Sie, wie denn die gegenwärtigen Beziehungen zwischen der PFLP und den Syrern aussehen. Es gab Gerüchte, daß die Front umziehen würde......

Nach dem Besuch von George Habbasch in Bagdad und seinem Treffen mit Saddam, Ramadan und Aziz wurden Gerüchte in die Welt gesetzt, daß die Büros der PFLP in Damaskus geschlossen werden sollten. Aber wie Sie sehen, sitzen wir immer noch in Damaskus, und wir von der Front haben nicht im mindesten die Absicht, unsere Büros hier zu schliessen. Und solange wir uns politisch ausdrücken können, nicht unbedingt in Syrien selbst, aber nach außen, werden wir versuchen, unsere Präsenz hier zu erhalten. Syrien ist ein arabisches Land, es gibt viele Tausend Palästinenser in Syrien, ein Teil des Landes ist besetztes Gebiet, die Golan-Höhen, wir haben also dasselbe Los. Unsere Präsenz hier basiert auf gegenseitigem Respekt und in der Nichteinmischung in die jeweiligen inneren Angelegenheiten. Wir haben auch dazu aufgerufen, die Beziehungen zwischen Syrien und der ganzen PLO zu korrigieren; wir hoffen, daß es passende Umstände für eine solche Korrektur geben wird.

Der kommende Winter könnte für die Zukunft der Region sehr entscheidend werden. Wie könnte denn die politische Landkarte nach diesem Winter in dieser Region aussehen?

Das kommt darauf an, wie die Golf-Krise gelöst wird. Wenn es den Amerikanern gelingt, ihren Willen durchzusetzen, wird es weder einen palästinensischen Staat geben, noch wird es Yassir Arafat geben, noch König Hussein von Jordanien, und natürlich keinen Saddam Hussein und keinen Irak. Es gibt allerdings auch die Option, daß die Krise eingefroren wird, wie die palästinensische Sache. Eine gerechte Lösung würde so aussehen, daß es Kuwait gibt, den palästinensischen Staat und Ruhe und Frieden in der Region. Deshalb müssen wir einfach, als Palästinenser, als Araber, mit den fortschrittlichen Kräften in der Region und auf der ganzen Welt, die Amerikaner daran hindern, diese Schlacht zu gewinnen. Und eben nicht, um das irakische Regime zu verteidigen. Und ich möchte allen unseren Freunden in Deutschland eindringlich sagen: Wenn die USA sich durchsetzen, wird es in dieser Region weder Frieden, noch Gerechtigkeit, noch Stabilität geben.

Die dramatischen Veränderungen, v.a. natürlich die in Osteuropa, sind ja in gewisser Weise ein Ergebnis von Gorbatschows Perestroika. Wie sieht denn die PFLP die Perestroika?

Die Außenpolitik jedes Staates wird bestimmt durch innere Interessen ... sieht man von richtigen sozialistischen Staaten einmal ab. Die SU will ihre inneren Probleme lösen, um jeden Preis. Sie will zweierlei: Geld und Technologie. Und das gibt es beides nicht bei Habbasch, nicht bei Arafat oder sonst irgendwem, das gibt es in Washington. Außerdem sind wir nicht einverstanden damit, wie mit den 70 Jahren „Dunkelheit", also den 70 Jahren sozialistischer Erfahrung umgegangen wird. Wir stehen wirklich vor einem großen Problem.





„Wir werden niemals aufgeben"

Es hat — im Zuge der Entwicklungen in der SU — in kommunistischen Parteien auf der ganzen Welt Spaltungen gegeben, bis hin ins palästinensische Lager. Die Demokratische Front zur Befreiung Palästinas kämpft gerade mit diesem Problem. Wie steht es in Ihrer Organisation?

So ein Problem gibt es bei uns nicht. Unsere offizielle Haltung zur Perestroika wurde letztes Jahr verlautbart. Wir sagten, wir unterstützten sie, v.a. die Demokratisierung, haben aber Bedenken. Wir sagten auch, wir hielten es nicht für nötig, daß, wenn es im August in Moskau regnet, wir hier unsere Regenschirme aufspannen. Wir sind eine eigene Organisation, wir haben unser Potential, eine gerechte Sache, und wir müssen die Konsequenzen dieser Politik für uns und den Rest der Dritten Welt sehen. Wir sind gegen das Hauptprinzip dieser Außenpolitik, das den Interessen des Imperialismus dient. Es ist eben nicht so, daß die Ära der Widersprüche beendet ist und die Ära der Einigkeit begonnen hat. Aber wir haben uns eine Atmosphäre der Offenheit zu diesem Thema erhalten, das natürlich in unseren Reihen kontrovers diskutiert wird. Und das hat uns vor einer Spaltung bewahrt.

Sie haben vorhin die deutsche Einheit erwähnt, die ja in der arabischen Welt bevorzugt vor dem Hintergrund der arabischen Einheit gesehen und gutgeheißen wird. Was halten Sie von dieser Einheit?

Wir fragen uns, wem sie nützt. Wir haben die Teilung Deutschlands als Ergebnis des Zweiten Weltkriegs verstanden, als Ergebnis der faschistischen Aggression. Leider beging Hitler Selbstmord, und das deutsche Volk hatte die Konsequenzen zu tragen. Wir befürchten, daß das, was da passiert ist, eher eine Annexion als eine Einheit ist.

Vielen Dank für dieses Gespräch.

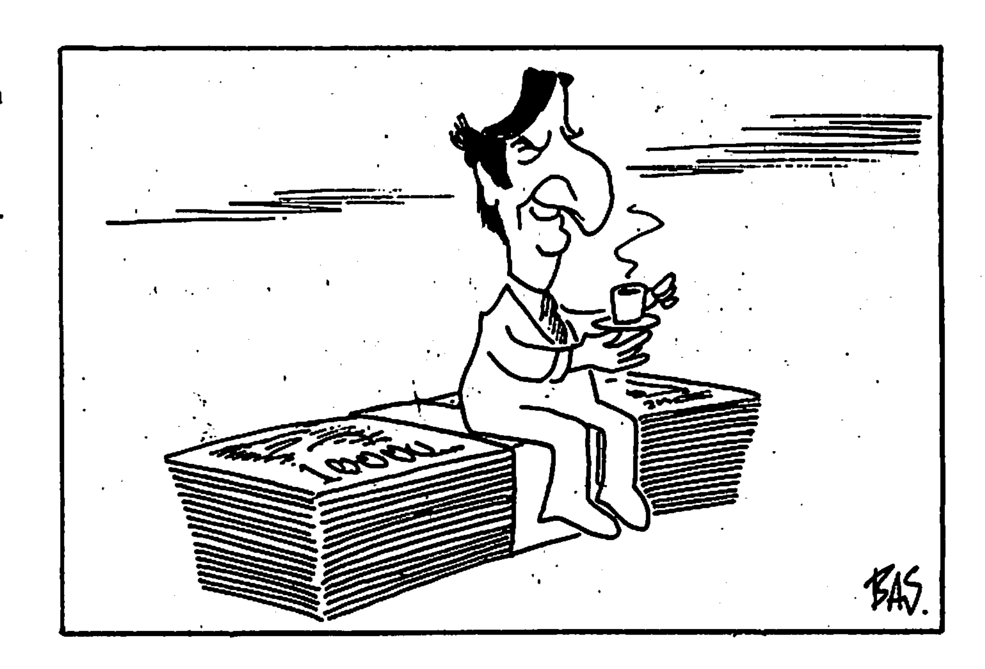
Das Interview führte Birgit Schäbler

Anmerkungen:

1) Die Popular Front for the Liberation of Palestine wurde 1967 gegründet. Sie ist nach der al-Fatah die zweitstärkste Partei innerhalb der PLO und versteht sich als marxistisch-leninistisch.
2) Dr. George Habbasch ist Vorsitzender der PFLP.
3) Teile Kurdistans liegen auch in Syrien und in der Sowjetunion.
4) Im Sommer 1985 führte die schiitische Amal-Miliz mit syrischer Unterstützung gegen drei palästinensische Flüchtlingslager in Westbeirut den sogenannten Lagerkrieg, der im April/Juni und im Oktober 1986 erneut aufflammte und sich dann bis in den Südlibanon erstreckte. Der Krieg diente dem Ziel, die bewaffnete Präsenz der PalästinenserInnen im Libanon zu zerschlagen.

Erste Antwort auf Collors Sanierungskonzept

Beim Urnengang am 3. Oktober in Brasilien kam es zu Veränderungen in der Wählergunst, die allgemein als Rechtsrutsch und Bestätigung für Präsident Collor de Mello gewertet wurden. In direkten Wahlen bestimmten über 80 Millionen Wahlberechtigte einen neuen Kongreß[1] sowie in elf Bundesstaaten in einer ersten Runde die Gouverneure. Am 25. November wurden 15 weitere Gouverneure gewählt, und zwar in jenen Bundesstaaten, in denen im ersten Anlauf kein Kandidat die erforderliche Mehrheit errungen hatte. Diese Ergebnisse lagen bei Redaktionsschluß noch nicht vor.



Markantestes Ergebnis im Vergleich zu den letzten Wahlen ist sicher die Implosion der ehemaligen Großpartei PMDB von 260 auf 108 Abgeordnete. Sie nimmt sich im historischen Rückblick allerdings nicht so drastisch aus. Die (P)MDB[2] hatte in den 70er Jahren in dem von oben verordneten Zwei-Parteien-System den Oppositionspart gespielt und dies mit so großem Erfolg, daß sie der Regierungspartei der Militärs zunehmend die Sitze abgenommen hatte. Zusammen mit der PFL, einer Abspaltung aus dem Lager der regierungstreuen PDS, war es ihr 1985 unvorhergesehen gelungen, ihren Kandidaten Tancredo Neves trotz Manipulationen im Wahlmännerkollegium zum neuen Staatschef zu wählen. Nach dessen Tod bildete die PMDB zusammen mit der PFL eine Koalition zur Stützung des Vizepräsidenten José Sarney. Bei den Kongreßwahlen 1986 war die Partei auf dem Höhepunkt ihrer Macht angekommen. Sie errang mit 53% die absolute Mehrheit. Unter der Leitung ihres greisen Führers Ulysses Guimaraes erfüllte sie ihren Auftrag als Garantin der langsamen, bruchlosen Rückkehr zur Demokratie in Brasilien.

Bereits während der Ausarbeitung der neuen Verfassung 1987/88 zeigte sich, daß die Partei ihre Abgeordneten in Fragen der inhaltlichen Ausgestaltung der „Nova República" nicht mehr unter einen Hut brachte. Der Kampf um das politische Erbe des Parteimolochs hat deshalb bereits seit längerer Zeit begonnen. Schon unter dem Druck der Auseinandersetzungen mit der Regierung Sarney zerbrach die Partei in verschiedene Flügel und hatte nach Abspaltung der sozialdemokratischen PSDB Mitte 1988 und verschiedenen Abgängen zu anderen Parteien bereits vor den Neuwahlen rund die Hälfte ihrer Stärke im Kongreß eingebüßt[3]. Vor dem Hintergrund dieser schon länger anhaltenden Talfahrt war eine Wiederholung des Ergebnisses von 1986 nicht zu erwarten. Es muß schon eher erstaunen, daß diese identitätslose Partei der Mitte auch nach den Wahlen mit über 20% der Stimmen nach wie vor (numerisch) stärkste politische Kraft bleibt.

Die Hoffnungen der wichtigsten linken Oppositionsparteien PT, PDT und PSDB auf eine entscheidende Stärkung ihrer Position in der

Wahlergebnisse vom 3.10.1990

Abgeordnetenhaus im Vergleich mit Wahlen 1982 und 1986)

Partei	Jahr 1982	1986	1990
PDT	24	24	47
PT	6	16	35
PSB	-	1	11
PCdoB	-	3	5
PCB	-	3	3
PMDB	200	260	108
PSDB	-	-	37
PFL	-	118	84
PDS	235	33	42
PRN	-	-	40
PTB	14	17	38
PDC	-	5	22
PL	-	6	15
PSC	-	1	6
PRS	-	-	4
PST	-	-	2
PTR	-	-	1
PSD	-	-	1
PMN	-	-	1

Legislative sind enttäuscht worden. Zum einen mag dies an den hohen Erwartungen nach den Erfolgen bei den zurückliegenden Kommunal- und Präsidentschaftswahlen liegen. Im November 1988 konnten die drei Parteien fast alle wichtigen Bürgermeister im entwickelten Südosten und Süden des Landes stellen , und bei der Wahl des neuen Präsidenten vor einem Jahr vereinigten ihre Kandidaten in beiden Wahlgängen jeweils knapp die Hälfte der Stimmen auf sich.[4] Die politische Konstellation vor den jetzigen Wahlen ähnelt jedoch vielmehr den Kongreß- und Gouverneurswahlen im November 1986. Auch die damaligen Regierungsparteien PMDB und PFL profitierten von der anfänglichen Erfolgsphase des „Plano Cruzado" und die linke Opposition wurde auf Randplätze verwiesen.[5] Sie kommt aber im Abgeordnetenhaus dennoch inzwischen auf etwa 20% und bestätigt damit den Aufwärtstrend (1982:7%. 1986:10%) seit der politischen Öffnung.[6]



Mann mit Geschichte: Der Gouverneur von Rio de Janeiro, Leonel Brizola

Ein weiterer Grund für das magere Abschneiden auf Bundesebene dürfte in der Orientierungskrise liegen, die die Reformparteien in Lateinamerika generell durchlaufen. Die „Partei der Arbeiter" (PT) hat intern schwere Kämpfe auszufechten gegenüber der orthodoxen Linken, die zuletzt sogar noch eine Verurteilung der Reformen in der Sowjetunion in einer Parteiresolution durchsetzen wollte und Albanien als das letzte wahrhaft sozialistische Land ansieht.[7] Auch die öffentlichen Auseinandersetzungen zwischen prominenten Parteimitgliedern über die zukünftige ideologische Orientierung muß zu Wahlkampfzeiten die Attraktivität der Partei beeinträchtigen.[8] Obgleich mit der sich abzeichnenden sozialdemokratischen Umorientierung der PT nunmehr drei wichtige Parteien sich dieses Feld streitig machen, sind die Grenzen einer positiven Zusammenarbeit, wie auch die Wahlen wieder gezeigt haben, sehr eng gezogen. Zu verschieden sind die politischen Stile der hauptsächlich im Kongreß agierenden PSDB, der um die Figur Leonel Brizolas gruppierten PDT und der PT, die (wie selbst ihre Gegner zugeben müssen) als einzige über eine funktionierende Parteibasis verfügt. In so wichtigen Bundesstaaten wie Rio de Janeiro, Sao Paulo oder Pernambuco kam es folglich bei den jüngsten Wahlen nicht zu einer Wiederholung von Linksbündnissen, wie in den letzten Jahren.

Parteienspektrum

Rechtes (Regierungs-)Lager: PDS (Partido Democratico Social), Regierungspartei während der Militärdiktatur (vor 1979 unter dem Namen ARENA), starke Präsenz im Süden; PFL (Partido Frente Liberal), Abspaltung der PDS 1984, die den Wechsel zur zivilen Regierung Sarney ermöglichte und diese später stützte, Schwerpunkt im Nordosten; PTB (Partido Trabalhista Brasileiro), konservativ-paternalistisch ausgerichtete Erbin des Populismus der 50er Jahre; PRN (Partido da Renovacao Nacional), von Collor während des Präsidentschaftswahlkampfes gegründete Partei; PDC (Partido Democratico Cristao), PSC (Partido Social Christao), zwei relativ junge Parteien mit dem Anspruch, eine christliche Politik zu vertreten; PL (Partido Liberal), wirtschaftsliberale Partei mit Schwerpunkt im industrialisierten Südosten. Die übrigen Parteien PST (Partido Social Trabalhista), PTR (Partido Trabalhista Renovador), PRS (Partido Renovacao Social), PMN (Partido Municipalista Nacional), PSD (Partido Social Democrático) sind Verhikel einzelner Politiker wie z.B. Helitio Garcia (PTR) und Ronaldo Caiado von der Landesbesitzervereinigung (PSD).

Politische Mitte/Unentschiedene: PMDB (Partido Movimento Democrático Brasileiro), Oppositionspartei während der Militärdiktatur (vor 1979 unter dem Namen MDB), Regierungspartei unter der Regierung Sarney 1985-90, national präsent; PSDB (Partido Social Democrático Brasileiro), Abspaltung des linken Flügels der PMDB 1988, die für ein parlamentarisches Regierungssystem eintritt.

Linkes (Oppositions-) Lager: PDT (Partido Democrático Trabalhista), populistische Reformpartei mit enger Anlehnung an Leonel Brizola, Schwerpunkt in Rio Grande do Sul und Rio de Janeiro, PT (Partido dos Trabalhadores), Arbeiterpartei mit starker Präsenz bei Gewerkschafts- und Landarbeiterbewegung sowie bei Intellektuellen; PCB (Partido Comunista Brasileiro), PCdoB (Partido Comunista do Brasil) moskauorientierte Kommunisten und eine Abspaltung davon.

Die Wahlen weisen aber auch einige Achtungserfolge für diese Parteien auf Landesebene auf, die zeigen, wie fest gerade PT und PDT in ihren regionalen Hochburgen verankert sind. So wurde Brizola erneut zum Gouverneur von Rio de Janeiro gewählt. Er war damit einer der wenigen, die in einem der wichtigeren Bundesstaaten bereits im ersten Wahlgang mit absoluter Mehrheit siegten.[9] Auch Darcy Ribeiro, der 1986 (nicht ohne eigenes Zutun) dasselbe Amt verfehlt hatte, wurde für die PDT zum Senator für den Bundesstaat gewählt. Für Sao Paulo kam Eduardo Suplicy für die PT in den Senat — der erste in einer Mehrheitswahl erreichte Sieg der Partei auf Landesebene.[10] Dies darf sicher auch als ein Urteil über die Arbeit der Präfektin der Metropole Sao Paulo, Luiza Erundina, interpretiert werden.

Da Präsident Collor den Ausbau seiner eigenen jüngst gegründeten „Partei der Nationalen Erneuerung" (PRN) nicht forcierte, gibt es im Lager der Regierungsparteien keinen eigentlichen Sieger. Die PFL als größte Regierungspartei mußte sogar Verluste hinnehmen. Das positive Wahlergebnis für die Parteien, die die Regierung stützen, kam nicht einer einzelnen Partei zugute, sondern hat die Zersplitterungstendenzen im rechten Lager gefördert.[11] Nur vier der rechten Parteien liegen über der 5% -Marke im Abgeordnetenhaus. Erst mit den insgesamt 12 regierungstreuen Parteien kommt Collor auf eine prekäre Mehrheit von 51% der Stimmen.[12]

Dennoch hat die Rechte zugelegt, und dies ist erstaunlich vor allem vor dem Hintergrund der vielen unpopulären Maßnahmen, die im Rahmen der angekündigten Liberalisierungs- und Modernisierungspolitik getroffen wurden. Das tagespolitische Klima in Brasilien wird in einem Maße von der Haltung zu den radikalen Wirtschaftsreformmaßnahmen der Regierung Collor de Mello bestimmt, daß auch die Wahlen in diesem Licht gesehen werden müssen. Die Kritik , die auf die wirtschaftlichen und sozialen Folgen von Collors orthodoxer Sanierungs- und Modernisierungspolitik zielt, scheint geringer zu wiegen als die vorzeigbaren Ergebnisse der Roßkur.

Macht Collor ernst?

Wie kommt es, daß der Präsident im Kongreß und bei den Wählern Zustimmung für die wirtschaftliche Roßkur findet, die allen Bevölkerungsteilen harte Opfer abverlangt. Mit den angekündigten Maßnahmen wie der massenweisen Entlassung von Staatsangestellten, der Privatisierung

öffentlicher Unternehmen und der effizienteren Besteuerung von Wirtschaft und Oberschicht will er den aufgeblähten Staatsapparat radikal zum Schrumpfen bringen und gleichzeitig den Staatshaushalt sanieren. Durch den Abbau von Subventionen und Aussenhandelsschranken soll auch die einheimische Wirtschaft einem stärkeren Konkurrenz- und Modernisierungsdruck ausgesetzt werden. Mit diesen Entstaatlichungs- und Deregulierungsmaßnahmen will Collor freiwillig den ordnungspolitischen Wandel in Brasilien durchsetzen, den IWF und Weltbank den Entwicklungsländern im Rahmen ihrer Kreditpolitik seit einem Jahrzehnt predigen und verordnen. Gegen den Druck von Gewerkschaften und Unternehmern wird dabei eine massive Rezession mit allen Folgen bewußt in Kauf genommen.
Dieses marktwirtschaftliche Durchstarten soll ohne jegliche Absicherung der vom Kollaps der Firmen und dem Verlust des Arbeitsplatzes Betroffenen erfolgen. Keine soziale, sondern eine freie Marktwirtschaft schwebt Collor vor.Die Betonung seiner nationalen Erneuerung liegt auf den heilsamen Folgen unternehmerischer Konkurrenz und technologischer Modernität. Deshalb soll auch allenfalls eine eigens gegründete Kommission (Secretaria Federal do Direito Económico, SNDE) die Bildung von Kartellen und Marktmonopolen verhindern und bestehende abbauen helfen.

Die Bestätigung von Collor durch die Wähler scheint die Rechtfertigung zahlreicher Militärregierungen Lügen zu strafen, eine soziale Opfer verlangende liberale Wirtschaftspolitik sei unter einer demokratischen Regierung in Lateinamerika nicht durchzusetzen. Ohne dieses Vorurteil wiederbeleben zu wollen muß dennoch darauf verwiesen werden, daß diese Folgen in ihrer ganzen Breite vor den Wahlen noch nicht eingetreten waren. Die Massenentlassungen im Mai dieses Jahres waren noch eine Folge von Collors Überraschungscoup gewesen, nämlich der Einfrierung aller Bankguthaben und dem öffentlichen Ausgabenstop. Vom abrupten Rückgang der Kaufkraft haben sich die meisten Branchen wieder erholt und Kurzarbeit, Zwangsurlaub sowie Entlassungen zum großen Teil wieder zurückgenommen.

Collors orthodoxe Sanierungspolitik hingegen beginnt erst punktuell zu greifen. Statt der angekündigten 350.000 Staatsbediensteten wurden nach offiziellen Angaben bisher erst 160.000 nach Hause geschickt. Inoffizielle Schätzungen liegen bei einem Bruchteil dieser Zahl. Außerdem sichert die neue Verfassung vom Oktober 1988 eine Arbeitsplatzgarantie nach 5jähriger Beschäftigungszeit. Etwa 1/3 der Betroffenen konnte deshalb nicht entlassen werden, sondern wurde in bezahlten Urlaub oder vorzeitigen Ruhestand geschickt.[13] Ebenso ist die Kürzung der Subventionen, der Verkauf staatlicher Betriebe sowie die Liberalisierung des Außenhandels erst Mitte des Jahres angelaufen. Preise wurden erst einzeln freigegeben. Die Auswirkungen dieses ordnungspolitischen Wandels vom Modell der Importsubstitution und Exportdiversifizierung (im Sinne des Aufbaus einer eigenen nationalen Industrie) hin zur bedingungslosen Integration in den Weltmarkt ebenso wie der erwartete Segen von Angebot und Nachfrage sind noch kaum abzuschätzen.[14] Vollends unwägbar ist die qualitative Seite der Reformpolitik, die ja in einem Schlag gegen die personelle und finanzielle Günstlingswirtschaft bestehen soll. Schon gibt es Kommentare, die die Ernsthaftigkeit von Collors Sanierungs- und Modernisierungsprojekt in Frage stellen und in allem nichts als eine geschickt aufgezogene, medienwirksame Schaumschlägerei erblicken.[15]
Wenn sich auch dafür im Moment lediglich Indizien anführen lassen, so muß Collors Wahlerfolg zum gegenwärtigen Zeitpunkt eher als Stimmungsbarometer gesehen werden und ist (noch) kein Urteil über die wirtschaftliche und soziale Belastungsfähigkeit, die der Gesellschaft im Namen des Marktes abverlangt wird.

Zum politischen System

Nach dem Inkrafttreten der neuen Verfassung im Oktober 1988 änderten sich die Bedingungen der politischen Auseinandersetzung. Brasilien blieb eine präsidiale Demokratie mit einem direkt gewählten Staatsoberhaupt. Im föderativen System Brasiliens hat die Zentralregierung nach wie vor ein starke Stellung gegenüber den Bundesländern und Munizipien. Dennoch kam es zu Neuerungen sowohl im Hinblick auf die vertikale als auch auf die horizontale Gewaltenteilung. Im Zuge einer stärkeren Dezentralisierung im Finanzbereich wurden die Bundesstaaten und Munizipien tatsächlich gestärkt. Sie erhalten höhere Anteile am Steueraufkommen des Bundes sowie eigene Finanzquellen. Einer Gängelung mißliebiger Präfekten und Gouverneure sind damit engere Grenzen gesetzt als bisher.
Außerdem wurde der Kongreß, der aus zwei Kammern (Abgeordnetenhaus und Senat) besteht, in seine natürlichen Rechte als Gesetzgeber und bei der Verabschiedung des Haushalts wiedereingesetzt. Der Präsident kann weiterhin in bestimmten Bereichen Gesetze in Form „provisorischer Maßnahmen" erlassen. Diese müssen jedoch innerhalb eines Monats vom Kongreß bestätigt werden, ansonsten werden sie ungültig. Eine dauernde Ausnahmegesetzgebung am Kongreß vorbei ist damit unterbunden. Auch wurde das Oberste Bundesgericht in den Rang eines Verfassungsgerichtes erhoben, das über Kompetenzstreitigkeiten, das Prozedere und die Verfassungskonformität bei der Gesetzgebung zu wachen hat. Auch die richterliche Gewalt hat damit an Relevanz in der politischen Auseinandersetzung gewonnen.
Ein Dauerbrenner und nicht zu vernachlässigendes Faktum im politischen System ist die noch nicht abgeschlossene Debatte über das zukünftige Regierungssystem. In den Übergangsbestimmungen der neuen Verfassung ist für September 1993 eine erneute Debatte und Abstimmung über die mögliche Einführung eines parlamentarischen Regierungssystems vorgesehen.

Stimmungshoch für den Alleingänger

Eine Mischung hauptsächlich subjektiver und einiger objektiver Erfolgsdaten der Regierung kennzeichnet die gegenwärtige Situation. Ein manifester Erfolg ist sicherlich die Stabilisierung der Inflation bei ca.10% (monatlich!) gegenüber den Raten unter der Regierung Sarney, die zuletzt die 100% -Marke anpeilten. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß es der Regierung auch gelungen ist, das chronische Defizit im Bundeshaushalt in den Griff zu bekommen. Sie ist damit nicht mehr verleitet, die Differenz über die Notenpresse oder teure Kreditaufnahmen auszugleichen. Schließlich hat Collor auch gegenüber den internationalen Gläubigern eine unnachgiebige und zugleich taktisch geschickte Haltung gezeigt. De facto wurden die Rückzahlungen eingestellt, ohne daß er offiziell ein Moratorium verkündete, wie noch die Regierung Sarney. Im Hinblick auf die zukünftigen Zahlungen beharrt die Regierung auf einer Summe von maximal etwa 5 Mrd. US$ jährlich, was knapp ein Drittel der in diesem Jahr anstehenden Vepflichtungen Brasiliens abdeckt.
Neben diesen manifesten Stabilisierungserfolgen — die aber noch keinen ordnungspolitischen Umbruch ausmachen — dürfte es vor allem der Eindruck sein, daß die Reformen alle Teile der Bevölkerung wie auch den Staatsapparat gleichermaßen treffen, der Collor das Vertrauen in die Ernsthaftigkeit seiner Absichten sichert. Der geschickte Angriff auf die Nutznießer des staatlichen Pfründensystems und das Aufschieben internationaler Zahlungsforderungen macht den Präsidenten zum moralischen Anwalt des Volkes, Verteidiger der Nation und Vorkämpfer für Modernität zugleich. Collors Regierung ist es gelungen, alle gesellschaftlichen Gruppen durch eine völlige Neuorientierung in der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik in Bann zu schlagen.



Collor macht ernst

entlassenen Justizministers Bernardo Cabral zurückzuführen sind. So mußte die Kürzung der Bezüge von Bundesbeamten nach einem Urteil des Obersten Bundesgerichts zurückgenommen werden. Auch beim Versuch, den Kongreß selbst in seinen eingeschränkten Vollmachten noch zu umspielen, mußten die obersten Bundesrichter die Regierung an die Spielregeln der neuen Verfassung erinnern.

Die grobe Reaktion der Regierung auf Kritik beispielsweise nach der Durchsuchung der angesehenen Tageszeitung Folha de Sao Paulo sowie die Festnahme von Geschäftsleuten, die gegen die neuen Verordnungen verstießen, blieben bisher noch eine Ausnahmeerscheinung. Die Berufung des erzkonservativen Jarbas Passarinho zum Nachfolger von Justizminister Cabras weist jedoch in dieselbe Richtung. Sie zeigt an, daß Collor de Mello keinen Zusammenhang sieht zwischen dem politischen Credo des Liberalismus und der neuen Marktphilosophie.

Wie schon während des „Plano Cruzado" unter dem letzten Präsidenten Sarney schafft die notwendige Neuorientierung sowie der Vertrauensbonus eine relativ lange Schonfrist für einen solchen großen Wurf. Weder Unternehmer noch Gewerkschaften wollen den Part des Schwarzen Peters spielen, falls die Reform der Wirtschaftspolitik nicht die erhofften Ergebnisse zeigen sollte. Der Sprung ins kalte Wasser steht noch aus. Die Folgen der liberalen Ordnungspolitik sind noch nicht voll zu Tage getreten.

Kontinuitäten im politischen Stil

Eindeutigere Aussagen lassen sich jedoch über die politische Strategie des Präsidenten machen. Hierin steht er durchaus in der Tradition seines Vorgängers Sarney. Collor regierte bisher ohne feste Mehrheiten im Kongreß. Seine Pläne sind nicht Ausfluß eines Parteiprogramms, sondern von seiner Equipe entworfen und von der Ministerialbürokratie ausgearbeitet worden. Durchgesetzt wurden sie ausschließlich mit Hilfe der präsidentiellen Ausnahmevollmachten („medidas provisorias"), die die neue Verfassung dem Staatsoberhaupt weiterhin garantiert . Die Parteien im Kongreß bewegten sich unter dem Eindruck der ·präsidentiellen Initiativen im Schlepptau der Regierung. Collor verstand es, wie schon sein Vorgänger, ein direktes Verhältnis zwischen Präsident und Bevölkerung herzustellen („Fürst und Volk"[16]). Demgegenüber hatten Kongreß und Parteien bisher nur eine untergeordnete Bedeutung. Sie gelten als Brückenköpfe der Privatinteressen und Verteidiger der alten Ordnung. Wo der Kongreß eigene Wege zu gehen versuchte, wie beispielsweise bei der Wiedereinführung der automatischen Lohnanpassung , griff Collor mit seinem Vetorecht ein.

Von anderer Seite hingegen mußte die Regierung Collor schon einige Rüffel hinnehmen, die auch im Nachhinein nicht allein auf die juristische Inkompetenz des

Steine auf dem Weg des modernen Prinzen

Neben der politischen Kultur des Autoritarismus und den persönlichen Ambitionen des Präsidenten spiegelt sich hierin jedoch auch ein institutioneller Engpaß der brasilianischen Demokratie, der diese vor existenzielle Probleme stellen kann. Der Blick in die jüngste Vergangenheit lehrt, daß ein Präsident bei abnehmender Popularitätskurve dies sehr bald auch im Kongreß zu spüren bekommt. In einem solchen Fall ist keine der Parteien bereit, den Rücken für einen Plan hinzuhalten, der vor ihr allenfalls gebilligt, nicht jedoch entworfen wurde. Eher schon ist eine erneute Diskussion wahrscheinlich über eine mögliche Änderung des präsidialen Regierungssystems mit einem direkt gewählten Staatschef zu einer parlamentarischen Regierung, in der der Regierungschef von einer Mehrheit im Parlament eindeutig abhängig ist. Da die Verfassungsväter sich 1988 in diesem Punkt nicht einig werden konnten, haben sie diese Frage quasi als Zeitbombe in die nun anstehende Legislaturperiode verlegt.[17] Bei stärkeren Einbrüchen im Rückhalt für sein Programm könnte es deshalb durchaus möglich sein, daß auch der direkt gewählte Collor de Mello sein Mandat schon vor Ablauf der Amtszeit gegen einen Kongreß mit Autorität zur Verfassungsänderung verteidigen muß.

Ein zweites Feld für politische Konflikte ist sicher schon mit der Wahl von Brizola zum Gouverneur von Rio de Janeiro vorgezeichnet. War bisher die politische Opposition auf die linken Präfekturen beschränkt, die aus den Wahlen 1988 hervorgegangen waren, so kommen mit den neuen Länderchefs weit mächtigere Rivalen ins Spiel, deren Widerstand den Präsidenten in Schwierigkeiten bringen kann.

Leonel Brizola wird vermutlich nicht nur mit seinem so ganz unzeitgemäßen staatlichen Erziehungsprogramm[18] einen Kontrapunkt zu Collors neoliberalem Konzept bilden, sondern er wird auch versuchen, eventuell aufkommende Unzufriedenheit mit Collor de Mello und soziale Spannungen politisch umzusetzen . Bei den anstehenden Nachwahlen der Gouverneure hat seine Partei Kandidaten in vier Bundesstaaten im Rennen und könnte noch entscheidend gestärkt werden.

Neben diesem politisch-instiutionellen Konfliktpotential ist nach wie vor auch die Reaktion der internationalen Finanzwelt auf die entschiedene Haltung des Präsidenten in der Schuldenfrage von Bedeutung. Sicherlich hat Collor mit seinem vorbildlichen orthodoxen Sanierungsprojekt bessere Karten bei diesem Poker als noch sein Vorgänger Sarney. Sollte seine Regierung aber trotzdem seine Maximalbedingungen von höchstens 5 Mrd. US$ jährlicher Rückzahlung nicht durchbringen, so wird sie dies nicht nur psychologisch belasten, sondern könnte auch das Reformprojekt finanziell ins Schleudern bringen.

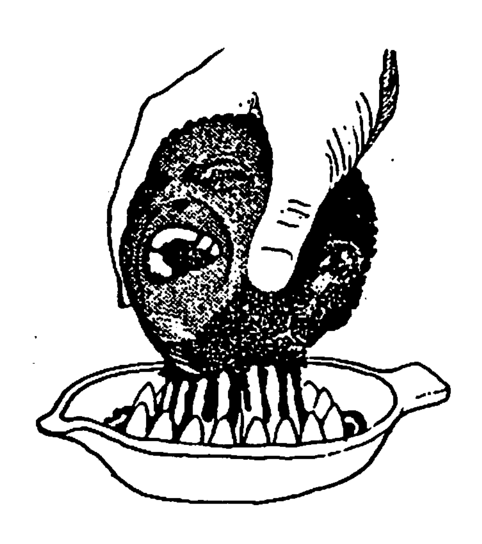
Schließlich kommen aber vor allem die Auseinandersetzungen über die sozialen und ökonomischen Kosten des Umbauprogramms noch auf die Regierung zu. Bisher haben die Gewerkschaften den Reallohnverlust bei schleichender Inflation und abgeschaffter automatischer Lohnanpassung widerwillig hinnehmen müssen. Die massiven Streiks in den Stahlwerken von Volta Redonda und beim Automobilhersteller Ford blieben ergebnislos. Trotz der neuen Philosophie freier Verhandlungen zwischen Arbeitern und Unternehmern bleiben die Gehälter praktisch eingefroren. Die Unternehmer bleiben angesichts festgeschriebener Preise und Absatzschwierigkeiten hart und die Regierung hat für die öffentlichen Bediensteten Lohnerhöhungen bis Jahresende ausgeschlossen. Die Bereitschaft zu politischen Streiks gegen die Privatisierungspolitik und für die Wiederaufnahme der automatischen Lohnanpassung ist in Zeiten einer Rezession und drohendem Arbeitsplatzverlust nicht allzu groß, wie der gescheiterte Generalstreik im Juni zeigte. Dies kann jedoch sehr schnell auch ins Gegenteil umschlagen, wenn die Belastungsgrenze überschritten wird. Schon mehren sich die Anzeichen eines Abweichens von der Marktphilosophie und die Regierung scheint auf den älteren Gaul namens „pacto social" umzusatteln. Diese Versuche, eine Konzertierte Aktion zur Rettung der Volkswirtschaft zu starten, war bisher immer das Anzeichen dafür, daß die Dinge für die Regierung nicht zum Besten stehen.

Wie immer Collor diese tagespolitischen Prüfungen bestehen mag, — sozialpolitische Reformansätze zur Linderung der absoluten Armut und Behebung der krassen Einkommensdifferenzen scheint er ganz weggepackt zu haben. Bildungsprogramme für die 7 Millionen Straßenkinder oder die schon notorische Forderung nach einer Landreform für 4 Millionen Landlosenfamilien sind nicht mit Collors Plädoyer für die Freiheit vereinbar. Dieses beinhaltet kein bürgerliches Emanzipationsprojekt, sondern ist eine Formel aus der technokratischen Zauberkiste zur Krisenbewältigung und technologischen Modernisierung in Brasilien. Wenn die politischen Folgen auch keine unmittelbaren sind, so muß sich die Regierung dennoch mit der zunehmenden Gewalt auf dem Land und in den Städten auseinandersetzen. Schon setzen die Landlosenbewegungen nicht mehr auf eine politische Lösung durch eine Landreform, sondern auf die Durchsetzung der Interessen vor Ort. Landbesetzungen nehmen wieder zu und die Bereitschaft zur Gewaltanwendung steigt auch auf der Seite der bisher friedlichen Besetzer. Neben den Armen scheint auch die brasilianische Elite die Zeichen der Zeit erkannt zu haben. Die 90er Jahre werden von ihr laut einer Umfrage als Dekade chronischer sozialer Auseinandersetzungen gesehen.[19].

Bruno Speck

Anmerkungen:

1. Genauer: Das Abgeordnetenhaus und 1/3 des Senats, d.h. je ein Senator pro Bundesstaat. In den neuen Bundesstaaten Amapá, Roraima und Tocantins wurden alle Senatoren neu gewählt.
2. Im Zweiparteiensystem 1965-79 nannte sich die Partei MDB („Demokratische Brasilianische Bewegung"). Die Regierungspartei des Militärs hieß ARENA; nach 1979 PDS.
3. Vor den Wahlen hatte sie noch 131 Abgeordnete im Kongreß.
4. Zur Erinnerung: im ersten Wahlgang belegten Lula (PT), Brizola (PDT) und Covas (PSDB) mit 17,2%, 16,5% und 11,5% der gültigen Stimmen den zweiten, dritten und vierten Platz hinter Collor (28,5%). In der Stichwahl gewann Collor mit einem unerwartet knappen Vorsprung vor seinem Rivalen Lula.
5. Noch ein kurzer Rückgriff: Die heterodoxe Wirtschaftsreform des Plano Cruzado unter Präsident Sarney war bei den Wahlen 1986 bereits fast 9 Monate in der Bewährungsprobe, und spielte trotz des späteren Scheiterns hohe Wahlgewinne ein.
6. Gerechnet wurden PDT, PT, PSB, PCB und BCdoB. Rechnet man die in ihrer Haltung zur Regierung noch unentschiedene PSDB hinzu, so kommt man für 1990 sogar auf 27% der Sitze.
7. Die zwei radikalsten Gruppen sind die „Convergencia Socialista" und die „Causa Operária". Beide hatten bisher einen hohen Grad organisatorischer Autonomie innerhalb der Partei (mit eigenem Sitz, eigener Führung und eigenen Zeitungen). Die Führung der PT drängt nun auf eine stärkere Einbindung dieser Gruppen in die Parteidisziplin oder auf deren Ausschluß. Letzteres ist deshalb nicht ganz unproblematisch, weil diese Gruppen wegen ihrer „verfassungsfeindlichen Zielsetzungen" keine Zulassung als eigenständige Partei erhalten können (Latin American Weekly Report, 1. Februar 1990, S. 5). Obgleich die Kommunistenjagd weitgehend der Vergangenheit angehört ist dies ein gefundenes Fressen für die politische Rechte - auch wenn die PT zu Recht auf ihre Verbindungen zur polnischen Gewerkschaft Solidarität verweist.
8. So etwa die in der Folha de Sao Paulo ausgetragene Auseinandersetzung über die Krise der Marxistischen Theorie und den Begriff des Klassenkampfes, in der mit Francisco Weffort und Florestan Fernandes zwei prominente Vordenker der Partei konträre Positionen bezogen. Vgl. zu dieser Neuorientierung auch das Interview mit Aloizio Mercadante von der PT, abgedruckt in ila Nr. 140 vom November 1990.
9. Im Gegensatz zu den vergangenen Wahlen 1982 und 1986 werden die Gouverneure nach der neuen Verfassung nicht mehr mit relativer, sondern mit absoluter Mehrheit gewählt. In 16 der 27 Bundesstaaten gelang keinem Kandidaten der Sieg im ersten Wahlgang. Die Stichwahl findet am 25. November statt.
10. Die Abgeordneten werden in Verhältniswahlen, die Senatoren im Mehrheitswahlen auf Landesebene gewählt.
11. Auch bei der Wahl der Gouverneure zeichnet sich dieses Bild eines Wiederauflebens konservativer Lokalgrößen. Paulo Maluf steht in Sao Paulo mit guten Aussichten im zweiten Wahlgang; Antonio Carlos Magalhaes hat in Bahia bereits im ersten Wahlgang gewonnen. Politische Solidarität ist von diesen eingefleischten Machtpolitikern jedoch nur im Gegenzug gegen Berücksichtigung ihrer Interessen bei der Besetzung hoher Posten in der Bundesverwaltung oder bei der Vergabe von Bundesgeldern zu erwarten.
12. Schlagzeilen machte schließlich die in einer Hochrechnung kalkulierte Zahl der Nichtwähler. Die Hälfte der Wahlberechtigten hat danach keine gültige Stimme für einen Senator abgegeben; zwei Drittel sogar haben keinem Abgeordneten eine gültige Stimme gegeben! Da es sich hierbei um die addierten Zahlen für ungültige Stimmen, weiße Stimmzettel und Nichtwähler (trotz Wahlpflicht) zusammen handelt und endgültige Zahlen noch nicht vorliegen, ist noch nicht auszumachen, ob es sich hierbei um Wahlmüdigkeit, Überdruß an den Parteien oder Unkenntnis über das korrekte Ausfüllen der Stimmzettel handelt (Vgl. Istoé vom 10.10.1990).
13. Offizielle Daten nach Veja vom 27.6.1990. Man konnte darüber spekulieren, daß es also im Grunde nur die unter der Administration Sarneys neu eingestellten Bediensteten besonders hart getroffen hat, nicht aber die Funktionäre, die noch unter der Militärdiktatur eingestellt worden waren.
14. Übrigens beansprucht bereits der letzte Präsident Sarney, mit einem Maßnahmenpaket zur Senkung der Außenzölle und Reduzierung der Subventionen vom Mai 1988 diesen Paradigmenwechsel in der Außenwirtschaftspolitik vollzogen zu haben.
15. Vgl. NZZ vom 25.10.1990
16. So der Titel einer politischen Analyse der ersten Jahre der Regierung Sarney (Olavo Brasilde Lima Junior: Autoritarismo e Democracia: O Principe e o Povo no Brasil, Cadernos de Conjuntura Nr. 9, Mai 1987, IUPERJ, Rio de Janeiro), die ohne weiteres auch auf den Start der Regierung Collor übertragbar ist.
17. Vgl. Kasten.
18. Das umstrittene Aushängeschild während seiner Amtszeit als Gouverneur 1982-1986 war die Errichtung von (geplanten) 500 staatlichen Ganztagsschulen (sogenannten Brizoloes) unter der Regie von Darcy Ribeiro, die neben dem Bildungsauftrag und der Ganztagsbetreuung auch ein Ernährungsprogramm beinhalten.
19. Latin American Weekly Report, 12. Juli 1990, S. 5.



Sanktionsbrecher aus Osteuropa

Das über fünf Milliarden US-Dollar schwere Diamantabkommen, das die Sowjetunion kürzlich mit der südafrikanischen Minengesellschaft De Beers abgeschlossen hat, ist das jüngste Beispiel für die wachsende Zusammenarbeit zwischen den osteuropäischen Regierungen und Südafrika. Es ist zugleich ein unerfreulicher Nebeneffekt der Aussöhnung zwischen Ost und West. Dazu kommt, daß das Abkommen gerade zu dem Zeitpunkt in die Wege geleitet wurde, an dem die Anti-Apartheid Kampagne in ihr letztes, alles entscheidende Stadium tritt.

Der Diamantenvertrag garantiert Moskau, das dringend Devisen für Getreideimporte benötigt, einen schnellen Kredit von einer Milliarde Dollar.[1] Weitere vier Milliarden von De Beers stehen Moskau innerhalb der nächsten fünf Jahre ins Haus, während der Konzern die sowjetischen Diamanten über seine in London ansässige „Central Selling Organization"(CSO) vertreibt. Südafrika, das mit Wirtschaftssanktionen zu kämpfen hat, findet offensichtlich Gefallen an der Kreditvergabe an die Sowjetunion, die die Auflagen für Kredit- und Finanzhilfen der Westeuropäer und US-Amerikaner bislang nicht erfüllen konnte.

Es gibt Hinweise, daß die UdSSR schon seit 1957 ihre komplette Diamantenförderung über De Beers verkauft hat. [2] Trotz der länger zurückreichenden Zusammenarbeit zwischen der Sowjetunion und Südafrika kam die Ankündigung vom 25.Juli, daß Moskau dem De-Beers-Kartell beitreten werde, einer Ohrfeige für den African National Congress (ANC) gleich.

Das neue Abkommen wurde mit De Beers kürzlich gegründeter Schweizer Filiale De Beers Centenary AG abgeschlossen. Bei der Gründung von Centenary im Frühling dieses Jahres in Luzern begründete De Beers diesen Entschluß mit der Vorzugstellung der Schweiz als „a safe place to do business"; aus der Börsensprache übersetzt bedeutet das soviel wie : ein vor Verstaatlichungen einer zukünftigen ANC-Regierung sicherer Ort. [3]

Im Juni hatte sich Glavalmazzoloto, die sowjetische Diamanten- und Edelmetallbehörde, um die Mitgliedschaft im World Gold Council(WGC), einem von Südafrikas großen Minengesellschaften gegründeten Kartell, beworben. Mit dieser Aktion unterläuft die Sowjetunion eine Kampagne zum Boykott südafrikanischen Goldes, die von diversen US-amerikanischen Gewerkschaften und der gegen die Apartheid eingestellten World Gold Commission in Italien ins Leben gerufen wurde.[4] Laut Business Day, einer Johannesburger Wirtschaftszeitung, bemühten sich sowjetische Bergbaufunktionäre unmittelbar im Anschluß an die Unterzeichnung des Vertrages mit De Beer um technologische Hilfe und um Investitionen bei südafrikanischen Minengesellschaften.[5]

In derselben Woche kündigte der weltberühmte Moskauer Staatszirkus eine Südafrika-Tournee für 1991 an. Der ANC hat mit Demonstrationen gegen diese Tournee gedroht, die eine Verletzung des Kulturboykotts gegen Südafrika darstellt.

(...)

Intensivere Zusammenarbeit mit Südafrika

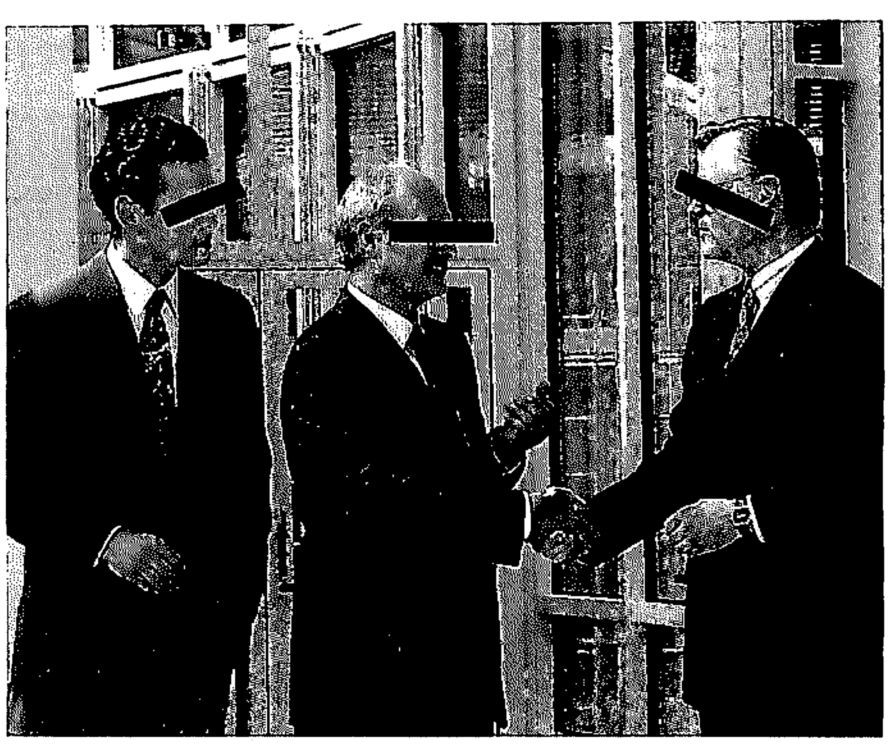
Ungarn, lange Zeit das führende Reformland des Ostblocks, ist auch der Vorreiter auf dem Weg zur Intensivierung der Beziehungen zum Apartheidregime. Erst kürzlich schloß Ungarn als erstes osteuropäisches Land ein Handelsabkommen mit Südafrika ab. Der Vertrag wurde am 10. August von Pretorias Handelsminister KentDurr und dem ungarischen Minister für internationale Wirtschaftsbeziehungen, Bela Kadar, in Budapest unterzeichnet.

Diese „Normalisierung" der Handelsbeziehungen wurde im Januar, zwei Monate vor den ungarischen Parlamentswahlen in Budapest in die Wege geleitet, als Außenminister Pik Botha als erster hochrangiger südafrikanischer Funktionär ein Ostblockland besuchte. Von der damals regierenden Ungarischen Sozialistischen Partei (USP) wurde eine allmähliche „Normalisierung" der diplomatischen Beziehungen und eine enge Zusammenarbeit im Bereich von Industrie und Handel mit Südafrika beschlossen.

Zwar fürchtete die USP, daß der Botha-Besuch und frühere Kontakte mit dem Regime der Weißen in Südafrika im Jahre 1989 politischpropagandistisch gegen sie verwendet werden könnten. Diese Furcht erwies sich jedoch als unbegründet. Die südafrikanischen Besucher wurden von den Oppositionsparteien begeistert begrüßt.

Nach dem Wahlsieg des rechtsnationalen Forums wurde mit einer Zusammenarbeit auf diplomatischer Ebene begonnen und die Wirtschaftskontakte wurden rasch intensiviert. Vom zweiten Stock des Budapester Interconti hat die südafrikanische

Gesandtschaft bereits seit April einen herrlichen Ausblick auf die Donau. Dort trifft sich der Vertreter Südafrikas in Ungarn, Cornelius Scholtz, mit jeder Menge südafrikanischer Geschäftsleute, die sich bei ihm über joint ventures, Investitionen und Absatzmärkte informieren. Obwohl Scholtz die Handelsausweitungen mit Ungarn als eher geringfügig bezeichnet, sieht er die neuen Beziehungen doch mit deutlichem Optimismus. „Die Regierung ist sehr kooperativ gewesen. Die Entwicklung ist vielversprechend, und es gibt keine Hindernisse für vollständige diplomatische Beziehungen in naher Zukunft" — so sein Kommentar zu ähnlichen Verlautbarungen ungarischer Politiker über die Beziehungen zwischen Südafrika und Ungarn. Ungarn habe Südafrika wenige interessante Exportgüter zu bieten. „Unsere Geschäftsinteressen beziehen sich auf Ungarn eher als Markt für unsere Bergbauprodukte und unsere Technologie". Das neueste Abkommen beinhaltet die gemeinsame Produktion von Bussen, die Koordination der Zentralbanken, die Aufnahme von Linienflügen mit der Fluggesellschaft Südafrikas, die seit 1986 von den USA boykottiert wird, und die Lokkerung der Visabestimmungen. In den vergangenen Monaten taucht südafrikanisches Obst immer häufiger in den Budapester Läden auf, während auch kommerzielle, akademische und touristische Kontakte intensiviert werden. Mit der Zusammenarbeit verbindet Südafrika auch die Hoffnung, Osteuropa als Sprungbrett in Richtung auf die westeuropäischen Märkte nutzen zu können.



„Vom zweiten Stock des Budapester Interconti hat die südafrikanische Gesandtschaft einen herrlichen Ausblick auf die Donau"

Ungarns „besondere Beziehungen" zu Südafrika

Die ungarische Zusammenarbeit mit Südafrika hat allerdings Tradition. So haben Exilanten des ANC in Budapest die Behauptung Prof. Robert Schrires, des Dekans der politikwissenschaftlichen Fakultät der Kapuniversität bestätigt, daß Ungarn trotz aller Dementis bezüglich der Verletzung des totalen Handelsboykotts des Comecon (RGW) gegen Südafrika schon seit Jahren südafrikanische Produkte mit „made in Hungary" Aufklebern versieht und in den Westen reexportiert, um so Sanktionen zu unterlaufen.[6]

1987 meldeten südafrikanische Zeitungen, daß „die Handelsverbindungen mit dem Ostblock es Südafrika ermöglicht haben, die strengen US-amerikanischen Sanktionen zu umgehen."[7] Damals wurden die Meldungen als Propaganda abgetan; zwei Jahre später jedoch wurde berichtet, daß ungarische und polnische Regierungsfunktionäre in geheimer Mission Südafrika besucht hätten.[8] Südafrikanische Quellen sprachen gleichzeitig von einer Ausweitung des Handels mit Ungarn um 30 Prozent.[9]

Die Angestellten eines Budapester Verlags- und Druckereihauses deckten vor kurzem auf, daß südafrikanische Firmen bei ihnen Bücher in Afrikaans drucken ließen. Die Vorlagen stammten aus Südafrika.

Budapest verteidigt die „besonderen Beziehungen" mit dem etwas fadenscheinigen Hinweis auf die kleine, 14.000 Menschen umfassende ungarische Minderheit in Südafrika — zum größten Teil Flüchtlinge von 1956.

Um die Verbindung mit Ungarn zu stärken hat Pretoria damit begonnen, mit Hilfe von Stellenanzeigen in ungarischen Zeitungen aktiv für die Auswanderung nach Südafrika zu werben. Für hochqualifizierte weiße Ingenieure, Ärzte, Mathematiker etc. übernimmt der Apartheidstaat 80 Prozent aller Reise- und sonstigen Kosten und garantiert die sofortige Staatsbürgerschaft, wie es in Budapest heißt. Der Quelle zufolge haben sich 23.000 Ungarn bei der südafrikanischen Botschaft in Wien um Visa beworben, und schätzungsweise 2000 Ungarn monatlich treten den Weg nach Südafrika an.(...)

Die neuen Freunde verbindet noch mehr als die gemeinsamen Wirtschaftsinteressen, nämlich die Abneigung gegen den Sozialismus. Über die ungarische Presse appellierte Außenminister Botha direkt an die antikommunistischen Haßgefühle vieler Ungarn: „Bislang predigt und vertritt der ANC ein System, das die mittel- und osteuropäischen Völker abgeschüttelt haben, und das den Menschen Not und Unterdrückung gebracht hat." Diese Botschaft trifft in Ungarn auf offene Ohren, wo die Unversöhnlichkeit so groß ist, daß sogar die Solidarität mit den Schwarzen in Südafrika von Erinnerungen an das alte Regime geprägt ist. Das völlige Fehlen einer Anti-Apartheid Bewegung in Ungarn ermöglichte es der Rassistenregierung, das Land zu besuchen, ohne daß dort ein Ton des Protestes laut wurde.

Die Führung des demokratischen Forums beantwortet Fragen zum Thema gereizt und unwillig. Premierminister Joszef Antall weigert sich sogar, die Unterdrückung der schwarzen Mehrheit in Südafrika zu kritisieren. Seine Antwort, die das Selbstmitleid und den Egoismus seiner nationalistischen Partei verdeutlicht: „Wann hat die internationale Gemeinschaft je gegen die Behandlung der ungarischen Minderheit in Transsylvanien protestiert?"

Außenminister Jeszensky sorgt für die Distanzierung der neuen Regierung von „terroristischen Organisationen", die früher von Ungarn unterstützt worden seien, und kündigt an, daß die Außenpolitik künftig „demokratische Kriterien" anlegen werde. Anscheinend erfüllen die „vielversprechenden Entwicklungen" in Südafrika diese Kriterien, denn der Minister ist strikt gegen die Befolgung nicht nur des (ehemaligen) Totalembargos des RGW, sondern auch der weniger umfassenden Sanktionen des Westens.

Neue Handelsverbindungen mit anderen osteuropäischen Staaten

Auch Polen ist ein Komplize Südafrikas. Im April traf sich der südafrikanische Handelsminister mit Ministern und Bankiers aus Warschau, wobei der Austausch von Gesandten und eine Handelsausweitung angekündigt wurden, bei der es sich voraussichtlich um den Tausch polnischer Schiffe und Technologie gegen Rohstoffe, Tropenfrüchte und verarbeitete Güter handeln wird. Die Polen haben dem Kauf von 200.000 Tonnen Eisenerz zugestimmt und versprochen, bis zum Jahresende weitere 600.000 Tonnen abzunehmen . Des weiteren wurde die Gründung eines Gemeinschaftsunternehmens auf dem Nahrungsmittelsektor vereinbart.[10] Auch im Falle der polnisch-südafrikanischen Zusammenarbeit wurde nicht bei Null angefangen: Schon im Frühjahr '89 kursierten in Johannesburg Informationen , daß ein Ausbau des Handels mit Polen in Gang sei. Auch die Intensivierung des Handels mit der Tschechoslowakei wurde erwähnt.[11]

ANC kritisiert diplomatische Annäherung

Der ANC ist angesichts dieser Entwicklung verärgert. Sein Generalsekretär Alfred Nzo verkündete, daß der ANC das Verhalten Ungarns verurteile und es als eine „zynische Mißachtung internationaler Vereinbarungen" und als „Verrat an der Mehrheit des südafrikanischen Volkes " ansehe.

Ein UN-Diplomat kommentierte, daß die ungarische Politik in UNO-Kreisen zu „ernsthaften Überlegungen geführt habe, ob eine weitere Mitarbeit Ungarns im UNO-Sonderkomitee gegen die Apartheid tragbar sei". Da es in der UNO keinen Mechanismus für die Entfernung von Mitgliedern aus Sonderkomitees gibt, üben einzelne Mitglieder nun Druck auf Ungarn aus.

Bis zu seinem Protest gegen die Tournee des Moskauer Staatszirkus hatte sich der ANC nicht öffentlich gegen die schleichende Annäherung der Sowjetunion an Südafrika gewandt. Kontakte zwischen Moskau und Pretoria hatten sich zunächst im Kontext der Verhandlungen über den Abzug Südafrikas aus Namibia und Angola ergeben. Diese Verhandlungen fanden ihren Höhepunkt im Treffen von F.W.de Klerk und Außenminister Eduard Schewardnadze anläßlich der Unabhängigkeitsfeierlichkeiten Namibias im März . Doch noch bevor die Friedensgespräche Südafrikas begonnen hatten, gab es Anzeichen für die Aufweichung der Konfrontationshaltung Moskaus gegenüber der weißen Regierung, die das Konsulat der Sowjetunion 1956 mit der Begründung geschlossen hatte, es hätte Spionage und illegalen Alkoholausschank an schwarze Gäste gegeben. Im September 1987 bewegte Moskau die verbündeten Warschauer-Pakt-Staaten zu einer überraschenden Positionsänderung gegenüber Südafrika, als es ein Votum, Südafrika aus der Internationalen Atomenergiebehörde zu verbannen, zu Fall brachte. [12]

Die UdSSR besteht darauf, daß sie vor Abschaffung der Apartheid mit Südafrika keine diplomatischen Beziehungen aufnehmen wird.[13]

Dennoch ist es wahrscheinlich, daß Moskau und andere osteuropäische Länder das Problem umgehen werden, indem sie quasi-diplomatische Kontakte zu Südafrika herstellen.

(...)

Gerüchte aus Prag, daß die CSFR bis zum Jahresende diplomatische Beziehungen mit Südafrika aufnehmen möchte, erhielten im Juli neue Nahrung, als südafrikanische Zeitungen den baldigen Austausch von Botschaftern mit der Sowjetunion und der CSFR ankündigten. Außenminister Pik Botha bezeichnete Spekulationen über umfassende offizielle Beziehungen als voreilig, gab aber zu, daß die osteuropäischen Länder an der „Normalisierung" der Beziehungen zu Südafrika verstärktes Interesse zeigten und daß die Republik Südafrika „Gespräche mit einigen von ihnen führt".[14]

Beim Besuch einer südafrikanischen Delegation unter Handelsminister Kent Durr in Moskau einige Wochen später sprach das sowjetische Außenministerium davon, daß der Besuch inoffiziell und von humanitärer Art gewesen sei. Gehe es doch um technische Beratung zum Zwekke der Entsorgung der Folgen von Tschernobyl.[15] Die sowjetische Nachrichtenagentur Tass wußte im August über die vereinbarte Hilfe südafrikanischer Firmen und über Kredithilfen südafrikanischer Banken in Zusammenhang mit der Tschernobylentsorgung zu berichten. „In sowjetischen und südafrikanischen Geschäftskreisen diskutiert man außerdem die mögliche bilaterale Zusammenarbeit nach der Abschaffung der Apartheid", hieß es.[16] Diese Entwicklungen haben zu Spekulationen über Kürzungen oder sogar das Ende sowjetischer Unterstützung für den ANC geführt, insbesondere angesichts der Tatsache, daß Nelson Mandela den Kreml bislang in seinem Reiseprogramm ignoriert hat. Dennoch behauptet der ANC, daß sich an den Beziehungen zu Moskau nichts geändert habe ; auch gibt es keine Anhaltspunkte für die Annahme, daß die Sowjetunion Druck auf den ANC ausübt, den bewaffneten Kampf zu beenden.

Trotz alledem ist zu vermuten, daß der Einfluß des neuen Denkens in Moskau die intensive Suche des ANC nach einer Verhandlungslösung gefördert hat. So beinhaltete die Vereinbarung über Namibias Unabhängigkeit vom Dezember 1988, bislang das Aushängeschild der Kooperation der Supermächte in Sachen regionaler Konflikte, die Auflösung der Stützpunkte des ANC an der angolanischen Front (wobei Angola zudem sowohl die sowjetischen Militärberater als auch die kubanischen Truppen, die es gegen Südafrika verteidigt hatten, verlor).

Der Westen protestiert kaum gegen die Entwicklung. Lediglich Schweden hat Ungarns neue Beziehungen kritisiert. Das internationale Schweigen ist so groß, daß schließlich Nigeria die Aufgabe übernommen hat, bei den osteuropäischen Botschaftern in Lagos offiziell Protest einzulegen.[17] Bislang sind die verdeckten Beziehungen des Ostens mit Südafrika noch kein Thema für die westliche Anti-Apartheid-Bewegung geworden, obwohl sie spürbaren Druck auf die noch unsicheren neuen Regierungen ausüben könnte, die erstmalig im Rampenlicht stehen. Im sich rasch verändernden Osteuropa wird die AntiApartheid-Bewegung eng zusammenarbeiten müssen, wenn sie verhindern will, daß die jetzt flügge werdenden Regierungen der Region die Herrschaft der Weißen in Südafrika stützen.

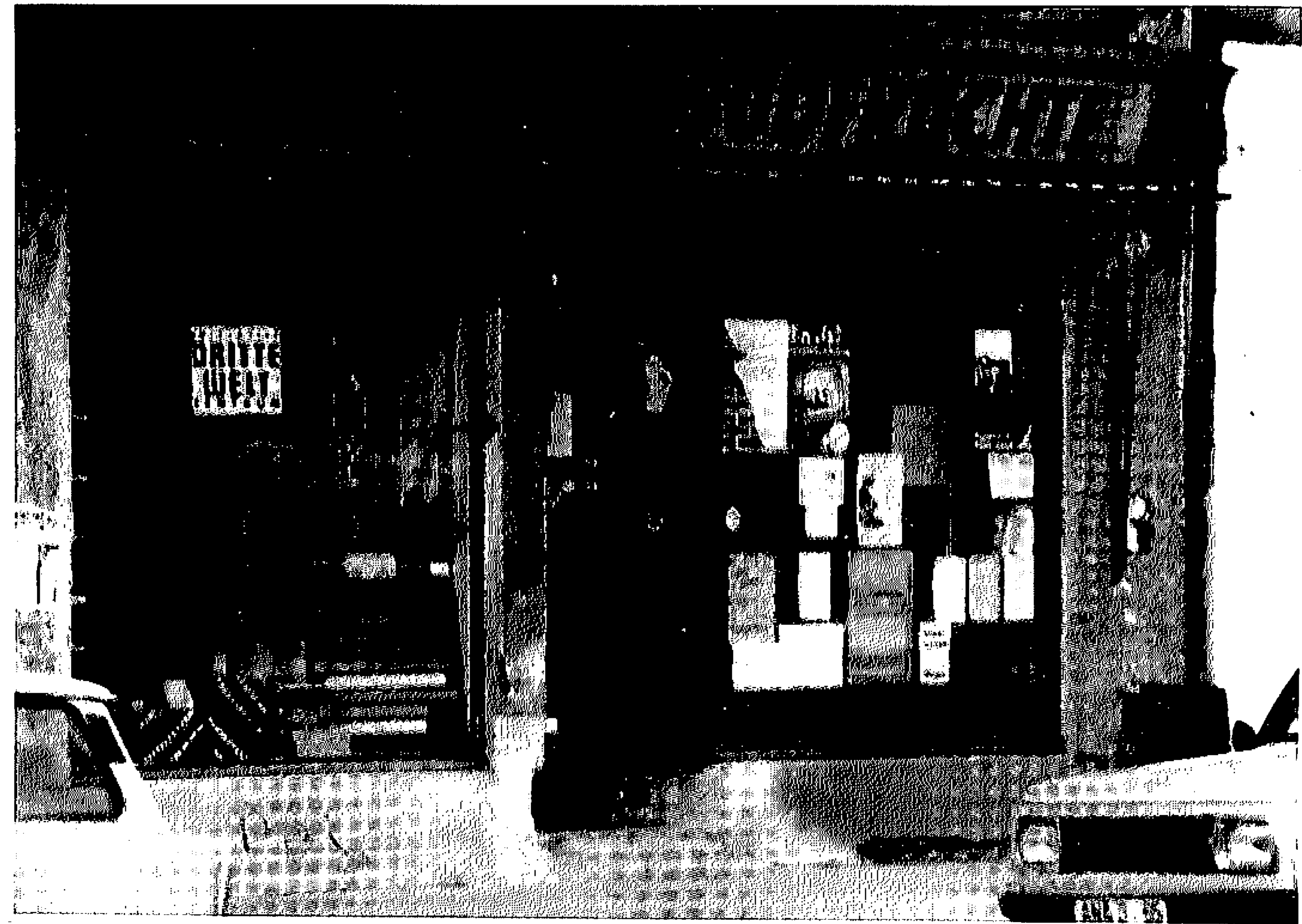
Paul Hockenos/Jane Hunter
Übersetzung : Thomas Rolirad

Anmerkungen :
1) Moskow television, zitiert aus BBC World Service, 31 Juli 1990
2) Kurt M. Campbell, „The Soviet-South African Connection", Africa Report(New York), March-April 1986.
3) SouthScan (London), 27. Juli 1990
4) „Soviets to join SA-dominated gold body," SouthScan, 29. Juni 1990.
5) Zitiert aus SouthScan, 3. August 1990
6) John Marc Tedga, „Pretoria-Afrique Noire" Africa International (Paris), February 1990
7) Zitat aus The Star (Johannesburg), 6.Nov. 1987. Business Day (Johannesburg) veröffentlichte am 3. Dezember 1987 einen ähnlichen Bericht
8) Reuters, Jerusalem Post, 27. March 1989.
9) „Glasnost Trade", Africa Analysis (London), 14. April 1989.
10) Star (Johannesburg) , 27. April 1990, in ANC News Briefing.
11) Africa Analysis, op.cit.
12) AP, Los Angeles Times, 23. September 1987
13) Am 30. Dezember 1988 zitierte AFP die ablehnende Haltung des Südafrika-Experten des sowjetischen Außenministeriums Yuri Yukalov, wie in Izvestia veröffentlicht: „Die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit diesem Regime, wie es momentan existiert, ist ausgeschlossen".
14) SABC-TV (Fernsehsender der südafrikanischen Regierung) 10 Juli 1990,in ANC News Briefing.
15) Zitiert aus BBC African News, 4. August 1990
16) Zitiert aus Reuters, 10. August 1990
17) Reuters, 18. January 1990

Alle sind mit Selbstfindung beschäftigt

Interview mit dem Vorstand der Gesellschaft für Solidarische Entwicklung

Die sich neu formierende 2/3 Welt Szene der Ex-DDR beruht im wesentlichen auf drei Säulen: An erster Stelle zu nennen sind die im INKOTA-Netzwerk zusammengeschlossenen kirchlichen Basisinitiativen. Dann gibt es die Organsationen der ehemals staatlich verordneten Solidarität - das Solidaritätskomitee etwa, das nun als Solidaritätsdienst international versucht, sich einen Platz in der gesamtdeutschen NRO-Landschaft zu sichern. Das dritte Standbein schließlich bilden die neugegründeten NROs, zu denen die Entwicklungspolitische Gesellschaft (EPOG) zählt, die sich hauptsächlich auf Politikanalyse und -beratung konzentrieren will, und die Gesellschaft für solidarische Entwicklungszusammenarbeit (GSE).
Fragen zu deren Zielsetzung und Entstehung beantwortet im folgenden Dr. Rolf Lenning, der Vorsitzende der GSE. Die GSE strebt eine Mischung von Basisarbeit und klassischer NRO-Tätigkeit an, die in der Ex-BRD eher unüblich ist. Der wissenschaftliche Mitarbeiter der Humbold-Universität bezieht auch Stellung zur bisherigen DDR-Entwicklungspolitik.
Das Interview entstand im Rahmen eines Gemeinschaftsprojektes von INKOTA Berlin-Ost und dem iz3w in Freiburg, aus dem ein Handbuch der 2/3 Welt Gruppen der Ex-DDR hervorgegangen ist.



Dritte Welt Laden in der (Ost-) Berliner Winsstraße

F: Wie ist die GSE entstanden?

Wir kommen aus einer Bürgerinitiative vom vergangenen Herbst, die sich damals gefunden hatte, um der deutsch-deutschen Besoffenheit ein wenig gegenzusteuern. Daraus ist mittlerweile ein eingetragener Verein entstanden, der Gemeinnützigkeit beantragt hat. Die Gründung war sehr breit angelegt, weil sich sehr unterschiedliche Leute von unserem Aufruf angesprochen fühlten. Wir haben das Problem, die Vielfalt der Interessen zusammenzubekommen, zu artikulieren, zu strukturieren. Das ist aber nicht schlimm, sondern sogar sehr interessant, wenn Leute zusammenkommen, die normalerweise nicht miteinander reden, also etwa die Hausfrau mit dem Professor. Die Mischung geht bei uns vom Handwerker bis zum Mediziner. Unsere Zielstellung ist basisorientiert, dezentrale Öffentlichkeitsarbeit.

F: Zum Beispiel?

Informationsstände, Diskussionsrunden in Schulen, Schülerfeste, Videos mit anschließender Diskussion. An solchen Dingen haben wir schon einiges hinter uns. Die Erfahrungen besagen, daß besonders bei den Lehrern ein großes Bedürfnis vorliegt. Die sind ja auf sich gestellt, wenn sie Material zu Fragen der Dritten Welt, des Nord-Süd-Konfliktes zusammenstellen sollen; die bestürmen uns regelrecht. Wir haben auch Arbeitsgruppen, die sich speziell mit entwicklungspolitischer Bildung beschäftigen. Wir wollen uns aber auch darüber hinaus mit Informationen, mit Standpunkten einmischen, wo es geht. Die GSE hat ungefähr 200 eingetragene Mitglieder, es gibt Gruppen in verschiedenen Städten der DDR. Rostock, Güstrow, Potsdam, Cottbus, Leipzig, es werden sich weitere bilden. Und damit haben wir schon eine wichtige Zielsetzung erreicht, nämlich dieses Thema nicht untergehen zu lassen, sondern zu verankern. Neben Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit geht es uns auch um die Förderung der theoretischen Kommunikation. Wir machen Seminare, in denen wir Theoretiker zusammenbringen, die dort ihre Positionen darlegen können. Unter Umständen publizieren wir das dann auch in Broschürenform. Dadurch hoffen wir aus dem akademischen Umfeld herauszukommen. Es muß ja unser altes Elend beseitigt werden, daß diese Fragen nur in engen Kreisen und völlig abstrakt behandelt wurden, selbst die Wissenschaftler wußten ja in gewisser Weise nicht, wovon sie redeten, wenn sie über Länder promovierten, die sie nie gesehen hatten. Also weg vom rein Akademischen, hin zu breiter, öffentlicher Diskussion.

F: Und wie klappt das? Wie ist der Kontakt zu anderen Basisgruppen?

Der Kontakt zu anderen Initiativgruppen ist schwierig. Alle sind zunächst auch mit der Selbstfindung beschäftigt, und eine Chance in diese Richtung wurde am Runden Tisch vertan. Die Gruppen arbeiten für sich, wissen nicht viel von einander, man merkt das schon daran, daß oft Terminüberschneidungen von Veranstaltungen vorkommen.

F: Wie verstehen Sie selbst denn ihre Arbeit, ist sie politisch oder beruflich und fachlich motiviert?

Es ist beides. Das hängt mit der Situation der GSE zusammen, sie repräsentiert eben ein breites Spektrum. Leuten, die Infostände auf der Straße machen, geht es darum, ganz konkret Unterstützung für die Interessen der Dritte-Welt-Länder zu organisieren. Sie haben dabei meist kein berufliches Interesse. Oft spielt übrigens die Bekanntschaft mit ausländischen Mitbürgern eine große Rolle. Natürlich gibt es auch Experten bei uns, die schon mal draußen waren oder die als Entwicklungshelfer gehen möchten. Bei denen steht vielleicht das berufliche Interesse im Vordergrund, allerdings sind das häufig die Aktivisten in den Gruppen.

F: Unterstützt die GSE auch konkrete Projekte in der 3. Welt?

Ja, das war von Anfang an eine der Zielsetzungen. Einfach deswegen, weil für diese Arbeit bei den Mitgliedern und Gründungsmitgliedern ein großes Interesse vorhanden ist.

F: Sind das Projekte von ehemaligen Regierungsnahen Organisationen, die jetzt in der Luft hängen oder sind das neue Projekte?

Neu, wir machen neue Projekte. Für einige der ehemaligen FDJ-Brigaden-Projekte hatten wir seinerzeit die Bereitschaft zur Übernahme erklärt, aber da haben sich andere Lösungen gefunden. Manche befinden sich momentan in Überprüfungen und werden dann wohl von bundesdeutschen Trägern übernommen. Andere Projekte befinden sich aber durchaus noch in Betreuung des Solidaritätskomitees, wo ja von früher noch viele Gelder liegen. Wir haben Ideen und Vorschläge für neue Projekte, die an uns herangetragen wurden, geprüft und sind jetzt dabei, einige von ihnen zur Kofinanzierung einzureichen. Ich denke, daß wir auch auf diesem Sektor langsam Schritt fassen werden. Wir sind nicht neu auf dem Gebiet, viele von uns waren schon draußen und haben Erfahrungen gesammelt.

F: Können Sie ein Beispiel nennen?

Ein Projekt haben wir gerade eingereicht. Es geht auf die Bitte des Bildungsministeriums von Sansibar zurück. Dort sind 70.000 Schüler ohne Schulmöbel, wir haben uns das dokumentieren lassen mit Fotos, die Kinder liegen dort auf dem blanken Betonfußboden und schreiben außerdem in völlig überfüllten Klassen. Wir wollen nun helfen bei der Beschaffung von Werkzeugen, so daß die Schüler das Mobilar selbst herstellen können. Sie haben das auch früher schon getan. Lernen und praktische Arbeit sollen miteinander verbunden werden. Wir möchten das unterstützen und hoffen auf Wohlwollen beim BMZ. Ein weiteres Projekt geht auf Bitten indischer Bauern zurück, die Unterstützung bei der Beschaffung von Pumpen und anderen Elementen für die Errichtung einer Bewässerungsanlage benötigen. Wir haben die Namen der betroffenen Familien und die Anzahl der daranhängenden Menschen, wir werden das prüfen.

F: Wie finanziert sich die GSE?

Ja, die materielle Grundlage muß gegeben sein. Womit es momentan am meisten klemmt, ist die Beschaffung von Telefon und Geschäftsstelle. Niemand war bisher in der Lage, uns diese Dinge zur Verfügung zu stellen. Wie Sie schon gemerkt haben werden, ist hier ein roher Kapitalismus ausgebrochen, Unverschämtheiten finden hier statt und von offizieller Seite ist keine große Unterstützung zu erwarten. Eine Anschubfinanzierung ist uns vom Ostberliner Ministerium bewilligt worden. Wir erhalten natürlich auch Spenden. Generell wird die Finanzierung aussehen, wie bei jeder anderen NRO (Nicht-Regierungs-Organisation) auch. Das bedeutet Kofinanzierung aus einem Großteil staatlicher und einem kleineren Teil eigener Mittel.

F: Wie ist Ihre Haltung der westdeutschen 3.Welt-Szene gegenüber, gibt es Interesse an Austausch und Zusammenarbeit oder eher die Befürchtung von „Kolonialismus" auch von Seiten dieser Kreise?

Wir haben schon sehr viele Kontakte geknüpft, ich reise viel herum, der Austausch findet also schon statt. Doch wenn es in reale Prozesse geht, ist wohl auf beiden Seiten eine gewisse Berührungsangst vorhanden, da läßt man sich nicht in die Karten schauen. Was wir nicht mögen, ist die Haltung, besonders von Vertretern der westdeutschen Wirtschaft, daß ihnen nun 16 Millionen Menschen zum beakkern zufallen, dagegen verwehren wir uns.

F: Können Sie da Namen aus dem entwicklungspolitischen Bereich nennen?

Wir sind dabei, zu diesem Thema einen deutlichen Standpunkt zu beziehen, wir werden das der Öffentlichkeit zugänglich machen, ich will da jetzt nicht vorgreifen. Wir haben unsere Beobachtungen gemacht, wir werden auch Namen nennen. Nach all den Beteuerungen von westlicher Seite müßte jetzt praktische Kooperation folgen, und da wird es schon schwieriger. Wir versuchen in die west- und bald gesamtdeutschen Kooperationsnetze hereinzukommen als Partner und nicht als Juniorpartner, der allzuleicht untergebuttert wird. Allerdings wird für mich die Formel "etwas Eigenes einbringen" immer mehr zur leeren Worthülse, weil es nichts mehr einzubringen gibt. Es wird vieles plattgemacht und anschließend sagt man, es ist nichts da.

F: Was hätte denn die Ost-Seite einzubringen gehabt, bevor es „plattgemacht" wurde?

Zum Beispiel hätten Strukturen wie der entwicklungspolitische Runde Tisch ausgebaut werden müssen als ein Instrument sozialer Konsensbildung - oder um zumindest öffentlich, nicht versteckt Politik zu machen. Wir haben schon früh dafür plädiert, den Runden Tisch auszubauen, zu institutionalisieren, dagegen haben sich andere Kräfte gesperrt. Das ist so ein Beispiel. Was in Wissenschaft und Forschung momentan passiert, läßt sich noch gar nicht absehen.

F: Im Falle des Runden Tisches aber waren es ja nun keine bundesdeutschen Interessen, die das Scheitern verursacht haben.

Das waren andere Interessen und das hängt mit dem Umbruch der gesamten Gesellschaft zusammen. Das Thema der mißbrauchten Spendengelder wurde viel zu spät aufgedeckt, die Vertreter der Gewerkschaft am Runden Tisch haben absolut gemauert. Das hat uns insgesamt viel Handlungsspielraum genommen.

F: Wollen Sie dem allein das Scheitern des Runden Tisches anlasten?

Für uns war es zum Beispiel enttäuschend, daß sich Dr. Bindemann (Leiter der evangelischen Akademie Berlin-Brandenburg, Initiator des Entwicklungspolitischen Runden Tisches), in aller Heimlichkeit zum Vorsitzenden des Arbeitsausschusses des Solidaritätskomitees machen ließ. Aus meiner Sicht hat er sich hier vor einen dreckigen Karren spannen lassen. Mit dieser Verwicklung ist man nicht in der Lage, radikal für Offenheit und Klarheit zu sorgen. Die Bürokratie des Solidaritätskomitees mauert wie ein Monopolist, anstatt sich neuen Gruppen zu öffnen. Trotz des riesigen Apparates fühlte man sich nicht in der Lage, uns zum Beispiel Büro und Telefon zur Vefügung zu stellen. Diese Selbstblockierungen haben zum Scheitern des Runden Tisches beigetragen. Die Strukturen der neuen Gruppen waren auch hier zu schwach gegen den alten Apparat.

F: An der Basis im Lande hat Ihre Gesellschaft keinen so guten Ruf. Mit Professoren und Hochschulmitarbeitern hatte man während der SED-Herrschaft keine guten Erfahrungen gemacht.

Ich kann mir vorstellen, daß von außen dieser Eindruck entsteht, es gibt ja auch noch die „Entwicklungspolitische Gesellschaft", die EPOG. In der GSE sind keine Professoren. Wir kommen nicht aus der Kirche, bis auf einige kommen wir nicht aus der Basisbewegung. Wir sind Leute, die im letzten Herbst begonnen haben, sich mit diesen Themen zu befassen. Wir sind eher Leute aus dem akademischen Mittelbau. Das Privileg, dicke Bücher schreiben zu dürfen, hatten die wenigsten von uns.

F: Wieviel Parteitreue war denn nötig, um Mitarbeiter der Universität zu sein, wie Sie es ja auch schon vor der Wende waren? Sie würden sich nicht vorwerfen lassen, ein Wendehals zu sein?

Ich war 1983 ein ganzes Jahr in Angola, dort begannen meine Zweifel an den philosophischen Grundlagen unserer bisherigen Weltanschauung. Aus diesem Aufenthalt resultierte meine Habilitationsschrift von 1986. Es gab einen Kreis von Leuten, die andere Ansätze suchten, an der Karl-Marx-Uni in Leipzig und in der Akademie, es gab aber keine Möglichkeit, hier wirklich voranzukommen. Das ist erst seit November '89 der Fall, und diese Chance nutzen wir, wie Sie sehen, ausgiebig. Wir sind parteipolitisch unabhängig, haben uns aber von Anfang an dagegen gewehrt, eine Vorsortierung vorzunehmen. In der praktischen Arbeit wird sich schon zeigen, wer wie arbeitet, und wer am Ball bleibt, auch wenn keine Stellen winken.

F: Gibt es denn keine ehemaligen Mitarbeiter von abgestorbenen DDR-Institutionen, die hier versuchen, sich einen neuen Arbeitsplatz zu schaffen?

Die Frage wurde schon auf der Gründungsversammlung gestellt, und wir haben schon damals gesagt, daß es diese Stellen bei der GSE nicht geben wird. Dabei sind wir geblieben. Vielleicht wird es nötig, projektbezogen einzelne einzustellen, aber immer nur projektbezogen. ABM-Stellen, Teilzeitarbeit, Honorarverträge sind denkbare Formen. Wir wollen keine Bürokratie. Unumgänglich allerdings wird es sein, einen hauptberuflichen Hauptgeschäftsfüher zu haben. Der dafür vorgesehene Mensch befindet sich gerade auf einem Intensiv-Lehrgang „Finanzbuchhaltung und Steuerrecht", was ja für uns auch eine völlig neue Welt ist.

F: Wie beurteilen Sie die bisherige DDR-Entwicklungspolitik?

Entwicklungspolitik in dem Sinne gab es ja nicht, das bedeutet aber nicht, daß auf dem Sektor nichts gemacht wurde. Viele Dinge sind sicher auch vernünftig gemacht worden, aber ein begründetes Politikfeld Entwicklungspolitik gab es nicht. Es herrschte Willkür. Das heißt, wenn hohe Vertreter der Partei- und Staatsführung solche Länder bereisten, und man sich gut verstand, enstanden Projekte. Und eben nicht auf Bitte von betroffenen Bevölkerungskreisen...

Abgesehen davon, daß Entwicklungshilfe immer politischem Kalkül unterliegt, war man in unserem Fall extrem orientiert auf bestimmte Bewegungen und Länder, die man als ein Instrument für die sozialistische Revolution ansah. Damit verbunden war die völlige Ignoranz der originären Bedürfnisse dieser Länder. Sie waren ein hohes Experimentierfeld für die eigenen Vorstellungen.

F: Zum Beispiel Großfarmen?

Ja, zentralistische und damit auch undemokratische Projekte mit den entsprechenden Machtstrukturen. Außerdem war es zum Beispiel in Angola ein recht willkürliches Bekenntnis zu dieser oder jener Bewegung, ohne daß man wirklich die Situation im Lande kannte. Die Leute der UNITA sind eben nicht nur Verbrecher, sie sind durch historische Bedingungen in diese wahnsinnige Situation geraten.

F: Sehen Sie hier nicht auch einen Kolonialismus in Bezug auf die Einheitsparteien Afrikas, zu denen ja die SED z.T. engste Beziehungen unterhielt?

Ja. das bezieht sich auch auf die Theorie-Gebäude dieser Parteien, die letztlich von Moskau gesteuert auch mit von der DDR aus aufgebaut wurden. Die Afrikaner wurden instrumentalisiert. Letztlich geht wohl auch das Phänomen der absolut lähmenden Einheitspartei auf einen Export von uns zurück.

F: Wie schätzen Sie den Einfluß des Bankrott des realen Sozialismus auf die Länder ein, die bisher ein sehr enges Verhältnis zum Ostblock hatten?

Ich will erstmal von den Menschen sprechen. Wir hatten eine Bergarbeiterfrau aus Lateinamerika hier bei uns in Berlin. Sie hat über ihre Erfahrungen im Kampf berichtet. Für sie sind sicher viele Hoffnungen und Orientierungen verlorengegangen durch den Zusammenbruch hier. Diese Folge sollte man nicht übersehen, wenn man von diesen und jenen wirtschaftlichen Folgen redet, die das vielleicht für die Länder auch hat. Für viele Menschen war der Sozialismus eine Hoffnung, wenn auch eine falsche, das betrifft ja die Bundesrepublik ähnlich. Vielleicht gibt es aber jetzt die Chance, die durch den Ost-West-Konflikt bedingte Instrumentalisierung der Entwicklungsländer und der Entwicklungspolitik abzubauen.

F: Ist denn die Enttäuschung von falschen Hoffnungen nicht letztlich ein heilsamer Schock?

Ich glaube, es gibt eine Hoffnung, die darin besteht, daß sich die beiden Lager nicht mehr gegeneinander ausspielen. Das könnte zu einer stärkeren Besinnung der Länder auf sich selbst führen. Man sollte versuchen, aus den Veränderungen im Osten neue Ansätze zu gewinnen, wobei ich glaube, daß der Umbruch noch nicht hinreichend ist, um wirklich Veränderungen in dieser Welt herbeizuführen. Es müßte sich auch im Westen etwas verändern, und das passiert nicht, es vollzieht sich so etwas wie eine Verfestigung und Ausdehnung. Wenn wir zum Beispiel die bisherige östliche Entwicklungspolitik kritisieren, müssen wir doch sofort weiterfragen: Wie ist es denn mit der westlichen?!

Vielen Dank für das Gespräch.

Das Gespräch führte Detlev Vogel am 24.9.90 in Berlin.

Das **FORUM** ist die Zeitschrift des Bundeskongresses der entwicklungspolitischen Aktionsgruppen (BUKO)

Das FORUM erscheint in 8 Ausgaben jährlich

Letzte Themen:

Nr. 140+141:	EG-Außenbeziehungen
Nr. 142:	Kolonialismus
Nr. 143 und 144/145:	Umbrüche in Osteuropa
Nr. 146	EG und "Dritte Welt"
Nr. 147:	Kurdistan
Nr. 148:	Multikulturalismus... oder was?

Das FORUM enthält aber auch folgende Rubriken:
EG-Binnenmarkt und Konzerne • • • Europäische Solidaritätsbewegung
BUKO-Politik • • • Diskussionen • • • Berichte aus Gruppen
Notizen/ Termine • • • Zeitschriftenschau.

Wir/ich abboniere/n das FORUM
(Normalabo DM 36,- pro Jahr - Institutionen-/ Solidaritäts-Luftpostabo DM 50,-)
Probeheft anfordern:

Besteiladresse:
Redaktion FORUM, Buchtstr. 14/15, 2800 Bremen
Tel.: 0421/325156

Redaktion FORUM, Buchtstr. 14/15, 2800 Bremen

ADRESSE: ____________

NORMALABO (36,-DM) O (50,-) O Probeheft O

UNTERSCHRIFT: ____________

Bringen Perestroika und Glasnost Frieden in Angola?

Seit der Befreiung Angolas am 11. November 1975 von einer fast 500-jährigen Herrschaft durch die Portugiesen sind nunmehr fünfzehn Jahre vergangen. Innen- und außenpolitische Zwänge, vom kolonialgeschichtlichen Erbe bis zum Verstricktsein in die Ost-West-Blöcke, trieben das Land in einen zweiten Unabhängigkeitskrieg mit verheerenden Folgen. Im Zuge der Verschiebung internationaler Kräfteverhältnisse und aufgrund einer nicht mehr tragbaren gesellschaftlichen Zerrüttung sind auch in Angola Veränderungen angesagt.



Luanda - Blick über ein Musseque auf die Betonstadt, Fotos: Sebastian Kasack

Kubanische Internationalisten schützen US-Amerikaner auf Ölplattformen vor der angolanischen Küste gegen Angriffe der US-finanzierten UNITA[1]

Obwohl Washington das nun seit 15 Jahren unabhängige Angola nicht diplomatisch anerkennt, sind die USA Außenhandelspartner Nr.1 der ehemals wichtigsten portugiesischen Kolonie im südlichen Afrika.

Mehr als die Hälfte des schwarzen Goldes geht in die USA. Es trägt zu 95% der Exporteinnahmen, zu 53% der Staatseinnahmen und zu 30% des BSP bei[2].

Etwa 50% der wertvollen Devisen verschlingt der Verteidigungshaushalt; ein steigender Anteil muß für Nahrungsmittelimporte ausgegeben werden — und das in einem sehr gering bevölkerten Land (ca. 9,6 Mio. E. auf 1.246.700 km²), das sich selbst versorgen könnte.

Denn: Angola befindet sich seit fast 30 Jahren im Krieg!

Folge davon ist ein völlig zerstörtes Land mit einer zerrütteten Wirtschaft, das zu den potentiell reichsten Ländern ganz Afrikas zählt. Am härtesten vom Krieg betroffen ist die Zivilbevölkerung: ca. 2 Millionen Vertriebene, mehr als 700.000 auf dem Land, der Rest in den Armutsvierteln der Städte, insbesondere in Luanda. 37% der Kinder sterben vor ihrem 6.Geburtstag, von den Lebenden sind 50.000 Waisen. Die allgemeine Lebenserwartung liegt bei 40 Jahren. Neben Mosambik und Afghanistan ist dies weltweit traurige Spitze. Mit mindestens 60.000 durch Minen Verstümmelte ist Angola zudem das Land mit der höchsten Amputiertenrate.

Der Krieg macht den Kampf gegen Dürrekatastrophen unmöglich: in den vergangenen 4 Jahren sind in den betroffenen Regionen mehr als eine halbe Million Menschen verhungert! Momentan sind 780.000 vom Hungertod bedroht (taz 26.7.90, Guardian 30.6.90) — viele fliehen in die größeren Städte.

15 Jahre antikolonialer Befreiungskrieg

Schon vor den Portugiesen sind hunderttausende Angolaner geflohen. Einerseits wollten sie sich der Zwangsarbeit entziehen, die den portugiesischen Siedlern als Arbeitskräftesicherung diente. Zum anderen flüchteten sie vor militärischen Attakken der Kolonialarmee, die sich seit 1961 mit einem antikolonialen Befreiungskrieg konfrontiert sah.

Eine Einheitsfront mit der ältesten, 1956 gegründeten Befreiungsbewegung, MPLA[3],kam aufgrund der Machtgelüste Holden Robertos, Kopf der FNLA[4], sowie Jonas Savimbis, Führer der UNITA, nicht zustande. Im Gegenteil: der Konflikt wurde früh internationalisiert, die Weltmächte ergriffen Partei.

Die MPLA, die als einzige eine Überwindung tribalistischer wie regionalistischer Tendenzen zum Ziel hatte, fand Unterstützung im sozialistischen Lager, vor allem durch die Sowjetunion und später durch Kuba. Sie führte am entschiedensten den bewaffneten Kampf. FNLA und UNITA hingegen, vornehmlich von NATO-Partnern Portugals gefördert, stellten nie eine ernsthafte Bedrohung für die Kolonialmacht Portugal dar. Im Gegenteil:

Die UNITA ging sogar einen Geheimbund mit den Kolonialisten ein und bekämpfte die im gleichen Gebiet operierende MPLA!

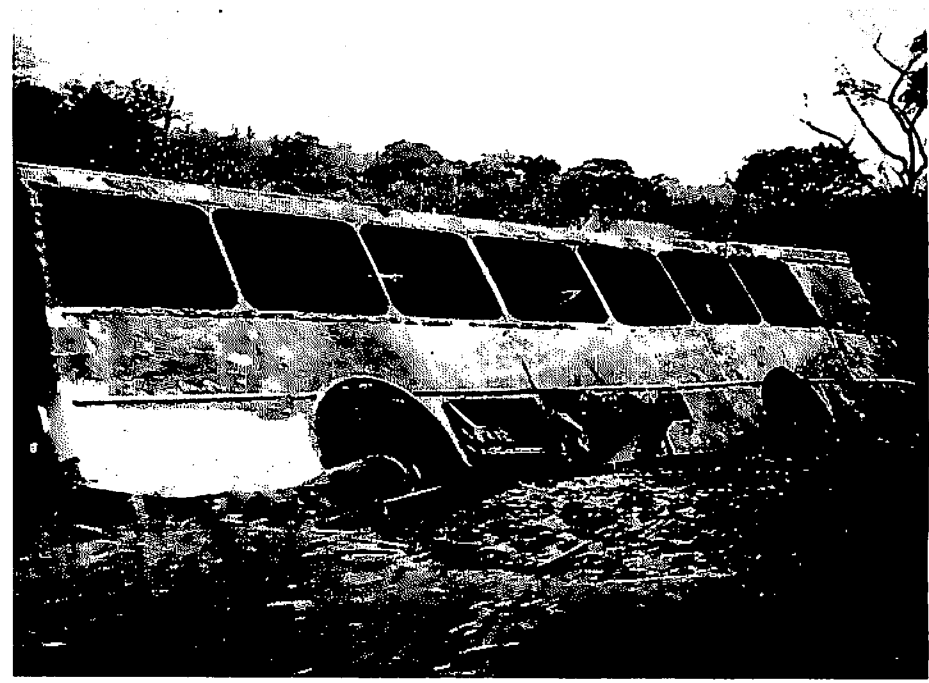
Auf Entkolonisierung folgt Destabilisierung

Die Befreiungskriege in den portugiesischen „Überseegebieten" führten zwar nicht direkt, aber doch indirekt zum Sturz der Diktatur in Lissabon. Die Auseinandersetzung mit den anachronistischen Kolonialkriegen und mit dem Gedankengut der Befreiungsbewegungen waren mitauslösend für die „Nelkenrevolution" 1974.
Die neue portugiesische Regierung sah im Vertrag von Alvor (Jan. 1975) für den Dekolonisierungsprozeß eine von den drei rivalisierenden Gruppierungen gemeinsam getragene Übergangsregierung vor. Sie zerbrach sehr schnell. Die geeinte FNLA/ UNITA wollte unter Ausschluß der MPLA die Macht übernehmen: Interventionstruppen Zaires und CIA-angeheuerte Söldner marschierten von Norden, südafrikanische Truppen von Süden auf Luanda. Mit Hilfe Kubas und der Sowjetunion gelang es der MPLA, Luanda zu halten. Am 11.11.1975 rief Agostinho Neto die Volksrepublik Angola aus. Bis zu seinem Tode 1979 war er Präsident, sein Nachfolger José Eduardo dos Santos ist noch heute im Amt.

Daß die MPLA beide Invasionsarmeen bis Ende März 1976 zum Rückzug zwingen konnte, lag mit am Protest der US-Öffentlichkeit gegen das massive CIA-Engagement. Man wollte kein zweites Vietnam! Dennoch ging der Krieg weiter. Südafrika waren die befreiten portugiesischen Kolonien ein Dorn im Auge. Gerade die Solidarität, die ANC und SWAPO und 70.000 namibische Flüchtlinge in Angola widerfuhren, ließ Gegenschläge Südafrikas nicht lange auf sich warten: Allein das Massaker von Cassinga, ein namibisches Flüchtlingslager, vom 4.5.1978, forderte 627 Tote und 688 Verwundete.
Die UNITA, die anders als die FNLA nicht den Kampf aufgab, bauten die Südafrikaner zu ihrer Stellvertreterarmee auf, was sie sich 100 Millionen $ jährlich kosten ließen.
Zwar war es UNITA-Chef Savimbi zunächst gelungen, einen Teil der bevölkerungsstärksten Ethnie, die Ovimbundu (35%) mittels rassistischer und tribalistischer Parolen zu mobilisieren. Ohne Südafrika hätte die UNITA aber nicht überlebt. Insbesondere seit 1980 (Unabhängigkeit Zimbabwes) verstärkte die RSA ihren Terror, bekannt unter dem Begriff Destabilisierung. In den Folgejahren fallen südafrikanische Truppen mehrmals in Angola ein, besetzen Teile Südangolas. Sabotageakte richten sie gegen wichtige wirtschaftliche und strategische Ziele, wie Eisenbahnen und die einzige Öl-Raffinerie, aber auch das neuaufgebaute Gesundheitswesen auf dem Lande.
Besonders kraß läßt sich die Zunahme der Kriegsintensität nach 1980 an der Säuglingssterblichkeitsrate ablesen: war sie nach 1975 in Folge der Bemühungen des Staates schnell abgesunken, so stieg sie in den 80ern wieder deutlich an.
Neben der RSA ist die UNITA direkt dafür verantwortlich: zählte sie 1975 nur ca. 600 Mann, so wird sie durch Zwangsrekrutierungen zu einer Streitmacht von 20 bis 30.000 Kämpfern.
Die USA unterstützen die UNITA seit 1981 unter Reagan über Drittländer und seit 1985 wieder offen. Südafrika bildet sie zu systematischem Terror gegen die eigene Bevölkerung aus: Ermordung und Ausplünderung von Bauern, Minenlegen und Sabotage gehören zum Alltagsgeschäft. Entwicklungshelfer werden entführt, Nahrungsmitteltransporte angegriffen. Die Regierungsseite bombardiert ihrerseits blind zuvor „entlaubte" Landflächen im UNITA-kontrollierten Südosten des Landes[5]. Bislang sind auf beiden Seiten 160.000 Opfer zu beklagen; rechnet man die Kinder ein, die ohne Kriegsbedingungen noch am Leben sein könnten, so schnellt die Zahl auf eine halbe Million hoch![6] Die entstandenen Sachschäden schätzt man auf mindestens 20 Mrd. $!
Besonders schwer betroffen ist das zentrale Hochland Angolas, wo die meisten Ovimbundu leben. Ein typischer Guerillakrieg, der die Unterstützung des Volkes, zumal des eigenen, zu gewinnen sucht, kann das wohl kaum sein — auch wenn die Pressearbeit Savimbis ganz andere Bilder zu verbreiten sucht. Obwohl es kaum solide Informationen über die UNITA gibt, berichtet die konservative westliche Presse sehr häufig und dabei selektiv positiv. Wenig bekannt sind z.B. die ökologischen Folgen des Kriegs: der gesamte Süden ist verwüstet; zudem schlachteten die „Freiheitskämpfer" der UNITA etwa 100.000 Elefanten ab, da sich Elfenbein so gut vermarkten ließ! 1981 wurden in Südafrika, trotzdem das Jagen von Elefanten dort untersagt ist, auf einen Schlag 400 Tonnen Elfenbein konfisziert.

Der versuchte Aufbau eines sozialistischen Angolas

Der Konflikt mit Südafrika und der UNITA war nicht das einzige Problem für die MPLA, die ein neues — ein sozialistisches — Angola aufbauen wollte.



Die UNITA greift auch zivile Konvois an

Die Neugestaltung der portugiesischen Hinterlassenschaften stellte die MPLA mit ihren wenigen Kadern vor eine kaum lösbare Aufgabe. Von etwa 350.000 Portugiesen verließen 90% 1974/75 fluchtartig das Land. Zuvor zerstörten sie noch soviel wie möglich: von über 150.000 LKWs waren nach dem Abzug noch 8000 vorhanden; die gesamte moderne Fischflotte stach in See, sogar die Pläne der Wasser- und Elektrizitätsversorgung Luandas landeten in Lissabon! Am schwersten wog jedoch der Fachkräfte-Verlust, da es kaum ausgebildete Angolaner gab: die Analphabetenrate lag bei 90%. Ausländische Kooperanten, besonders Kubas, auch der DDR[7], sprangen ein. Viele der Bemühungen, besonders auf dem Lande, hat der sinnlose Krieg jedoch vernichtet.

Wie auch in Mosambik wollte der Staat mittels Nationalisierung die Agrarbetriebe, Fabriken und Geschäfte, die von den portugiesischen Siedlern hinterlassen

worden waren, in Gang halten. Allein 1975/76 war die Industrieproduktion um 75% gesunken!
In der Landwirtschaft ließen Fachkräftemangel und wirtschaftliche Fehlentscheidungen wie in Mosambik den Aufbau von Staatsfarmen und Kollektiven scheitern. Sträflich vernachlässigt wurde in den ersten Jahren die Förderung der Subsistenzlandwirtschaft, von der etwa 70% der Gesamtbevölkerung leben. Sicherlich ist dies mit ein Grund für die Schwierigkeiten der MPLA, sich auf dem Lande zu verankern. Die Sicherheitslage sowie mangelnde Transportkapazitäten erschweren die Versorgung der Landbevölkerung mit Konsumgütern; zu niedrige Agrarpreise boten keinerlei Anreiz zur Marktproduktion. Somit ist die angolanische Landwirtschaft weder in der Lage, Rohstoffe für die Industrie bereitzustellen, noch die Nahrungsmittelversorgung der Städte sicherzustellen[8]. Die Kapazitätsauslastung der noch bestehenden Betriebe liegt bei nicht einmal einem Drittel. Tauschwirtschaft ist überall zur Realität geworden, auch in Luanda.

Candonga und Erdöl

Mit den entscheidenden Wirtschaftspartnern Angolas, den multinationalen Konzernen, war die Regierung nach der Unabhängigkeit zu akzeptablen Vereinbarungen gekommen. Der rapide Ausbau des Erdölsektors garantierte dem Staat jahrelang gewaltige Einnahmen. Das Nicht-OPEC-Land steigerte die Produktion von 1980 135.000 Barrel/Tag auf ca. 500.000 1990! Seit dem Ölpreisverfall 1986 geriet Angola jedoch bei der Rückzahlung aufgenommener Kredite in Verzug, wodurch der Pariser Club[9] Bedingungen erzwingen konnte, die Austeritäts- und Liberalisierungsprogramme herbeiführen.
Im Zuge des IWF-Beitritts von 1989 und eines „Programms zur wirtschaftlich-finanziellen Sanierung" (Programa de Saneamento Económico e Financeiro, abgekürzt SEF) ist eine Währungsabwertung und Preisreform vorgesehen. Über die Aufhebung der Preisbindungen von 52 Obst- und Gemüsesorten im Sommer 1988 ist die Preisreform nicht hinausgekommen.
Am 1.10.1990 erfolgte die lang erwartete erste Abwertung der nationalen Währung: 60 Kwanza kostet nun ein Dollar. Zuvor war der Kwanza um mehr als das 80fache überbewertet: Statt 30 Kwanza für einen Dollar bekam man auf dem „Parallelmarkt", der einzig wirklich florierenden Wirtschaft, bis zu 2500. Um diese Auswüchse zu beenden, wurde gleichzeitig die Einführung neuer Kwanza beschlossen: Für die alten Scheine bekommt man nun den neuen offiziellen Kurs, 80% des Geldes wird auf Sparkonten festgelegt! Wie der Schwarzmarkt darauf reagiert, bleibt abzuwarten. Dos Santos bat die Bevölkerung darum, „wahrscheinliche erste Verschlechterungen der Lebensbedingungen als vorübergehende Phase auf dem Weg zur Besserung zu verstehen"[10].
Bislang funktionierte die Verschränkung der offiziellen mit der parallelen Ökonomie folgendermaßen: im offiziellen Wirtschaftssektor Arbeitende erhalten einen Durchschnittslohn von etwa 12.000 Kwanza pro Monat. Davon kann eine Familie natürlich nicht überleben. Anreiz für eine Arbeitsstelle ist die damit verbundene Berechtigung, in den sog. Volksläden diverser Kategorien zu stark subventionierten Preisen und zum offiziellen Kurs einkaufen zu dürfen. Die dort erstandenen Güter werden auf dem Schwarzmarkt verkauft, der Candonga.
Entscheidend für den Erhalt der Candonga ist die Versorgung mit Bier: Dosenbier ist zur Währungseinheit geworden. Allein im ersten Halbjahr 1989 sind aus den Niederlanden und der BRD 66.000 Hektoliter Dosenbier eingeführt worden. Jeder tauscht oder verkauft Bier. Eine Palette im Volksladen oder im Devisenshop kostet bis zu 400 Kwanza; weiterverkauft wird sie für 24.000 Kwanza — der Endverbraucher zahlt 36.000.
Auch Kwanza-Millionäre müssen auf den Parallelmärkten einkaufen, da die normalen Geschäfte in der Innenstadt verwaist sind. Alle haben in irgendeiner Form ihr esquema (Schema), wie sie an Sachen zum Weiterverkaufen herankommen — die Zeit, die das beansprucht, bringt eine fatal hohe Abwesenheit vom Arbeitsplatz mit sich.


Tauschwirtschaft

Außer dem Verkauf/Tausch offiziell erworbener Güter ist eine Quelle der Hafen von Luanda, denn ein Teil der Importe wird direkt „abgezweigt" — auch ganze Container. Insider schätzen, daß mindestens ein Drittel der Importwaren in dunklen Kanälen verschwindet. Natürlich geht das nur bei Mitwisserschaft von höchster Stelle.
Hinzu kommen Produkte aus den Fabriken: eine bessere Form der Entlohnung als der staatliche Lohn. Auch hier dürfte zusätzlich Diebstahl, feiner ausgedrückt „Selbsthilfe", keine unerhebliche Rolle spielen.
Die Bewohner der Musseques, den Armenvierteln Luandas, können sich vom reichhaltigen Angebot der Candonga kaum etwas leisten. Besonders schwierig ist es für Familien, die überhaupt keinen Zugang zu einer Lebensmittelkarte haben. Mindestens zwei Drittel der 2 Millionen Einwohner Luandas wohnen in den Musseques. Täglich kommen weitere Kriegs-Flüchtlinge in die Stadt.

Basisdemokratie oder demokratischer Zentralismus?

Bislang hat die Regierung die Lebensbedingungen der Musseque-Bewohner sträflich ignoriert. Dabei waren sie es, bei denen die MPLA traditionell ihren Rückhalt hatte. Aus diesen Squattervierteln ging 1961 der Aufstand von Luanda aus. Seitdem galten sie als eine Hauptgefahrenzone antikolonialer Subversion und Rebellion. Um ihr Überleben zu sichern, organisierten sich die Musseque-Bewohner früh in Selbsthilfegruppen. Es entstand eine breite politische und soziale Bewegung, eine Formation mit Rätecharakter, die fast ausnahmslos die MPLA unterstützten. Als Tarnorganisationen dienten zudem die großen Fußballclubs. Einer ihrer Präsidenten war Nito Alves.
Alves wurde erster Innenminister des unabhängigen Angola und versuchte die Struktur der Stadtteilkomitees zum Aufbau einer „Volksmacht", der poder popular, zu nutzen. Er verstand es allerdings auch, unliebsame linke Strömungen auszuschalten und im Gegenzug seine eigene MPLA-kritische Propaganda erfolgreich zu verbreiten. Vor allem seine antiweiße und antimestiço[11]-Rhetorik sprach viele Leute an, mußte aber andererseits die MPLA-Führung, in der Schwarze unterrepräsentiert waren, beunruhigen. Alves' Ministerium wurde im Oktober 1976 aufgelöst, seine Mitgliedschaft im Politbüro nicht erneuert.
Am 27. Mai 1977 versuchte Alves mit seinen Anhängern, darunter auch Mitglieder

der Streitkräfte, einen Putsch, der fehlschlug. Neto konnte mithilfe einer weitgehend loyalen Armee den Aufstand niederschlagen. Den Nitistas war es lediglich „gelungen", einige hochrangige Regierungs- und Armeemitglieder umzubringen.
Welche Ausmaße die Verfolgung von Nitistas annahm ist nicht bekannt. Alle wurden aus der MPLA und ihren Massenorganisationen entfernt. Da der angolanische Staatssicherheitsdienst seine Aufgaben anscheinend übererfüllte, wurde er 1979 abgeschafft.
Die Umgestaltung der MPLA in eine marxistisch-leninistische Avantgardepartei der Arbeiterklasse wurde noch 1977 vollzogen (Versuche eines „afrikanischen Sozialismus" galten als gescheitert). Alle 110.000 Mitgliedschaften wurden aufgelöst. Wer erneut Mitglied werden wollte, mußte in seinem Betrieb oder Dorf seine revolutionäre Gesinnung vor einem Plenum unter Beweis stellen. Arbeiter wurden bevorzugt. Das alte Bündnis zwischen „Nationalisten" und Bauern wurde abgelöst durch ein neues: „a sharing of power between the ruling party and the state bureaucracy"[12].
Der MPLA gelang es in den Folgejahren nicht, die Mitgliedschaft auf die ursprüngliche Größe auszudehnen (1990 ca. 70.000, 1985 waren nur 6% Frauen).
Zur Mobilisierung der Bevölkerung dienen sog. Massenorganisationen: am mitgliederstärksten ist die Frauenorganisation OMA mit über 1 Million Frauen.
Das wohl folgenschwerste Resultat des Alves-Putsches „war die langfristige Wirkung, Zweifel zu säen, ob es klug ist, 'in die Politik verwickelt zu werden'"[13] — sicherlich ein Grund für die geringe Anziehungskraft der politischen Organisationen. Zunehmende Indifferenz gegenüber der staatlichen Politik ist zudem „eine unvermeidliche Folge der schwierigen Lebensumstände und der mangelnden staatlichen Problemlösungskapazität"[14].

Frieden? Funjetroika? Glasnost?

Ende 1988 kam es zum Friedensabkommen zwischen Angola, Kuba und Südafrika: 50.000 Kubaner ziehen ab, ebenso die Südafrikaner, Namibia wird unabhängig. Daß es zu Verhandlungen kam, lag sowohl am veränderten Verhältnis der Supermächte, als auch an Südafrika selbst, für das Angola und Namibia zu kostspielig wurde.
Der Konflikt mit der UNITA blieb jedoch außen vor. Obwohl der RSA weitere UNITA-Belieferungen vorgeworfen werden, gab es ein erstes Gespräch zwischen de Klerk und dos Santos. Die RSA verfolgt eine wirtschaftliche Einbindung Angolas in ihr Hegemonialgebiet, z.B. zeigt sie Interesse an angolanischem Öl. Für

Sklavenhandel in Angola

Keine andere historische Tatsache griffso stark in das gesellschaftliche Leben Angolas ein wie der Sklavenhandel. Der erste Kontakt der Portugiesen mit den BewohnerInnen des heutigen Angola erfolgte 1482 im Königreich Kongo. Neben Forschungs- und Missionsdrang standen als zentrale Motive für die portugiesischen Entdeckungsfahrten wirtschaftliche Interessen. Diese zunächst auf gegenseitige Respektierung beruhenden Handelsbeziehungen zahlten sich jedoch für die Portugiesen nicht genügend aus. Der Sklavenhandel — von der katholischen Kirche ausdrücklich gebilligt — versprach viel lukrativere Geschäfte.
In den Vorstufen zur Kapitalisierung der Weltökonomie zwang Portugal das Gebiet des heutigen Angola in die Rolle des Arbeitskräftelieferanten. Von ca. 1500 bis 1850 wurden vier Millionen Sklaven als „Ware" Arbeitskraft vorwiegend für die Plantagenwirtschaft in der „Neuen Welt" exportiert, mehr als die Hälfte nach Brasilien. Insgesamt landeten in Amerika etwa zehn Millionen Sklaven aus Afrika; mit einem Anteil von mehr als 30 % stand Angola an der Spitze. Diese Zahlen berücksichtigen nicht, wieviele Menschen tatsächlich aus angolanischem Gebiet verschleppt und getötet worden sind. Ein damaliger Zeitgenosse ging in seinen Berechnungen davon aus, daß allein auf dem Weg zur Küste etwa 50% der Menschen starben. Von denen, die die Küste erreichten, starben bis zum Zeitpunkt der Verschiffung von Luanda, Benguela oder Mpina noch einmal 40%. Die Annahme, daß über 50 Millionen AfrikanerInnen dem Sklavenhandel zum Opfer gefallen sind, ist demnach nicht zu hoch gegriffen.
Auch in afrikanischen Gesellschaften hatte es Sklavenhandel gegeben. Die erzwungene Einbindung von Haushaltssklaven in die Subsistenzökonomien unterlag jedoch gewissen Reglementierungen. Das Neue am internationalen Sklavenhandel war die Behandlung der Menschen als Ware unter rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten. Das bedeutete zum einen, daß Menschen vollständig auf die Funktion als Arbeitskräfte reduziert und darüber hinaus dem Marktgesetz, daß Angebot und Nachfrage den Preis bestimmen, unterworfen wurden. Die Sklavenhändler regulierten die Preise in der Weise, daß sie Einfluß auf die „Mortalitätsraten" der Sklaven nahmen. Das heißt, daß Menschen getötet wurden zur Anhebung der Preise.
Der Sklavenhandel in Angola wirkte sich destruktiv auf alle gesellschaftlichen Bereiche aus. Politisch gesehen verursachte er große Instabilität. Die Königreiche der Kongo und Ndongo wurden zerstört oder erobert im Kampf um die Kontrolle der Sklavenhandelsgebiete. Neue Königtümer wurden gegründet mit neuen politischen Autoritäten, die teilweise aus der Gier der Portugiesen Profite für sich selbst zogen und sich an ihren Geschäften als Sklavenlieferanten beteiligten. Diese Umstände erzeugten innerhalb der verschiedenen Königtümer Mißtrauen, politische Spannungen und militärische Konflikte.
Ökonomisch betrachtet erlitt Angola einen unschätzbaren Verlust durch den Sklavenhandel. Die Portugiesen fütterten im Tausch gegen die Sklaven die Ökonomie mit völlig unproduktiven Gütern: Schmuckstücke, Textilien, Tabak, Alkohol, Feuerwaffen etc. Vor allem aber zerrütteten sie die Subsistenzökonomien, die primär von den physischen und psychischen Arbeitsleistungen einzelner Menschen abhingen.
Auch für Portugals Wirtschaftsstruktur zeigte der Sklavenhandel aus kapitalistischer Sicht langfristig negative Konsequenzen. Im ausgehenden Mittelalter besaß Portugal eine starke Handelsklasse, was sich als Vorteil beim Eintritt in den internationalen Handel ausnahm. Portugals führende Rolle im Sklavenhandel kam seinen kommerziellen Interessen und Konsumbedürfnissen zugute, regte aber nicht die Entwicklung von Industrie und Lohnarbeit in Portugal selbst an. England, Frankreich und Holland z.B. nutzten die Profite aus den Geschäften mit Sklaven, um ihre feudalistischen in industriekapitalistische Wirtschaftssysteme zu transformieren. Dies erforderte eher Rohstoffe und Märkte als Sklavenarbeitskraft und Plantagenwirtschaft. Ab Mitte des 18. Jahrhunderts wirkte für diese Länder der Sklavenhandel als Bremse in ihrer ökonomischen Entwicklung, deshalb verweigerten sie sich im Gegensatz zu Portugal nicht mehr seiner Abschaffung.
Mit Portugals Feudalsystem vertrug sich die Plantagen-Sklaven-Handels-Wirtschaft sehr gut. Das hatte zur Folge, daß seine Abhängigkeit vom Sklavenhandel sehr lange anhielt. Eine Stagnation der eigenen Ökonomie setzte u.a. dadurch ein.
Daran änderte auch der spätere schrittweise Aufbau einer exzessiv betriebenen Kolonialwirtschaft nichts mehr, die sich auf die Produktion von Plantagengütern und den Abbau von Rohstoffen konzentrierte.
Für Angola bedeutete das aber die Fortsetzung brutaler Plünderung, Ausbeutung und Fremdbestimmung. Ein geschichtlicher Prozeß, der heute noch in die gesellschaftlichen Verhältnisse Angolas hineinwirkt.

sw

Südafrikas UNITA-Unterstützung sind die USA massiv eingesprungen. Sie wollen einen der letzten Kalte-Krieg-Konflikte erfolgreich beenden. Die UdSSR ihrerseits hat einen Stop jeglicher Waffenimporte angeboten, vorausgesetzt die USA verhielten sich ebenso. Noch ist das US-Interesse an der UNITA jedoch zu stark. Sie will ihre Belieferungen via Zaire erst einstellen, wenn ein Waffenstillstand unterzeichnet ist und freie Wahlen stattgefunden haben.

Die UNITA-Lobby ist in Washington sehr gut organisiert, aber auch Luanda kann zunehmend Unterstützer gewinnen:
Dies liegt zum einen an direkten Verhandlungen zwischen MPLA und UNITA, die seit dem weitbeachteten Handschlag dos Santos' mit Savimbi 1988 laufen, zum anderen an der angolanischen Perestroika, die im Volksmund funjetroika heißt — nach dem Nationalgericht funje.
1990 steht nicht unter dem Motto „Das dritte Jahr SEF", sondern ganz im Trend der Entwicklungen der sozialistischen Bruderwelt: der Demokratisierung. Auf dem Dritten Parteikongreß im Dezember 1990 stehen einschneidende Veränderungen an. Die Phase des „demokratischen Zentralismus" wird wohl beendet, das Wahlsystem verändert und die Grundlagen einer neuen Verfassung diskutiert werden.

Der Einführung eines Mehrparteiensystems stimmte man bereits für Anfang nächsten Jahres zu. Aus der MPLA soll laut dos Santos eine sozialdemokratische oder eine sozialistische Partei werden (taz 27.10.90). Für die UNITA bleibt ein zentraler Streitpunkt der in letzter Zeit häufig stattfindenden Waffenstillstandsdebatten der Zeitpunkt für die Abhaltung freier Wahlen. Sicherlich wird der Regierung beim Gedanken an Nicaragua mulmig...

Falls es eine dritte Partei geben sollte, hätten vermutlich beide Gruppierungen bei Wahlen wenig Chancen.Mit Glasnost tut sich der alte Staats-Apparat noch etwas schwer — ein Beispiel: die im Februar 1990 von einer Gruppe verdienter Intellektueller gegründete Vereinigung „Associaçao Civica Angolana", eine angolanische Bürgerrechtsbewegung, setzt sich für eine informierte Öffentlichkeit, für mehr Transparenz in der Politik, für Presse- und Meinungsfreiheit und für die Menschenrechte ein. Sie ist recht schnell wieder verboten worden, u.a. da sie sich mit UNITA-Leuten in Lissabon getroffen haben soll.
Eine generelle Wende zur Öffnung kann jedoch konstatiert werden. So ist beispielsweise eine Kampagne gegen Korruption angelaufen, ein neues Pressegesetz ist in Arbeit und die Massenorganisationen sollen unabhängig werden.

So manchem aus den Reihen der Nomenklatura gefallen diese Veränderungen nicht. Von Putschversuchen gegen dos Santos, der die Reformen maßgeblich vorantreibt, ist immer wieder die Rede.
Und noch einem Problem wird sich die angolanische Regierung stellen müssen:
Die Menschen der Musseques von Luanda, immerhin die städtische Bevölkerungsmehrheit, könnten sich im Falle einer für sie zu harten wirtschaftlichen „Strukturanpassungspolitik" ihrer Tradition besinnen und auf die Barrikaden gehen.

Sebastian Kasack



Der Kampf geht weiter, der Sieg ist gewiß

Anmerkungen:

1 UNITA – „Nationale Union für die totale Unabhängigkeit Angolas", 1966 gegründet.
2 Nach South Survey, in: South, June 1990: 88.
3 MPLA – „Volksbewegung für die Befreiung Angolas".
4 FNLA – „Nationale Befreiungsfront Angolas", 1962 gegründet.
5 Unzureichend belegte Vorwürfe bzgl. Giftgaseinsatz durch Regierungstruppen hängen evtl. mit dem „Entlauben" zusammen.
6 S. UNICEF: Children on the Front Line. The impact of apartheid, destabilization and warfare on children in southern and South Africa. 1989 update with new section on Namibia. New York/Genf 31989.
7 Der DED (Deutscher Entw. Dienst) wird übrigens 2 FDJ-Projekte weiterführen. Was aus den zahlreichen Expertenprogrammen wird, ist noch ungeklärt. Etwa 6000 in der ehem. DDR lebenden Amgolanern wird im neuen Deutschland wohl nur die Heimreise übrigbleiben.
8 Relativ erfolgreich verläuft das „Südliche Wiederaufbau-Programm", s. South, a.a.O. 85f.
9 Zusammenschluß von Regierungsvertretern westlicher Industrienationen, bei dem Umschuldungsverhandlungen durchgeführt werden.
10 ANGOP News Bulletin No.148, 24.9.1990.
11 Mestiços – „Mischlinge" — etwa 2-3% der Bev.
12 Kenneth Hermele: Structural Adjustment & Political Alliances in Angola, Guinea-Bissau & Mozambique. In: Ders./Lars Rudebeck: At the Crossroads: Political Alliances and Structural Adjustment. Two Essays on Angola, Guinea-Bissau and Mozambique. (Akut 41) Uppsala 1989: 11.
13 Michael Wolfers/Jane Bergerol: Angola in the Frontline. London 1983: 98f
14 Joachim Becker: Angola, Mosambik und Zimbabwe. Im Visier Südafrikas. Köln 1988: 105.

Literaturhinweise:

Ashoff, Guido/Hermann Pössinger: Überlegungen zur entwicklungspolitischen Zusammenarbeit mit Angola. (DIE) Berlin 1989
Bhagavan, Malur R.: Angola's Political Economy 1975-1985. (Scand. Inst. of African Studies, Research report no. 75) Uppsala 1986
Decke, Bettina: a terra é nossa. Koloniale Gesellschaft und Befreiungsbewegung in Angola. (issa wissenschaftliche reihe 12) Bonn 1981
ECASAAMA: Documentation „European Conference Against South African Aggression on Mozambique and Angola" ECASAAMA. Bonn, Dec. 8-10th 1988. Bonn 1989 (Bezug über issa)
Hodges, Tony: Angola to the 1990s — The Potential for Recovery. London 1987
Meyns, Peter: Sozialismus und Entwicklung in Angola. In. Klaus Fritsche (Hg.): Verlorene Träume? Sozialistische Entwicklungsstrategien in der Dritten Welt. Stuttgart 1989. S.27-53
Offermann, Michael: Angola zwischen den Fronten. Berlin 1988
Somerville, Keith: Angola. Politics, Economics and Society. London/Boulder 1986
Ziegler, Jean: Gegen die Ordnung der Welt. Befreiungsbewegungen in Afrika und Lateinamerika. Wuppertal 1985 [franz. 1983]

Liberalisierung des Weltagrarhandels

Die Opposition formuliert ihre Kritik

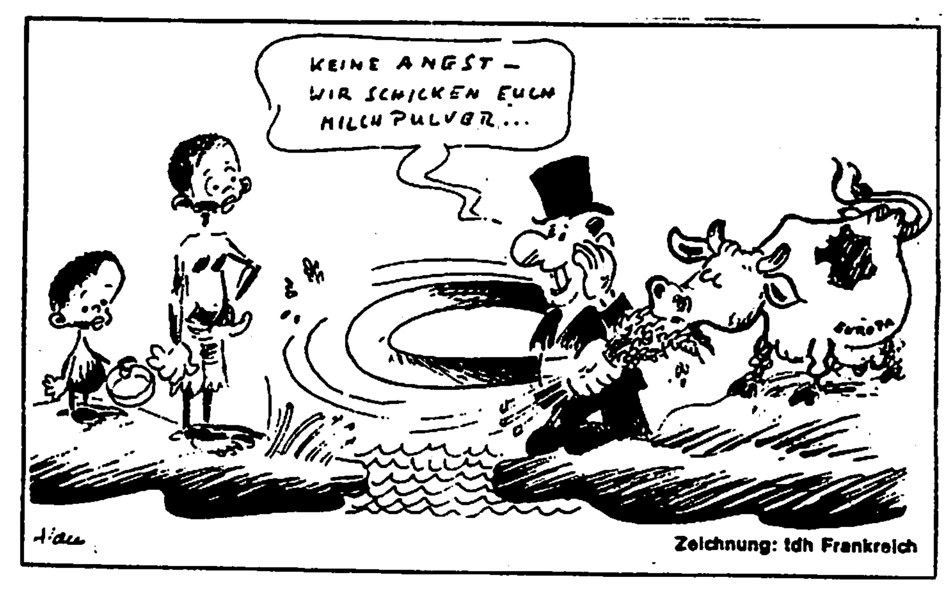
Im Laufe der voraussichtlich im Dezember endenden GATT-Runde wurde von einigen Entwicklungsländern wie Argentinien, Brasilien, Indonesien und den Philippinen immer wieder die Liberalisierung des Weltagrarhandels gefordert. Daß die dabei vertretene Regierungsposition nicht mit der Meinung der betroffenen Bauern übereinstimmen muß, wollen wir mit dem Redemanuskript von Humberto Volando, dem Präsidenten des argentinischen Pachtbauern-Verbandes (1) (veröffentlicht in Lettre de Solagral Nr. 95/96) dokumentieren. Die Rede hielt H. Volando im Juni dieses Jahres auf einem von der französischen Nicht-Regierungs-Organisation Solagral veranstalteten Kolloquium mit dem Titel „Wie ernähren wir die Welt?“ (siehe Kasten). Ausführlichere Informationen zu den laufenden GATT-Verhandlungen finden sich im Themenblock der blätter des iz3w Nr. 160.

Es gibt keine einheitliche Position der argentinischen Landwirte zu den GATT-Verhandlungen. Wir stimmen jedoch darin überein, daß die verschiedenen Völker sich immer näher rücken und daß folglich viele der Schranken, die uns heute noch trennen, fallen werden. Solange der Wegfall der Schranken für die Entwicklung der Völker nützlich ist, haben wir dagegen nichts einzuwenden. Wir haben aber sehr wohl etwas dagegen, wenn der Wegfall der Schranken nur dazu dient, die wirtschaftliche Macht einer kleinen Interessengruppe zu verstärken.
In Argentinien unterstützen die landwirtschaftlichen Erzeuger, die auf riesigen Flächen Getreide und Fleisch für den internationalen Markt produzieren, die Öffnung der Märkte und die völlige Liberalisierung des Handels. Sie glauben, daß sie direkt profitieren werden, und kümmern sich nicht um die möglichen Folgen für ganz Argentinien. Die kleinen und mittleren Erzeuger, die ich vertrete, nehmen eine vorsichtigere Position ein, weil sie die GATT-Verhandlungen für vielschichtiger halten: wenn einerseits die völlige Liberalisierung des Handels mit Agrarprodukten gefordert wird, bedeutet dies andererseits auch die völlige Liberalisierung des Handels mit Industriegütern und mit Dienstleistungen.

Liberalisierung bedeutet Ausverkauf der Industrie

Eine solche Liberalisierung würde für ein Land wie Argentinien die Zerstörung oder den Ausverkauf seiner Industrie und die schnelle Verbreitung ausländischer Dienstleistungsunternehmen bei gleichzeitiger Verdrängung unserer einheimischen Anbieter bedeuten. Dies würde einem Angriff auf die Souveränität unseres Landes gleichkommen. (...)
Eine völlige Öffnung der Grenzen würde selbstverständlich die Lage der Produzenten von Agrarrohstoffen verbessern. Aber das Verschwinden oder der Ausverkauf von anderen Wirtschaftssektoren würde - das kann man schon heute beobachten - hohe Arbeitslosigkeit und eine Verringerung der Einkommen in anderen Bereichen mit sich bringen.
Unsere Skepsis erklärt sich nicht allein aus dem Prinzip der Solidarität mit den Beschäftigten der anderen Wirtschaftszweige. Wir wissen, daß indirekt und nahezu gleichzeitig auch die landwirtschaftliche Produktion betroffen wäre, denn die wird zum größten Teil zwischen 50 und 90% - je nach Produkt - im Lande selbst abgesetzt. Dieser eminent wichtige Inlandsmarkt sichert uns bis heute den Absatz unserer Erzeugnisse. Folglich dürfen wir die Entwicklung des Binnenmarktes nicht vernachlässigen, selbst wenn wir an Exporte denken. Aus diesem Grunde erscheint es uns wichtig, daß die Auswirkungen der Liberalisierung auf den Rohstoff-, Industrieprodukte- und Dienstleistungsmärkten im Zusammenhang diskutiert wird, damit die sozialen Kosten der Liberalisierung wenigstens so gering wie möglich gehalten werden. Ganz ohne soziale Kosten wird es nicht gehen. (...)

Für die Kleinbauern in Argentinien ist GATT ganz weit weg. Für sie gibt es viel wichtigere Themen. Sie versuchen, Eigentum am Land, das sie bewirtschaften, zu erhalten. Sie kämpfen um angemessene Preise für ihre Produkte, Preise die anderen bezahlt werden, ihnen aber nicht. Sie versuchen auch, Zugang zu Krediten zu bekommen oder Ansprüche auf eine Rente nach Beendigung ihres Arbeitslebens zu erwer-



Zeichnung: tdh Frankreich

ben. Alles Dinge, die ihnen heute verwehrt sind.
Die Kleinbauern fordern den Zugang zum Gesundheitswesen, zur Kultur, zur Grundschulbildung und zum höheren Schulwesen, denn sie wünschen sich, daß auch ihre Kinder eines Tages die Universität besuchen können, was ihnen heute unmöglich ist. Auch steuerlich werden die kleinen Erzeuger benachteiligt. Die GATT-Verhandlungen bleiben völlig außerhalb der Gedankenwelt der Kleinbauern, weil sie sich tagtäglich mit existentiellen Problemen konfrontiert sehen, auch wenn diese Verhandlungen für Argentinien von größter Wichtigkeit sind.

Über all dem aber steht das Problem der Auslandsverschuldung. Selbst wenn sich durch GATT der Absatz unserer Produkte verbessern läßt, erreichen wir dadurch nichts, solange wir keine Lösung für die Rückzahlung der Auslandsschulden finden, die von Militärdiktaturen aufgenommen wurden und ein erschreckendes Ausmaß erreicht haben. Die Lage Argentiniens ist klar: wenn wir die Auslandsschulden sofort zurückzahlen, wird unser Land eines der ärmsten Lateinamerikas werden. Aber wenn wir statt dessen heute die Rückzahlung verweigern und man uns Zeit läßt, unsere Produktion zu steigern, dann wird der Zeitpunkt kommen, an dem wir die Schulden zurückzahlen können.
Da uns die Rückzahlung aber derzeit nicht möglich ist, bietet der IWF und die ausländischen Gläubiger folgendes an: „Wenn ihr über keine Devisen verfügt, um uns zu bezahlen, dann ist das kein Problem. Wir akzeptieren als Gegenleistung auch Waren und Unternehmen; wir nehmen auch mineralische Rohstoffe, Erdöl, Uran ..." Und das ist genau das, was im Moment passiert. (...)
Wir werden also mit einer solchen Politik in der Tat zu einer Kolonie werden, mit vom Norden dominierten wirtschaftlichen Austauschverhältnissen, und nach der Ausplünderung unserer Rohstoffe wird man uns wegwerfen, wie eine ausgepreßte Zitrone. (...)
Noch ist Argentinien weit von dieser Situation entfernt, aber wir haben den Weg dorthin eingeschlagen. Deshalb fordern wir, bei den GATT-Verhandlungen sehr vorsichtig zu sein und die Diskussionen über die Rohstoff-, Indutriegüter- und Dienstleistungsmärkte in Abhängigkeit voneinander zu führen. Zuallererst muß aber das Problem der Auslandsverschuldung gelöst werden.

Humberto Volando (Übersetzung: br)

Anmerkungen:
1) Mitglieder des argentinischen Pachtbauern-Verbandes sind sowohl Landarbeiter als auch Landwirte, die mehrere hundert Hektar in der Pampa bearbeiten. Gemeinsam ist ihnen, daß sie über keine Besitztitel an Grund und Boden verfügen. Die meisten sind Pächter mit kurzfristigen Pachtverträgen. Gemeinsam ist ihnen auch der Kampf gegen die Mitglieder der Großgrundbesitzer-Oligarchie, deren Eigentum jeweils mehrere tausend Hektar umfaßt und die im allgemeinen in der Stadt wohnen.

Resolution wider die GATT-Agrarbeschlüsse

Im Dezember sollen die Verhandlungen der Uruguay-Runde des GATT abgeschlossen werden. Diese haben eine verstärkte Liberalisierung des Handels zum Ziel, insbesondere für die Agrarprodukte. 105 Länder sind am GATT beteiligt. Tatsächlich beherrschen aber nur zwei Vertragspartner das Geschehen: Die USA und die EG. Das Bestreben der beiden Hauptpartner, ihren Handelskrieg zum Zwecke der Kostenreduzierung abzuschwächen, diktiert die Liberalisierung des Handels. Wie kann man unter diesen Bedingungen darauf hoffen, daß die unterschiedlichen Ausgangsbedingungen und Verhältnisse der Landwirtschaft von Afrika bis Lateinamerika, von Asien bis Osteuropa berücksichtigt werden? (...)

Die Lage auf den Märkten für tropische Produkte zeigt beispielhaft die Konsequenzen der Liberalisierung. Trotz einiger Vorkehrungen zur Stabilisierung von Exporterlösen führen die hohen Preisschwankungen zum einen und die ständige Verschlechterung der Austauschverhältnisse für Rohstoffe zum anderen dazu, daß den Produzentenländern die für ihre Entwicklung notwendigen Mittel vorenthalten werden.
Die industrialisierten Länder subventionieren ihre Landwirtschaften und werden diese Unterstützung nur nach und nach verringern. Dagegen werden die Entwicklungsländer gezwungen, die Strukturanpassungsmaßnahmen von Weltbank und IWF durchzuführen und sich dem Weltmarkt zu öffnen, ohne eine Möglichkeit, ihren landwirtschaftlichen Sektor zu schützen, der somit der Konkurrenz der leistungsfähigen und subventionierten Landwirtschaften der industrialisierten Länder ausgesetzt wird.
Einige Länder haben zu Lasten der traditionellen Kulturen den Ausbau von Exportkulturen betrieben oder werden dazu angehalten, um ihre Auslandsschulden zurückzuzahlen. Die Ernährungssicherung für die ländliche Bevölkerung ist so nicht mehr zu gewährleisten, während gleichzeitig die Monokulturen zu Abholzung, Erosion und Bodenauslaugungen führen und das ökologische Gleichgewicht stören.
Ist es kein Widerspruch, wenn gleichzeitig demokratischere Verhältnisse angestrebt und Strukturanpassungs- und Sparprogramme, die Hungerrevolten provozieren, durchgesetzt werden?

Für uns ist Demokratie untrennbar verbunden mit einer ländlichen Entwicklung, die von den Betroffenen gewollt ist und von ihnen beherrscht wird. Für uns bedeutet internationaler Handel nicht die Bereicherung des einen Partners und die Verarmung des anderen, sondern gegenseitigen Austausch. Er sollte zu friedlichen Verhältnissen führen und nicht zu einem Handelskrieg, bei dem der Stärkere sich weiterhin auf Kosten des Schwächeren bereichert.
Wir sind überzeugt davon, daß jedes Land oder jede Region das Recht haben muß, die eigenen Ziele der Ernährungssicherung, der Produkt-Qualität, der ländlichen Entwicklung und der Einhaltung des ökologischen Gleichgewichts zu bestimmen. Dieses Recht muß von der internationalen Gemeinschaft anerkannt werden, die auch die Mittel dafür bereitstellen muß.
Nach drei Tagen des Austausches zwischen PolitikerInnen, FunktionärInnen internationaler Organisationen, WissenschaftlerInnen, Nicht-Regierungs-Organisations-VertreterInnen und Entwicklungsfachleuten aus mehr als vierzig Ländern der OECD, Osteuropas, des Südens, (...) ist und bewußt geworden, daß wir nicht alleine stehen, daß in allen Ländern Männer und Frauen das gleiche Ziel verfolgen: gerechtere Verhältnisse auf der Welt zu schaffen (...).
Resolution des Kolloquiums: „Wie ernähren wir die Welt?"



informationszentrum dritte welt - iz3w

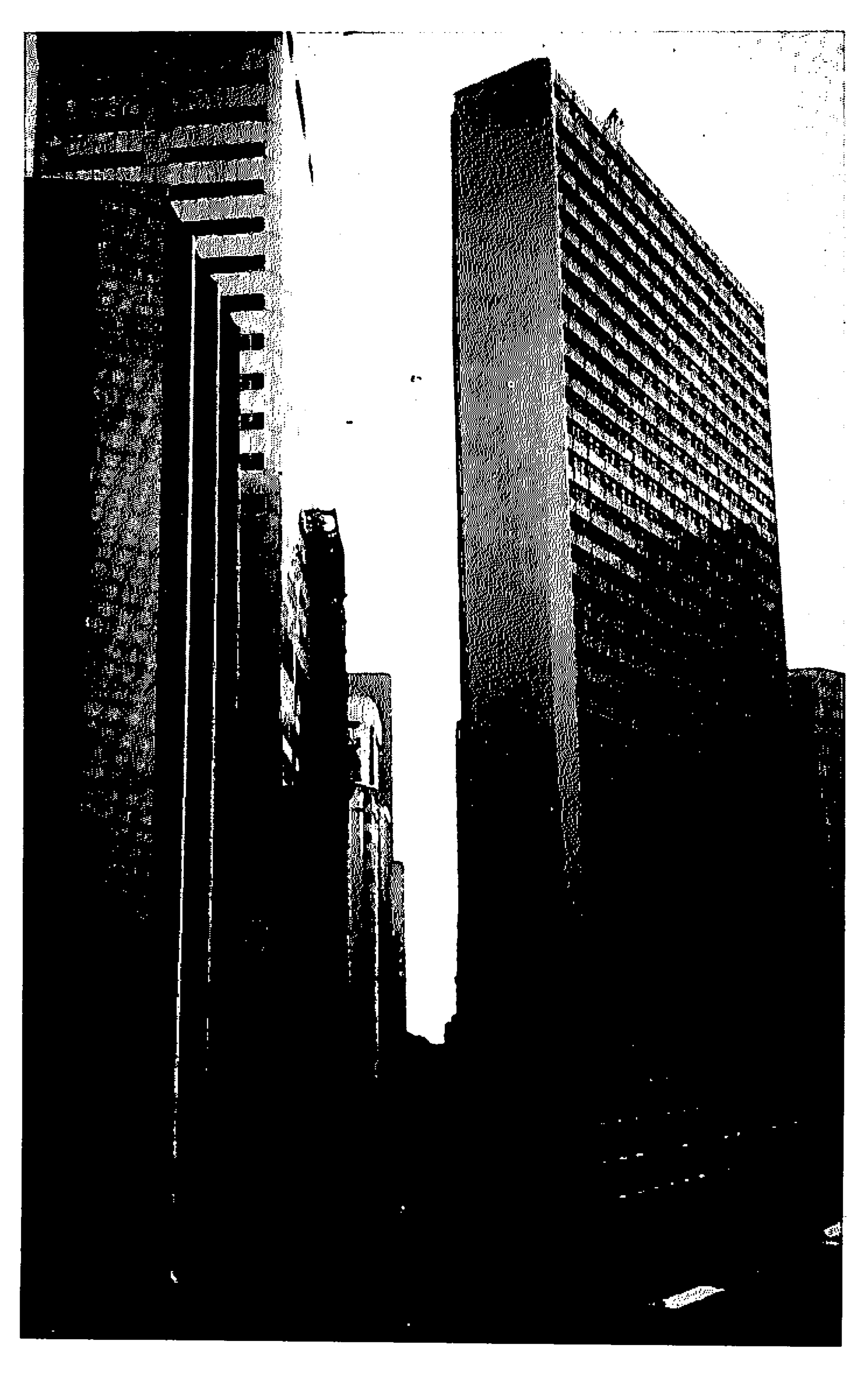
Nr. 155
Biotechnologie im Griff des Agrobusiness
Die Zukunft der Welternährung
Konzernstrategien
Gentechnik - neue Waffe im Kampf um Nahrungsmittel
Totalherbizide

Nr. 160
GATT - Neuordnung des Weltagrarhandels
Liberalisierung - ein Weg aus der Schuldenfalle?
US-Agraropposition
Rationalisierung - Handelshemmnis oder Entwicklungsstrategie?
Weitere Themen:
Länderberichte
Solidaritätsbewegung
Diskussionen (Entwicklungstheorie in Nr. 155 GEPA in Nr. 160)
Rezensionen

Bezug:
blätter des iz3w
Postf. 5328
7800 Freiburg
Buchhandel:
Prolit, Pf, 63 Gießen

beide Hefte zusammen für 10,- (zweimal 60 S.) nur gegen Vorkasse!

Krise der Kaffeeökonomie



Seit Anfang Juli 1989 wurde die Quotenregelung und damit das Herzstück des Internationalen Kaffeeabkommens (ICA) ausgesetzt mit der daraus folgenden drastischen Senkung des Kaffeepreises. Die Einkünfte, die im Januar 1989 120 US-Cent/lb betrugen, sackten bis Dezember desselben Jahres auf beinahe die Hälfte (Abb. 1).

Drastische Einnahmeverluste

Bei dem durchschnittlichen Kaffeepreis von 81,70 US-Cent/lb im Jahre 1989 gegenüber 118,2 US-Cent/lb im Vorjahr betragen die Einnahmenverluste der Kaffee-Exporteure je amerikanisches Pfund 36,5 US-Cent und bei der Exportmenge von 65 Mio. Säcken 3,16 Mrd. US $. Legt man den Durchschnittspreis des Jahres 1980 von 161,02 US-Cent zugrunde, so erhöhen sich die Einnahmeverluste für 1989 je Pound auf 79,32 US-Cent und insgesamt auf 6,87 Mrd. US $. Die drastischen Verluste treffen alle Produzentenstaaten. Besonders hart sind sie jedoch für die kleinen monostrukturellen Kaffee-Exportländer wie Burundi, Ruanda, Uganda, Guatemala, El Salvador und Nicaragua, bei denen mehr als 40 % und bis zu 75 % der Exporteinnahmen vom Kaffee-Export abhängen.

Die für die Produzenten folgenschwere Preissenkung nach dem vorläufigen Scheitern des Kaffeeabkommens zeigt zum einen, wie vorteilhaft dieses Abkommen im Interesse der Stabilisierung des Kaffeepreises und der Produzenteneinnahmen eigentlich war, solange es funktioniert hat. Und zum anderen zeigt diese Entwicklung schlagartig, wie brüchig ein solches Abkommen tatsächlich auch sein kann.

Der Anlaß für die gegenwärtige Krise des Kaffeeabkommens ist die fehlende Bereitschaft der Produzentenmitglieder der „International Coffee Organization" (ICO), sich auf eine neue Quotenregelung zu einigen. Vor allem soll sich Brasilien geweigert haben, einer Senkung seiner Quote zuzustimmen. Vor dem Hintergrund divergierender Interessen der ICO-Mitgliedsstaaten ist man geneigt, die nationalen Egoismen für die Krise verantwortlich

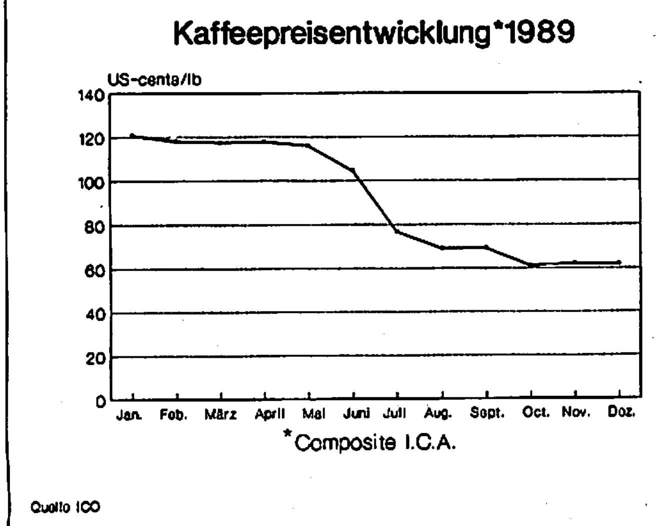
zu machen und entsprechende Schuldzuweisungen auszuteilen. Doch greift eine solche Analyse zu kurz und sie wird dem Charakter des Kaffeeabkommens nicht gerecht.
Dieses Abkommen funktioniert nicht gegen die legitimen nationalen Interessen der Mitgliedsstaaten, sondern nur dann, wenn das Interesse einzelner Staaten (Quotenanteile) mit dem Gesamtinteresse aller Mitgliedsstaaten (stabile Kaffeepreise) in Einklang gebracht werden kann. Fehlt diese Übereinstimmung, so gerät das Abkommen zwangsläufig in eine Krise, die Marktsteuerung kann nicht mehr stattfinden, und jeder produzierende und verbrauchende Mitgliedsstaat versucht dann auf eigene Faust, das meiste für sich herauszuholen. Das Ergebnis eines solchen Konkurrenzkampfes um jeden Preis ist bekannt: Alle Produzenten erzielen weniger Einnahmen, sind also die Verlierer. Die Verfolgung nationaler Interessen ist so gesehen nicht die Ursache, sondern die Folge der gegenwärtigen Krise des Kaffeeabkommens.
Die Ursachen der Krise liegen tiefer und sind in jenen Rahmenbedingungen der Weltkaffeeökonomie zu suchen, die selbst nach der Überwindung der gegenwärtigen Krise des Kaffeeabkommens eine neue hervorrufen können.

Strukturelle Überproduktion

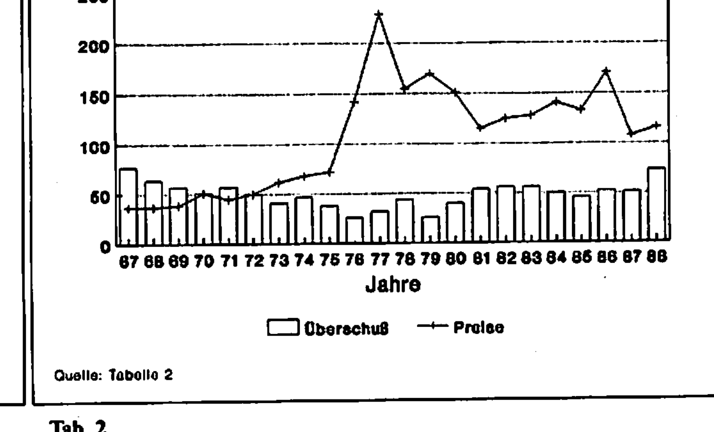
Eine langfristige Betrachtung des internationalen Kaffeemarktes zeigt die Existenz einer fortdauernden Überproduktion (Tabelle 1) und damit die außergewöhnlich ungünstige Lage für die Kaffeeproduzenten. Offensichtlich war es auf diesem Markt über lange Zeiträume nicht möglich, das Angebot an die Nachfrage anzupassen und ein Gleichgewicht herzustellen. Bei den funktionierenden Märkten, beispielsweise den Fertigwarenmärkten der Industrieländer, wird eine temporäre Überproduktion in der Regel durch ein Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage bzw. einem temporären Nachfrageüberhang abgelöst. Demgegenüber stellt die langanhaltende Überproduktion auf dem internationalen Kaffeemarkt eine strukturell bedingte Anomalie dar mit erheblichem und latentem Konkurrenzdruck auf die Produzenten. Unter der Last der strukturellen Überproduktion sind harte Auseinandersetzungen um höhere Quoten bei jeder neuen Quotenregelung vorprogrammiert, der Kaffeepreis tendiert, auf ein unterbewertetes Niveau zu sinken (siehe Kasten zur Bewertung des Kaffeepreises), und schließlich ist das Kaffeeabkommen latent der Gefahr ausgesetzt, auseinanderzubrechen.
Die gegenwärtige Krise des Kaffeeabkommens wird in den Medien hauptsächlich darauf zurückgeführt, daß die Arabica-Produzentenländer aufgrund der steigenden Weltnachfrage nach den milden Kaffeesorten höhere Quotenanteile für sich beanspruchen, die ihnen die Robusta-Produzenten aber nicht zugestehen wollten. Eine Verschiebung der Nachfrage von der einen auf die andere Kaffeesorte muß aber keineswegs in eine entsprechende Veränderung der Quotenanteile einmünden. Die Arabica-Anbieter könnten sich bei unveränderten Angebotsmengen beispielsweise auch höherer Einnahmen durch steigende Preise erfreuen. Der tatsächliche Druck, der alle Produzentenstaaten auf höhere Quotenanteile drängen läßt, geht m.E. vor allen von den gefüllten Kaffeelagern aus. Die Verschlechterung der Terms of Trade für Kaffee und die unterbewerteten Kaffeepreise sind unter dem latenten Druck der Überproduktion unausweichlich. So korreliert der Kaffee-Weltmarktpreis über einen längeren Zeitraum mit der Überproduktion. In Zeiten steigender Überproduktion gerät der Kaffeepreis unter Druck, während er bei sinkender Überproduktion erneut ansteigt (Abb. 2).
Die relative Stabilität der Kaffeepreise trotz struktureller Überproduktion über einen längeren Zeitraum resultiert aus der preisstabilisierenden Funktion des Kaffeeabkommens, allerdings nur solange es selbst eben dieser Überproduktion nicht zum Opfer gefallen war. Der ruinöse Wettbewerb fand auf den vom Kaffeeabkommen abgekoppelten Verbrauchermärkten (Entwicklungsländer und Ostblockstaaten) statt, wo der Kaffee bis zu 50 % unter dem ICO-Weltmarktpreis abgesetzt wurde (World Bank 1986: 5). Nun findet dieser ruinöse Wettbewerb weltweit statt. Und der Kaffeeweltmarkt wird sich erst dann normalisieren, der Kaffeepreis sich auf sein reales Niveau, auf den Gleichgewichtspreis, einpendeln, wenn die Kaffeeproduzenten in der Lage sind, strukturelle Überproduktion abzubauen und Voraussetzungen zu schaffen, damit ein Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage prinzipiell möglich wird.
Um Maßnahmen und Wege zur Reduzierung der strukturellen Überproduktion skizzieren zu können, bedarf es zunächst einer Analyse dieses Phänomens.

Verdrängungskonkurrenz durch Produktivitätssteigerung

Neuere Untersuchungen belegen, daß in einer Reihe von kaffeeproduzierenden Ländern der Kaffee-Ertrag z.T. erheblich gesteigert werden konnte (de Graaff 1986). Die Produktivitätssteigerung war möglich sowohl durch Intensivierung der Produktionsmethoden wie durch den Einsatz von chemischen Düngemitteln, von Herbiziden und Pestiziden, durch höhere Pflanzendichte, durch Anwendung von Hochertragssorten und Hybriden, als auch durch die Extensivierung der Anbaumethoden. Die Ertrags- und Produktivitätssteigerungen bewirkten nicht in allen Fällen, jedoch in der Regel, die Senkung von Produktionskosten. Unter Konkurrenzbedingungen entspricht es der Logik der marktwirtschaftlichen Produktion, die Kostenvorteile im Interesse der Gewinnsteigerung durch Absatzsteigerung zu nutzen. Zwar ruft Verdrängungskonkurrenz durch Produktivitätssteigerung und Kostensenkung bei unveränderter Nachfrage zunächst einerseits Überproduktion und



Tab. 1



Tab. 2

Absatzkrise hervor, aber sie führt andererseits gerade bei den wenig konkurrenzfähigen Produzenten zur Produktionsreduzierung bzw. Produktionseinstellung, so daß die Überproduktionskrise unter normalen marktwirtschaftlichen Bedingungen eine temporäre Erscheinung bleibt und schließlich in ein Marktgleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage mündet.
Für die strukturelle Überproduktionskrise auf dem Kaffeeweltmarkt müssen daher — wie unten ausgeführt wird — andere Sachverhalte verantwortlich sein.

Überleben durch Überproduktion

In der Fachliteratur wird die Entstehung von temporärer Kaffeeüberproduktion auf den „Kaffeezyklus", der die Periode zwischen Anpflanzung und erster Ernte darstellt, zurückgeführt. Bei Veränderungen der Kaffeepreise dauert es zwischen 5 und 8 Jahre, bis das Angebot sich an die Nachfrage anpaßt (Trandinh 1982: 9 f).
Die Wechselwirkung zwischen Preisänderung und Kaffeezyklus kann zwar die kurz- und mittelfristigen Schwankungen und Verschiebungen des Kaffeeangebots nachvollziehbar machen, jedoch nicht die dauerhafte und strukturelle Überproduktion. Spätestens nach einem Zyklus müßte einer vorausgehenden Überproduktion und Preissenkung eine Angebotsknappheit und Preissteigerung folgen, vorausgesetzt, die Produzenten sind in der Lage, ihr Angebot den veränderten Marktverhältnissen anzupassen. Daß aber diese Voraussetzung nicht gegeben ist, wird konstatiert (Streeten/Elson 1971: 16 f) und in diesem Zusammenhang auf unspezifische Zusammenhänge wie „preisinverses Verhalten" der Kaffeeproduzenten hingewiesen (Bohrisch 1965: 98 f). Es wird auch hervorgehoben, daß die Produzenten gerade in Entwicklungsländern angesichts der niedrigen Löhne ihre Produktion wegen Preissenkungen nicht einschränken, also angebotsunelastisch sind (Trandinh 1982: 18). Die Bedeutung dieses offensichtlich nicht marktkonformen Verhaltens für das Problem der strukturellen Überproduktion wird allerdings in der Fachliteratur durchgehend übersehen. Genaugenommen wird mit den Begriffen „preisinverses Verhalten" und „geringe Angebotselastizität" der Kaffeeproduzenten das ökonomische Verhalten eines Teils der weltweiten Kaffeeproduzenten umschrieben, das angesichts der monostrukturellen Zwänge nicht nach marktwirtschaftlichen Rentabilitätskriterien, sondern nach den Kriterien der Existenz- und Überlebenssicherung der traditionellen Produktionsweise wirtschaftet.

Diese nach wie vor sich selbst ernährenden und gleichzeitig für den Weltmarkt produzierenden Subsistenzbauern reagieren auf die Senkung der Weltmarktpreise nicht mit Produktionseinschränkung, sondern im Gegenteil mit Produktionssteigerung, um die Einnahmenverluste wieder wettzumachen und an ihrem ohnehin bescheidenen Konsum von anderen Gütern und Dienstleistungen keine Abstriche machen zu müssen. Sie erreichen die Produktionssteigerung mit höherem Arbeitsaufwand durch Einsatz von zusätzlichen Familienmitgliedern (Frauen, Kinder, ältere Angehörige) und mittels höherer Pflanzendichte, intensiverer Baumpflege, sorgfältigerer Ernte und dort, wo es möglich ist, auch Ausdehnung der Anbaufläche (Massarrat 1988).
Somit prallen auf dem Weltkaffeemarkt, kraß formuliert, zwei konträr wirkende Produktionsweisen aufeinander: Auf der einen Seite die nach Rentabilitätskriterien produzierenden, diversifikationsfähigen Mittel- und Großfarmen, und auf der anderen Seite die um ihre Existenz kämpfenden und nach traditionellen Methoden



Das Internationale Kaffee-Abkommen

Eine ausreichende Versorgung der Verbraucher mit Kaffee zu gerechten Preisen, die Sicherung des Absatzes von Kaffee zu Preisen, die den Produzenten angemessen sind und die Vermeidung übermäßiger Schwankungen bei Angebot, Vorräten und Preisen weltweit. Dies sind die selbstpostulierten Ziele des Internationalen Kaffee-Abkommens. Diese Vereinbarung wurde von der paritätisch mit Verbraucher- und Erzeugerländern besetzten Internationalen-Kaffee-Organisation (ICO) 1962 erstmals verabschiedet.Es war gleichzeitig das erste Rohstoffabkommen zwischen Produzentenländern aus der sogenannten Dritten Welt und den importierenden Industrienationen.
Bis 1990 war die Mitgliedschaft auf 50 exportierende und 24 importierende Staaten angewachsen, die fast 100 % des Welt-Kaffeeangebots und 90 % der Welt-Kaffeenachfrage auf sich vereinten.
Die jährlich in der Internationalen-Kaffee-Organisation ausgehandelte Weltexportmenge an Kaffee wurde innerhalb der Gruppe der Erzeugerstaaten in Länderquoten (sogenannte Basisquoten) aufgeteilt. Diese Länder-oder Basisquoten setzten sich zu 70% aus historisch reklamierten Ausfuhrmengen und zu 30% aus den jeweiligen aktuellen Lagerbeständen zusammen.
Zur Festsetzung der jährlichen Gesamt-Exportmenge strebte das Kaffeeabkommen einen bestimmten Preisrahmen an (ab 1983 zwischen 120 und 140 cts/pound). Wurde diese Bandbreite, im 15-Tages-Durchschnitt, unter- oder überschritten, so wurden die Gesamtexportmenge und entsprechend die Länderquoten der Erzeugerländer so lange verändert, bis der Gesamtdurchschnittspreis sich wieder innerhalb der vereinbarten Toleranz bewegte. Für die Berechnung wurden die jeweiligen Durchschnittspreise der beiden Hauptkaffeesorten Arabica ('Other Mild') und Robusta zu Grunde gelegt.
Die sozialistischen und die Verbraucherländer des Nahen Ostens blieben dem Abkommen fern und trugen so zur Herausbildung eines zweiten, freien Welt-Kaffeeverbrauchermarktes für Nicht-Mitglieder des Kaffeeabkommens bei, der 1988 ungefähr ein Sechstel des gesamten Welt-Kaffeeimports ausmachte und dessen Preise um bis zu 50% niedriger lagen als die des Kaffeeabkommens.
Im Juli 1989 wurde die Quotenregelung und damit das Kernstück des Kaffee-Abkommens ausgesetzt. Die Gründe dafür waren zum einen, daß Brasilien sich weigerte, Quotenreduzierungen hinzunehmen. Zum anderen, daß die USA einen liberalisierten Weltkaffeehandel schaffen wollten. Dieser soll sowohl den bisher existierenden Parallelmarkt zum Verschwinden bringen als auch der veränderten Nachfrage der Verbraucherländer hin zu Arabica-Kaffeesorten Rechnung tragen. Formal existiert das Abkommen aber weiter.

Hubert Willenborg

Literatur:
BHF-Bank, Wirtschaftsdienst Nr. 1576, 30.09.1989.
Bundesgesetzblatt, Teil II, Z 1998 A, Gesetz zu dem Internationallen Kaffee-Übereinkommen von 1983 .... Bonn 1984.
GEPA (Gesellschaft zur Förderung der Partnerschaft mit der Dritten Welt mbH), Dokumentation Kaffee. Schwelm 1987.
Piper, Nikolaus: Bis zur letzten Bohne. In: 'Die Zeit', 14.07.1989, S. 27.
Schrader, Jörg-Volker: Auswirkungen der internationalen Kaffee-Abkommen. In: Hoffmeyer, Martin: Internationale Rohstoffabkommen: Ziele, Ansatzpunkte, Wirkungen. Kiel 1988



produzierenden Subsistenzbauern. Die erste Gruppe erzielt Ertragssteigerungen und Überschüsse und will ihren Marktanteil durch die Verdrängung der zweiten Gruppe erhöhen, und letztere reagiert auf diese Herausforderung entgegen den Marktgesetzen ebenfalls mit Überschußproduktion, die zu weiterer Preissenkung führen muß.

In dem Dualismus der Produktionsweisen liegt ein wichtiger Grund für das strukturelle Auseinanderklaffen zwischen Angebot und Nachfrage und dem angesichts dauerhafter Überproduktion unterbewerteten Ungleichgewichtspreis für Kaffee auf dem Weltmarkt.

Das reale Gewicht der Subsistenzbauern in den Produzentenländern wurde bisher nicht hinreichend untersucht. Eine diesbezügliche Untersuchung ist daher dringend erforderlich. Die Tatsache, daß der Produktionsanteil der Klein- und Kleinstfarmen in einer Reihe von insbesondere afrikanischen Produzentenländern beachtlich ist, unterstreicht die Bedeutung der traditionellen Produktionsweise und der Subsistenzbauern in der Kaffee-Ökonomie. So beträgt die durchschnittliche Kaffeeanbaufläche in Brasilien 10,7, in Kolumbien 3,4, in Costa Rica 2,7, in Kenia 0,4, in Ruanda 0,1, in Kamerun 1;1 ha, an der Elfenbeinküste 3,0 und in Indonesien 1 ha (de Graaff 1986: 76).

Überproduktion als Folge der Auslandsverschuldung

Wie die Subsistenzbauern in den einzelnen kaffeeproduzierenden Ländern sind auch ganze Produzentenländer, die hochverschuldete monostrukturierte Kaffee-Exporteure sind, dem Zwang zur Überschußproduktion unterworfen. Diese gehen bei sinkendem, stagnierendem oder langsam steigendem Kaffeepreis, um ihren Schuldendienst zu begleichen und die Importkapazität aufrechtzuerhalten, dazu über, entgegen den Rentabilitätskriterien die Kaffeeproduktion und den Kaffeexport zu Lasten von Nahrungsmitteln oder anderen Produkten für den eigenen Bedarf auszuweiten und den Kaffee zu jedem Preis zu exportieren.

Tatsächlich sind alle Kaffee-Exporteure stark verschuldet. Bei den meisten von ihnen, z.B. Brasilien, ist der Schuldendienst sogar beträchtlich höher als die gesamten Kaffee-Exporteinnahmen. Besonders stark ist der Verschuldungsdruck auf die Kaffee-Exportsteigerung bei Kaffee-Monostrukturländern, deren Staatshaushalt hauptsächlich durch die Kaffee-Exporteinnahmen und Besteuerung finanziert werden. Dies ist z.B. der Fall für Kolumbien, die Elfenbeinküste, El Salvador, Guatemala, Costa Rica, Kenia, Uganda, Kamerun.

Der hier skizzierte Zusammenhang zwischen Auslandsverschuldung und Überproduktion verstärkt das aus der dualen Produktionsweise resultierende Marktungleichgewicht, und die Preissenkungstendenz trägt mit dazu bei, den Kreislauf der Überproduktion und Preissenkung in Gang zu halten.

Die in Sachzwängen, Überlebensstrategie bzw. Auslandsverschuldung oder anderen strukturellen Zwängen verhafteten Kaffee-Produzentengruppen bzw. -staaten mögen als Folge des Preisverfalls zum Mittel der Produktionssteigerung greifen, in der Hoffnung auf diese Weise ihre Einnahmen steigern zu können. Doch stellt sich dieser Weg im Ergebnis als Illusion heraus, da die Produktionssteigerung bei einzelnen Anbietern zur Überproduktion auf dem Kaffee-Weltmarkt führt, welche wiederum den Preisverfall verstärkt, so daß letztlich die Einnahmen trotz gestiegener Produktions- und Exportmengen nicht steigen, möglicherweise sogar insgesamt sinken können.

Stagnierendes Einkommen steht wachsendem Einsatz von Arbeitskräften und

Bewertung des Kaffeepreises

Über die Definition des Kaffeepreises gibt es bisher keine übereinstimmende Auffassung. So verfolgt beispielsweise das „International Coffee Agreement" gemäß Artikel 1 das Ziel, dafür zu sorgen, daß die Verbraucher mit Kaffee zu gerechten Preisen versorgt werden und die Erzeuger für ihren Kaffee angemessene Preise erhalten. Solche Preisbegriffe sind unpräzise und unterliegen nicht objektiven Kriterien. Vielmehr sind sie der subjektiven Interpretationswillkür der Interessengruppen ausgeliefert. Dürfen aber die sich frei, also ohne Marktregulierung und Quotenpolitik, auf dem Weltmarkt herausbildenden Kaffeepreise als reale Preise aufgefaßt werden? Dieser Auffassung ist jedenfalls das Institut für Weltwirtschaft an der Universität Kiel, das in der Bundesrepublik bisher vehement gegen Marktregulierungen durch Rohstoffabkommen für Produkte aus Entwicklungsländern eingetreten ist. Demzufolge könnte man schlußfolgern, daß Rohstoffabkommen auf Kosten der Verbraucher einen Ressourcentransfer in die Entwicklungsländer bewirken. Tatsächlich kommt das oben genannte Institut in einer kürzlich veröffentlichten Studie über die Auswirkungen des Kaffeeabkommens auf die Ressourcenverteilung zu dem Ergebnis, daß die Importmitgliedsländer des Kaffeeabkommens die Wohlstandsverlierer, während die Exportmitgliedsländer und die kaffeeimportierenden Nichtmitgliedsländer die Wohlstandsgewinner des Kaffeeabkommens sind (Hermann 1988).

Der Kardinalfehler einer solchen, im Nord-Süd-Konflikt seitens der Industrieländer aber mit großem Nachdruck vertretenen, Position besteht jedoch darin, daß sie funktionierende Rohstoffmärkte, hier also einen funktionierenden Kaffeeweltmarkt, unterstellt. Funktionierende (Welt-)Märkte liegen gemäß Annahmen des klassischen Liberalismus aber nur dann vor, wenn a) die Preise sich frei herausbilden können und b) der Anpassungsprozeß der Anbieter auf die Marktnachfrage prinzipiell möglich ist und sich ein Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage herstellen kann. Der reale Warenpreis auf solchen Märkten ist dann der Gleichgewichtspreis. Übersteigt das Angebot die Nachfrage dauerhaft (strukturelle Überproduktion), so sinkt der Preis unter den Gleichgewichtspreis und ist unterbewertet. Kommt es umgekehrt zur dauerhaften Verknappung (monopolistische Bedingungen), so steigt der Preis über den Gleichgewichtspreis und ist somit überbewertet. Die Protagonisten des Freihandels für Kaffee und andere Rohstoffe der Entwicklungsländer treten zwar für freie Preisbildung und gegen marktregulierende Instrumentarien ein, mißachten aber systematisch die für funktionierende Märkte selbst nach wirtschaftsliberalistischen Grundsätzen konstitutiven Gleichgewichtsbedingungen für den Kaffeeweltmarkt. Wie in diesem Beitrag dargestellt, muß aufgrund von struktureller Überproduktion auf dem Kaffeeweltmarkt für einen längeren Zeitraum, mit Ausnahme der Jahre 1975 wegen Frostschäden und 1985 wegen Dürreperioden in Brasilien, ein unterbewerteter Kaffeepreis konstatiert werden. So gesehen bewirkte das Kaffeeabkommen durch die Quotenregelung bestenfalls eine Verringerung der Verluste der Kaffee-Erzeuger, statt ihnen Gewinne auf Kosten der Verbraucher abzusichern. Um so stärker sind allerdings die Wohlstandsverluste der Kaffee-Erzeuger nach dem Scheitern des Kaffeeabkommens.

Die obigen Ausführungen dürften belegen, daß die Kategorien des Gleichgewichtspreises, des unterbewerteten und des überbewerteten Preises am weitesten den objektivier- und quantifizierbaren Kriterien Rechnung tragen.

anderen Ressourcen gegenüber. Die strukturelle Überproduktion setzt Arbeitskräfte für den Wachstumsprozeß nicht frei, sondern bindet sie zunehmend ohne zusätzlichen Wachstumseffekt und ist somit entwicklungshemmend. Der unterbewertete Ungleichgewichtspreis verursacht einen permanenten Transfer von Realeinkommen in die Kaffee-Verbraucherländer. Von einer strukturellen Überproduktionskrise profitieren im wesentlichen die Kaffee-Verbraucherländer. Bei den Kaffee-Produzenten bleibt dagegen der Teufelskreis der Überproduktion, des Preisverfalls und der Einnahmestagnation bestehen. Auch mögliche Kaffeenachfragesteigerungen auf dem Weltmarkt als Folge der Öffnung der Ostblockstaaten zum Weltmarkt und des nachholenden Bedarfs dieser Länder mag die Kaffeeüberproduktion vorübergehend mindern, die strukturellen Sachzwänge der Überproduktion würden aber deshalb nicht verschwinden, sondern sie würden alsbald wieder voll wirksam werden.

Es ist empirisch nachweisbar, daß eine Verschiebung von Weltmarktanteilen der Kaffee-Produzentenländer stattgefunden hat. Brasiliens wertmäßiger Weltexportanteil von 33,5 % (1965) fiel auf 22,7 % (1987), während Kolumbien und eine Reihe von kleineren Kaffeeproduzenten, wie Indien, Indonesien, Mexiko, Kenia, Costa Rica, Honduras usw., ihren Weltmarktanteil haben steigern können (ICO 1989; Agreement No. 13/88: Tabelle 3). Diese Veränderung der Marktanteile resultiert aus der massiven Angebotskonkurrenz. Offen, und daher zu untersuchen, bleibt, welche der oben hypothetisch dargelegten Triebkräfte im Einzelfall die Dynamik der Konkurrenz und der Überproduktionskrise determiniert haben.

Der Weg zum Gleichgewichtspreis

Der Gleichgewichtspreis, d.h. der reale Marktpreis für Kaffee, bei dem weder Verbraucher noch Erzeuger benachteiligt werden, kann sich frei auf dem Kaffeeweltmarkt herausbilden und immer wieder auch durchsetzen, wenn die Überproduktion abgebaut und die zu latenter Überproduktion führenden Sachzwänge abgeschwächt oder gar beseitigt werden könnten. Folgende Schritte kämen dabei in Betracht:

a) Ertragssteigernde Methoden durch den Einsatz von Kunstdüngern, Pestiziden, Insektiziden oder durch Verwendung von Kaffee-Hochertragssorten führen sicherlich kurzfristig zu ökonomischen Vorteilen. Ob diese Maßnahmen sich auch langfristig rentieren, ist ungewiß und wird angesichts ihrer langfristigen und ertragsschmälernden Folgewirkungen zunehmend in Frage gestellt. Bei einer einvernehmlichen Beschränkung solcher Maßnahmen könnten Kosten eingespart und als Folge des Überproduktionsabbaus höhere Preise erzielt und darüber hinaus auch Umweltbelastungen verringert werden.

b) Kaffee-Erzeugergruppen und -staaten, die weder gegenwärtig noch langfristig den weltweiten Wettbewerb zu bestehen in der Lage sind, die angesichts monostruktureller Sachzwänge um ihrer Existenz willen Kaffee für den Weltmarkt produzieren, sollten durch gezielte entwicklungspolitische Maßnahmen in die Lage versetzt werden, zu diversifizieren bzw. sich auf dem Binnenmarkt zu orientieren (Strategie der differenzierten Strukturanpassung).

c) Jenen stark von Kaffee-Exporten abhängigen Ländern, die angesichts besonders hoher Zahlungsbilanzdefizite und Auslandsverschuldung in Mitleidenschaft gezogen sind, sollte durch großzügige Überbrückungskredite aus der Finanzkrise geholfen werden, da diese sich sonst in der Erwartung höherer Deviseneinnahmen weiterhin genötigt fühlten, zu dem verfügbaren Mittel der zügellosen Kaffeeproduktions- und Exportsteigerung zu greifen.

Die hier skizzierten Maßnahmen zum Abbau der Überproduktion und zur Herstellung eines funktionierenden Kaffeeweltmarktes erfordern allerdings eine Neuorientierung der ICO von einer Politik der Absatzregelung durch Quotenanteile zu einer Politik der Produktions- und Angebotsregulierung.

Mohssen Massarat
Universität Osnabrück

Literaturverzeichnis
Bohrisch Alexander, 1965: Internationale Rohstoffabkommen auf dem Kaffeemarkt nach dem 2. Weltkrieg (Dissertation), Göttingen
Graaff j. de. 1986: The Economics of Coffee, Wageningen
Hermann Roland, 1988: Internationale Agrarabkommen, Analyse ihrer Wirkungen auf den Märkten für Kaffee und Kakao. Reihe Kieler Studien Nr. 215, Tübingen
International Coffee Organization (ICO), 1989: Agreement No 1/88, London
International Coffee Organization (ICO), 1989: Agreement No. 15/88, London
International Coffee Organization (ICO), No. 13/88, London, 1989: Agreement No. 11/88, London
Massarrat Mohssen, 1988: Rohstoffpreise und monostrukturelle Ökonomien, in: Nord-Süd aktuell Nr. 4/1988
Streefen P./Elson D., 1971: Diversification and Development: The Case of Coffee, New York
The Worldbank, 1988: World Debt Tables, 1988-89. vol. II, Country Tables, Washington D.C.
Trandinh Dung, 1982: Probleme der Preis- und Mengenreduzierung auf dem Weltkaffeemarkt (Dissertation), Heidelberg
Weltbank 1989: Weltentwicklungsbericht, Washington

Dezember 1990 Nr 53
Wildcat
Krieg gegen die proletarischen Begierden
Drogenkrieg
Nationalismus, Rassismus
Spaltungen in der Klasse
Sowjetunion / Südafrika / Golfkrise / Kurdistan
Aufruhr
Lyon, Paris, Berlin / Antifa
Knackis auf den Dächern
Abo 20 Mark für 6 Hefte; Einzelheft 4 Mark (inkl. Porto) Bestellen durch Überweisen auf Sonderkonto Zeitung, H. Dietrich Postgiro Berlin, Nr. 315 02-109
(vergeßt eure Adresse nicht!)
Kontakt: Sisina, PF 360 527, 1000 BERLIN 36

Ökologie im Konfliktfeld

Heute ist in El Salvador von den küstennahen Mangrovenwäldern bis hin zu den hochgelegenen Nebelwäldern jedes ursprüngliche Ökosystem zerstört. Die geschlossene Walddecke des Landes ist nahezu verschwunden. Schmutzige Ebenen und kahle Hügel haben die üppigen Täler ersetzt. Flüsse sind ausgetrocknet. Nackte Schluchten ziehen sich durch erodierte Hänge und Berge. Sprühflugzeuge werfen tödliche Pestizide ab, die das Wasser und den Boden vergiften, während die Industrie giftige Abfälle in die Flüsse einleitet. Und seit der Bürgerkrieg, der 1980 begann, das salvadorianische Land verwüstet, fordern militärische Operationen ihren Tribut.

Seit 1980 starben über 70.000 Menschen im Bürgerkrieg und durch den Terror der Regierungsarmee, die auch heute noch schwerwiegende Menschenrechtsverletzungen begeht. Bisher sind über eine Million Salvadorianer aus ihrer Heimat vertrieben worden.

Vertrieben aus einem Land, das sich El Salvador — der Erlöser — nennt. Hier lebten nahezu zwanzigtausend Jahre lang die Indianervölker der Pipil, Lenca und Pokaman und betrieben Landwirtschaft. Das Land besaß eine üppige Vegetation, hatte Täler mit fruchtbaren vulkanischen Böden und war das Zuhause einer mannigfaltigen Anzahl von tropischen Wildtieren. Die Ureinwohner nannten es Cuzcatlan — das Land des Reichtums.

Wir veröffentlichen eine gekürzte Fassung des 'Green Paper No.4', einer Studie des 'Environmental Project on Central America (EPOCA) vom März 1989, die den Zusammenhang zwischen der sozialen und ökologischen Zerstörung El Salvadors detailiert nachzeichnet. Eine Kopie des ungekürzten amerikanischen Originaltextes kann gegen 5.-DM in Briefmarken bei der Redaktion bestellt werden.

Die Ursache für die ökologische und soziale Krise El Salvadors liegt in dem Kampf um die Kontrolle und die Nutzung des Landes,der weit in die Geschichte zurückreicht. In ihrem Streben, die europäische Nachfrage nach Luxusgütern wie Zucker und Indigo zu befriedigen, zwangen die spanischen Eroberer im 16. Jahrhundert die Einheimischen dazu, Produkte für den Export anzubauen; gleichzeitig töteten sie zehntausende Indianer. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts verdrängten Kaffeeplantagen die zentral und südlich gelegenen Eichen- und Kiefernwälder. Als die Exportbetriebe zunehmend das beste Land für sich beanspruchten, wurden die indianischen Bauern auf der hoffnungslosen Suche nach Ackerland in die hügeligen Gebiete und ins Gebirge getrieben. Dort zerstörten sie unberührte Wälder, so daß der Boden ungeschützt dem Regen und Wind überlassen war, und ein Kreislauf von Erosion und Überschwemmung begann.,

Bald war die Wirtschaft auf die Produktion von Exportkulturen ausgerichtet. Riesige Betriebe, kontrolliert von wenigen Wohlhabenden, produzierten Konsumgüter für das Ausland, während verarmte Kleinbetriebe sich damit abmühten, die Nahrungsmittelproduktion für die nationale Nachfrage zu erhöhen.

Ihres Landes beraubt, blieb den ehemaligen BäuerInnen nichts anderes übrig,als sich in die Reihen einer brutal ausgebeuteten Landarbeiterschaft einzuordnen. Von Hunger und Armut heimgesucht, erhoben sich die indianischen und die mestizischen Landarbeiter in einer Serie von Rebellionen am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Aber die für den Export produzierende Oligarchie reagierte mit Repression und gründete 1912 eine nationale Sicherheitstruppe (Nationalgarde), um die Revolten niederzuschlagen. Die brutalste Auseinandersetzung ereignete sich 1932, als eine Gruppe von Landlosen mit der Forderung nach einer Landreform eine Rebellion anführ-



Exportorientierte Rinderzucht: Ursache für Umweltschäden und Mangelernährung

te. Bei dieser Auseinandersetzung, die die Salvadorianer bis heute als„La Matanza" (das Massaker) bezeichnen, tötete die Regierung mehr als 30.000 Menschen und löschte die indianischen Gesellschaften El Salvadors quasi völlig aus.
Nach dem Zweiten Weltkrieg veränderte eine neue Generation von Exportprodukten — Baumwolle, Rindfleisch und Rohrzucker — die salvadorianische Landschaft zusätzlich und legte die Grundlage für die späteren Landkonflikte. Begünstigt durch die US- amerikanische Entwicklungspolitik zerstörten Rinderfarmen und Zuckerrohrplantagen große Gebiete des übriggebliebenen Waldes und der einmaligen Tierwelt und machten die Bevölkerung, die sich einst mit Nahrungsmitteln selbst versorgen konnte, von Lebensmittelimporten in Höhe von mehreren Millionen Dollar abhängig.

Überweidung führte schnell zu Erosion und zur Verschlackung der Wasserwege am Rande der Weiden. Obwohl die Flächen für Rinderexporte von 1960-1974 gestiegen sind, sank der salvadorianische Pro-Kopf-Verbrauch von Rindfleisch um 37,5%. Heute sind 50% des fruchtbaren Landes Weiden für Rindfleischexporte, aber der Durchschnittsbürger El Salvadors kann sich weniger Fleisch leisten als ein US-amerikanischer Durchschnittshaushalt zur Fütterung von Katzen verbraucht.
Von diesen neuen Exportprodukten, die die zentralamerikanische Pazifikküste in den 50er Jahren überzogen, brachte der Baumwollanbau die verheerendsten Auswirkungen mit sich. Von 1948 -1972 vergrößerten sich die mit Baumwolle bepflanzten Flächen jährlich um mehr als 20,5% .Auf diese Weise wurden die Kleinbauern vom besten Ackerland vertrieben.
Die Küstensavannen und die immergrünen Regenwälder wurden durch dieses Vorgehen gelichtet, Bestände von altgewachsenen Ebony, Cedar, Mahagony und Granadilla abgeholzt. Brüllaffen, Ameisenbären und Wildschweine wurden ausgerottet, als ihre Lebensräume verschwanden. Die anstrengende Arbeit auf den Baumwollfeldern verschlimmerte die Misere auf dem Land, und Salvadorianer, die einst das Land gemeinsam bestellt hatten, standen plötzlich bei der Suche nach (gering bezahlter) Lohnarbeit auf den neuen Baumwollplantagen in Konkurrenz zueinander.

Armut und die ökologische Krise

Die Ungleichheit in der Ressourcenverteilung, Ursache für Armut und Umweltzerstörung in El Salvador besteht heute nach wie vor. Eine kleine Elite, die weniger als 2% der Bevölkerung umfaßt, bereichert sich immer weiter, obwohl sie bereits über mehr als 60% des gesamten Ackerlandes verfügt. Die ärmsten 20% der salvadorianischen Bevölkerung besitzen kein Land und erzielen nur 2% des nationalen Einkommens.
Gewährt die Regierung finanzielle und technische Mittel, so bleiben diese den großen Produzenten vorbehalten. Gleichzeitig weigern sich die Großgrundbesitzer, einen angemessenen Teil der Steuern zu tragen und weisen die von der Bevölkerungsmehrheit dringend benötigten Sozialprogramme zurück. 1987 wurde sogar in der Industrie gestreikt, um die Pläne einer Steuererhebung zu Fall zu bringen. Während die „Vierzehn Familien" und US-Nahrungsmittelkonzerne wie General Foods und Procter & Gamble von dem billigen salvadorianischen Rindfleisch, Kaffee, Baumwolle, Zuckerrohr und anderen Produkten profitieren, können sich zwei Fünftel der meist auf dem Land lebenden Bevölkerung ihre Grundration an Mais und Bohnen nicht leisten.
Da das fruchtbare Land von den Exportbetrieben beansprucht wird, haben die Kleinbauern El Salvadors die Hauptlast dieser ungerechten Ökonomie zu tragen. Diese Bauern bepflanzen kleine Parzellen auf dem ihnen verbliebenen Land, meist an ökologisch empfindlichen Hängen und Hügeln. Hier bauen sie Bohnen, Mais und Sorgum an, auf Böden und einem Terrain, das für die landwirtschaftliche Produktion ungeeignet ist. Eine Studie fand heraus, daß zur Zeit 40% dieser ökologisch marginalen Flächen von Kleinbauern bewirtschaftet werden.
Außer den kargen Böden ist die geringe Größe der Parzellen ein gravierendes Problem für die Bauern. Eigentlich benötigt eine Bauernfamilie sieben Hektar Land, um überleben zu können. Aber da sich das meiste Land in der Hand von Großgrundbesitzern befindet, beträgt die bewirtschaftete Fläche pro Familie etwa nur 3,5 Hektar. „Was macht also ein Campesino?" fragt ein Vertreter der 'Salvadorianischen Vereinigung der Landarbeiter' (ANTA),und gibt gleich selbst die Antwort:„Er beginnt das wenige Land, das er hat, zu bearbeiten, Jahr für Jahr, ohne es zur Regenerierung brachliegen zu lassen. Schnell wird der Ertrag geringer, und das Land wird unfruchtbar: der Humus ist weg. Das ist nicht der Fehler des Kleinbauern, sondern Schuld sind diejenigen, die Land besitzen, aber sich weigern, es denen zur Verfügung zu stellen, die es benötigen." Und wenn die Bewirtschaftung das Überleben nicht mehr gewährleisten kann, muß die Kleinbauernfamilie emigrieren. Die Menschen werden zwangsläufig zu „ökologischen Flüchtlingen" und wiederholen den Kreislauf in einem anderen Landstrich.

Diese untragbare Bewirtschaftung des Landes wird durch die Abholzung zur Brennholzgewinnung verschlimmert. Einige Millionen Kubikmeter von Brennholz werden jährlich verbraucht. Holz ist der wichtigste Brennstoff in El Salvador, der über 60% der nationalen Energienachfrage deckt. Da die Regierung den Bauern weder andere Brennstoffe anbietet noch ein Energiekonzept für den ländlichen Bereich El Salvadors vorgelegt hat, bleibt den Armen keine andere Wahl, als weiterhin Raubbau am Wald zu betreiben. Heute zählt das nördliche Hochland von El Salvador zu den ökologisch am meisten zerstörten Landstrichen Amerikas. Einst bedeckt von Laub-, Eichen- und Nebelwäldern, ist das Gebiet heute größtenteils entwaldet und der dünne, nitratarme Boden ausgewaschen. Ein trockenes und felsiges Terrain bleibt, gekennzeichnet durch Schluchten und Erdrutsche. „Durch die hervorgerufene Dürre und das begrenzte Trinkwasserangebot wirkt sich die Abholzung verheerend auf das Leben der Campesinos aus," erklärt ein Vertreter von ANTA.
Dieser Kreislauf von landwirtschaftlicher Übernutzung und Bodenerosion bedroht die Lebensfähigkeit der Kleinbauern in El Salvador. Zwischen 1975 und 1985 sank die Grundnahrungsmittelproduktion pro Kopf um mehr als 29%. Und dies, obwohl die erodierten Böden in El Salvador mehr Kunstdünger pro Hektar erhalten als in jedem anderen Land in Mittelamerika.
Während traditionell die Campesinos Maistortillas als Hauptproteinquelle aßen, stellen viele ihre Tortillas nun aus dem Tierfutter Sorgum her, das besser auf den felsigen und erodierten Flächen gedeiht. Die Sorgumanbauflächen in dem kleinen El Salvador sind so groß wie die in Nicaragua, Honduras und Guatemala zusammen; ein aussagekräftiger Indikator für das Ausmaß der ökologischen Krise.

Katastrophale Bevölkerungspolitik

Zu der erschreckenden Armut in El Salvador kommt ein hohes Bevölkerungswachstum hinzu. Kurz gesagt bedeuten in El Salvador mehr Kinder in einer Bauernfamilie mehr Arbeitskräfte, größere Ernten und ein höheres außerlandwirtschaftliches Einkommen durch nichtagrarische Tätigkeiten der Familienmitglieder. Deswegen erscheint den Landfamilien eine hohe Kinderzahl als sinnvolle Selbsthilfe gegen Armut.

Dennoch vergrößert diese Überlebensstrategie langfristig betrachtet den Druck auf die natürlichen Ressourcen der Armen und verstärkt die Umweltzerstörung auf dem Land, wie der Anthropologe William Durham in einer Studie über die Bevölkerungsdynamik El Salvadors zeigt. Oder sie trägt zur Übervölkerung der Städte bei, in denen sich MigrantInnen aus den ländlichen Gebieten ansiedeln. Die Folge ist in jedem Fall noch schlimmere Armut. Das Agrar-Institut der Universität von Wisconsin (USA) hat in einer Studie nachgewiesen, daß das mit der Armut zusammenhängende Bevölkerungswachstum durch Landverteilung und erhöhte Nahrungsmittelproduktion positiv beeinflußt werden kann.
Die Programme zur Geburtenkontrolle in

emancipación e Identidad

ES GEHT SO - ES GEHT ABER AUCH ANDERS !

(frei nach B. Brecht)

Offensichtlich ist ein handfester Konflikt zwischen der Solidaritäts-/Internationalismusbewegung auf der einen Seite und dem Projekt »Emanzipation und lateinamerikanische Identität« auf der anderen Seite entstanden. Verschiedene Zeitschriften aus dem Solidaritätsspektrum kritisierten in erster Linie die abgehobene Vorgehensweise und den Singularitätsanspruch des o.g. Projektes.[1].

Aus welchem Grund kommt es zu einer auffällig häufigen Kritik an diesem Projekt?

Um diese Frage beantworten zu können, ist zunächst ein kurzer Rückblick auf die Ausgangspositionen notwendig. Hier sollen beide Positionen anhand ihrer Grundlinien verdeutlicht werden, damit wir zu einer konstruktiven Auseinandersetzung zurückfinden, die für eine zukünftige Kampagne entscheidend ist und unbeteiligten Dritten verständlich wird.

Das Projekt »Emanzipation und lateinamerikanische Identität« wurde vor zwei Jahren in Mexico gegründet und versteht sich als Sprachrohr in Europa für die Forderungen lateinamerikanischer Positionen, v.a. aus dem intellektuellen Spektrum, aber auch der Bauern und Indianerorganisationen. Sie wollen dem "Jubeljahr 1992" ein "kritisch-emanzipatorisches Diskussions- und Arbeitsforum" entgegensetzen. Durch Buchveröffentlichungen, jährlichen nationalen Kongressen in lateinamerikanischen und europäischen Ländern, Wettbewerben im kulturellen Bereich, Stipendien und geplanten Großveranstaltungen 1992, soll ein breites Zielgruppenspektrum angesprochen werden.

Die Gruppen aus dem Solidaritäts- und Internationalismusbereich stehen demgegenüber noch am Anfang ihrer Aktivitäten im Bereich 500 Jahre Kolonialismus. Sie sind mit verschiedenen organisatorischen und inhaltlichen Problemen konfrontiert. Das hat Gründe: Es wird versucht, über Schwerpunktseminare, der Entwicklung einer Forderungsplattform, regionalen Aktionsbündnissen und Publikationen, wie dieser Beilage, Schritt für Schritt, durchaus unter Einschluß verschiedener Konfliktpotentiale, die auch öffentlich ausgetragen werden, die Grundlage für eine erfolgreiche Kampagne zu legen. An ihrer Kernfrage: Wie läßt sich das historische Thema 500 Jahre Kolonialismus mit den Auswirkungen des EG-Binnenmarktes verbinden, werden die Hürden klar, die es zu überspringen gilt. Unverzichtbare Voraussetzungen ihrer Kampagne sind eine längerfristige Perspektive, die über den Oktober 1992 hinausgeht und die Zusammenarbeit mit möglichst vielen Initiativen.

Die Konfliktlinie begann vor einem Jahr anläßlich des ersten Bundeskongresses von »Emanzipation und lateinamerikanische Identität« in Hamburg. In ihrem Tagungsbericht heißt es: "Er (der Kongreß) stellt zugleich einen wichtigen Schritt in der Entwicklung unserer antiimperialistischen Arbeit in der BRD dar". Wünschenswert wäre es ja durchaus, wenn sich in Europa ein breites Kampagnenbündnis zum Thema Emanzipation und Identität in Europa bilden würde, um einen wirkungsvollen Dialog zwischen den kritischen und emanzipatorischen Bewegungen beider Kontinente in Gang zu setzen. Das Hauptproblem ist jedoch, daß »Emanzipation und lateinamerikanische Identität« einem Singularitätsanspruch unterliegt, der die Bündnisfähigkeit des Projekts erheblich einschränkt. Formulierungen wie: "Das hier vorgestellte Projekt ist das z.Zt. einzige existierende internationale Forum, welches den nationalen Initiativen gestattet, in kritisch- emanzipatorischer Absicht länderübergreifend und koordiniert gegen das imperiale Projekt des V Centenario zu arbeiten" deuten die schwierige Situation derjenigen an, die nicht innerhalb des Rahmens des Projektes arbeiten, aber nichtsdestotrotz an Diskussionen mit den VertreterInnen interessiert sind.[2]

Abgrenzungen gegenüber den Solidaritätsgruppen finden aber auch direkt statt: In einem Interview mit "Die Andere" (Nr. 39/ 1990) bringt Heinz Dieterich, der Koordinator des Projekts, den Konflikt unter den Nenner "Marktverdrängungshysterie oder Paranoia bei den eingefahrenen Solidaritätsgruppen". Für ihn ist die Solidaritätsarbeit von gewissen Gruppen "monopolisiert", die auf neue Projekte allergisch reagieren. "Man muß bedenken, daß der Solidaritätsmarkt zehn Jahre von bestimmten Strukturen beherrscht wurde. Und die Reproduktion von Funktionären - im soziologischen Sinne - ist natürlich wie in jedem Arbeitsverhältnis abhängig von ihrer Produktion".

Die Gruppen der Solidaritätsszene wurden bisher eher umgekehrt eingeschätzt. Stichworte wie chaotisch, zersplittert und unprofessionell sind häufig zu hören. Funktionäre, oder solche die es werden wollen, verlassen uns aus monetären Gründen und besitzen keinen funktionierenden Apparat, der, wie in hierarchischen Betrieben, nach ihren Vorgaben tanzt.

Im Vergleich zur Vietnambewegung haben die Mehrzahl der heute agierenden Gruppen und Organisationen für Dieterich keinen politischen Kern. Darauf aufbauend stehen diese Gruppen in einem "paternalistischen Verhältnis" zur Dritten Welt. "Die Menschen aus Lateinamerika, aus der Dritten Welt, kamen hierher, hielten Vorträge und wurden glorifiziert". Auf dem zweiten Bundeskongreß des Projekts »Emanzipation und lateinamerikanische Identität« Ende September in Frankfurt wurde für ihn zum "ersten Mal gleichberechtigt geredet". Ob das der Fall war? Ich habe gelinde gesagt da meine Zweifel? Wie letztes Jahr durften auch in diesem Fall die Prominenten ihre Reden halten. Anschließend wurden nur noch "Verständnisfragen" (vgl. Einladung zum Kongreß) zugelassen. Der Vorwurf der Glorifizierung fällt aber auf Dieterich selbst zurück. Nach der durchaus zwiespältigen Rede von Thomas Borge (Ex- Innenminister in Nicaragua) applaudierte das Podium stehend.

Mit Begriffen wie "nationalen Begegnungen", "Bundeskongreß" und "Kampagne" werden LeserInnen und ZuhörerInnen an der Realität vorbeigelotst. Auch den Gästen aus Lateinamerika wird eine Kampagne vorgespielt, die schlichtweg nicht existiert. Beide werden auf diese Art und Weise funktionalisiert. Die einen als Konsumenten, die Klatschen dürfen, und die anderen als Prominente, die viel aus ihrer Lebenswelt schildern können, aber doch bitte nicht mit der Realität hier konfrontiert werden sollen.

500 Jahre Kolonialismus ist heute schon ein Thema für JournalistInnen, HistorikerInnen und Intellektuelle. Ob dieser Themenkomplex sich zu einer Kampagne entwickelt, die in qualitativer und quantitativer Form den Namen wirklich verdient, ist aber noch völlig offen. Es wird viel Energie und Phantasie nötig sein, hier die richtigen Pfade zu finden. Das Projekt »Emanzipation und lateinamerikanische Identität« hat die Fähigkeiten, dazu viel beizusteuern. Aber die VertreterInnen müssen vom Elfenbeinturm des singulären Anspruchs herabsteigen.

---

(1) Vergl. LN Nr.197: »Thema verfehlt«, ila Nr.140: »Die Ein - Mann - Kampagne«, ides Nr.505: »Randvölker Herrenvölker - Bundeskongreß über ein durchaus ernstzunehmendes Thema?« , blätter des iz3w Nr.167: »Diskussionsbeitrag zu den Thesen von Heinz Dieterich« und epd Entwicklungspolitik 16/90: »Schwierigkeiten einer Annäherung«. Vgl. auch »Das Wort haben die Betroffenen« in: »Perspektiven«, Sept. 1990, Hrsg.: ASTA Uni Frankfurt

(2) Zitat aus dem Spendenaufruf von Monimbo

Georg Lutz, ADW Freiburg

Literaturtips

Urs M. Viechtner, Sergio Vesely
Erwachen in der neuen Welt
Die Geschichte von Bartholomé de las Casas
Signal Verlag, Baden-Baden 1989, 152 Seiten, DM 22,80.
Best.-Nr 1016
Bartholomé de las Casas (1484 bis 1566) zählt ohne Zweifel zu den berühmtesten Persönlichkeiten der lateinamerikanischen Kolonialgeschichte. Als einer der ersten wandte er sich gegen die Greueltaten der spanischen Eroberer und begann einen, mit zäher Verbissenheit geführten Kampf um die Lebensrechte der Indiovölker.
»Erwachen in der neuen Welt« ist eine Erzählung aus den ersten Etappen im Leben des späteren Bischofs Las Casas, aus jenen drei Jahrzehnten, die aus dem "ganz normalen" spanischen Kaufmannssohn eine Ausnahmeerscheinung in der Geschichte der Eroberung Lateinamerikas machten. Es handelt sich nicht um ein Biographie im engen Sinne, sondern um ein farbiges Buch über einen Menschen und seine Zeit.

Hans Magnus Enzensberger (Hrsg.)
Bartholomé de las Casas kurzgefaßter Bericht von der Verwüstung der Westindischen Länder
Insel Verlag, Frankfurt 1987, 152 Seiten, DM 12,00. Best.-Nr.1030
Originaltexte des oben beschriebenen de las Casas. Nichts beschönigend und ausgezeichnet, mit einer Genauigkeit, mit der die Strukturen der kolonialen Herrschaft erfaßt werden. Ergänzt ist das Buch von einem Kommentar Enzensbergers.

Heinz Dieterich (Hrsg)
Die Neuentdeckung Amerikas
Essays, Gedichte, Interviews von und mit Mario Benedetti, Alejo Carpentier, Gustavo Gutiérrez, Elena Poniatowska u.a.
Lamuv Verlag, Göttingen, Oktober 1990, 240 Seiten, DM 29,80.
Best.-Nr. 1012
Die Beiträge des Buchs sind im Rahmen des internationalen Wettbewerbs **»Emancipación e Identidad de America Latina: 1492-1992«** entstanden. Es sind Versuche, die Geschichte der Beziehungen zwischen Europa und Lateinamerika aufzuarbeiten und Perspektiven für ein neues Verhältnis zwischen "Erster" und "Dritter" Welt aufzuzeigen.

Frauke Gewecke
Wie die neue Welt in die alte kam
Klett-Cotta, Stuttgart 1986, 315 Seiten, DM 38,00. Best.-Nr. 1006
Nicht die Taten und Untaten europäischer Entdecker in der neuen Welt interessieren die Autorin, sondern wie die neue Welt von der alten wahrgenommen wurde, wie diese Wahrnehmung von Anfang an durch stereotype Vorstellungen und Vorurteile geprägt war: schöne Wilde, nackte Kannibalen, Heiden, Barbaren, Monster, unermäßliche Schätze, das irdische Paradies...
Dieses Buch, gut lesbar und spannend, sollte schon deswegen gelesen werden, weil es sich mit den Wurzeln unseres alltäglichen (auch linken) Rassismus beschäftigt. Und der wird uns im "Europa 1992" noch mächtig zu schaffen machen.

Edition Nahua, Hofaue 51, 5600 Wuppertal 1

TAGUNGSWIESE

AFRIKA, der vergessene Kontinent 21.-25.11.'90

Internationales Symposium/Beratungstreffen in Münster/Emsdetten

Neben Themen wie: Multis, Weltmarktintegration einzelner Regionen, Rohstoffpreisentwicklung, Strukturanpassung (IWF,Weltbank,Lomé-Abkommen) und Ökoflüchlinge wurden die Auswirkungen des EG-Binnenmarkts und die Bedeutung Afrikas in der Kampagne zu 500 Jahre Kolonialismus beraten. Kongreßergebnis bei: **AKFRIK, Lingenerstr.9, 4400 Münster**

Europäisches NGO-Treffen in Kopenhagen am 24./25.11.'90

Als Ergebnis einer Diskussion von Internationalismus-, Umwelt-, Menschenrechts- und ökumenischen Gruppen vom 13.-15. September in Strasbourg, lädt nun die dänische **SIMU** (Cooperation for International Environment and Development) nach Kopenhagen zu einem Fortsetzungstreffen ein. Zentrales Thema ist die Bildung eines europaweiten Netzwerks. Die Konsequenzen des EG-Binnenmarkts, die UN-Konferenz für Umwelt und Entwicklung (1992 in Brasilien) und der 500 jährige Kolonialismus sollen erörtert werden. Ein Tagungsbericht erscheint in der nächsten Beilage. Grundsatzpapiere sind anzufordern bei: **SIMU, c/o NOAH, Studiestraede 24, 1455 Kopenhagen, Dänemark**

Feministischer Internationalismus 21.-23.9.'90 Oberhausen

Auf dem Treffen in Oberhausen wurde an die Diskussionen den BUKO-Frauenplenums in Nürnberg angeknüpft. Themen waren Erfahrungen und Entwicklungen von Frauenaktivitäten und Frauengruppen in der Soliarbeit.
An einem möglichen Brückenschlag unterschiedlicher Frauenaktivitäten im Zusammenhang zu 500 Jahre Kolonialismus und dem EG-Binnenmarkt bestand Interesse.
Das Frauenarchiv in Dortmund hat sich bereit erklärt, Material zu dem Thema Frauen und 500 Jahre Kolonialismus zu verteilen: **Frauenarchiv c/o Geschichtswerkstatt Dortmund, Am Oelpfad 27, 4600 Dortmund 30**
Ein **Fortsetzungstreffen** ist für den 18.-20.Januar '91 geplant, Schwerpunktthema ist feministische Ökonomie. Kontakt: **Eike c/o BUKO-Geschäftsstelle, Nernstweg 32-34, 2000 Hamburg 50**

Vorbereitungsseminar für den BUKO - 1991

Am letzten Oktoberwochende wurden in Köln die thematische Ausrichtung und die Ziele des Bundeskongreß Entwicklungspolitischer Gruppen vom 9.-12.Mai 1991 in Köln geplant. Schwerpunkt sind der EG-Binnenmarkt und 500 Jahre Kolonialismus in Verknüpfung mit weiteren Themen wie Ökologie, Rassismus, Militärstrategien und Alternativen zur Weltwirtschaft. Es wurden verschiedene politisch-ideologische Positionen sichtbar, die konkrete inhaltliche und organisatorische Festlegungen verhinderten.
Materialien über **BUKO-Geschäftsstelle** und in der Zeitschrift **FORUM**

Gruppen stellen sich vor

Lelio-Basso-Stiftung
Der Zweig der Organisation, der für die internationalen Beziehungen zuständig ist, plant verschiedene Aktivitäten gegen die 500-Jahr-Feiern. Hauptziel der Organisation ist es, die Problematik über einen spezifischen Personenkreis hinaus, zu vermitteln. Geplant sind u.a. Schulmaterialien und ein Videofilm, die in mehreren Sprachen herausgegeben werden sollen. Außerdem planen sie 1992 ein Tribunal zum Thema **»500 Jahre Eroberung«** abzuhalten. Adresse: **Lelio-Basso-Stiftung, J. Ramos Regidor, Via Santa Maria dell'Anima 30, 00186 Roma**
Seit einiger Zeit geben die Fondazione Internazionale Lelio Basso zusammen mit der Lega italiana par il Diritti e la Liberazione dei Popoli ein vierseitiges Informationsbulletin mit dem Titel: **»1992 500 Años de la Conquista de America«** in spanisch heraus. Darin wird über laufende oder geplante Konferenzen und Veranstaltungen zum Thema informiert. Redaktion: **Segretaria della Campagna, Via Stradella 10, 20129 Milano**

»Autonomie für die Mapuce«
Die Mapuce-Indianer wehren sich gegen die Auflösung ihrer Gemeinschaften, die durch die Privatisierung ihrer Flüsse, Seen, Wälder, Erde und des Meeres verursacht wird. Die Mapuce verstehen ihren Kampf als ungebrochenen Widerstand gegen fünfhundertjährige koloniale und neokoloniale Unterdrückung.
»Autonomie für die Mapuce« ist eine in Freiburg neu gegründete Initiative, die den Befreiungskampf der Mapuce-Indianer in Süd-Chile hier bekannt macht und auch finanziell unterstützt. Die Initiative will ein Informations- und Aktions-Netzwerk aufbauen. Kontakt: **Habsburgerstr. 9, 78 Freiburg**



500 Jahre Kolonialismus 500 Jahre Widerstand

DIE ERKLÄRUNG VON QUITO

Encuentro Continental del Pueblo Indígena

Die neue Qualität des Widerstands von indianischen Völkern zeigte sich auf der ersten kontinentalen Versammlung vom 17.-21.Juli in Quito, Ecuador. Die rund 300 VertreterInnen, von 120 indianischen Nationen, bekräftigten dort ihre gemeinsame Offensive zum Recht auf Selbstbestimmung in eigenen Territorien, zum Ende der nun fünf jahrhunderte währenden Verfolgung und für die Freiheit und die Akzeptanz ihrer Kulturen. Den Sarkasmus der Fest- und Freudenfeiern von den spanisch/-amerikanischen Regierungen zum fünfhundertsten Jahrestag der Invasion 1992 setzen sie eine Kampagne »500 Jahre indianischer Widerstand« entgegen. Gleichzeitig soll der Tag der Landung spanischer Schiffe zum Trauertag für die indianischen Völker erklärt werden. In der Erklärung der »Declaración de Quito«, wurden folgende Schwerpunkte herausgestellt:

»1. Wir lehnen die 500-Jahr-Feiern rundweg ab. Wir sind fest entschlossen, dieses Datum zum Anlaß zu nehmen unsere Einheit zu festigen, und auf dem ganzen Kontinent unseren Befreiungskampf zu verstärken.

2. Wir bestehen auf unserem unverzichtbaren politischen Projekt, im Rahmen der Nationalstaaten und auf der Basis einer neuen, vom Volk getragenen politischen Ordnung unsere Selbstbestimmung und Autonomie durchzusetzen. Wir werden dabei die politischen Prioritäten respektieren, die die jeweiligen Völker sich setzen

3. Wir betonen unsere Entschlossenheit, unsere Kultur, unser Erziehungswesen und unsere Religion, die Grundlagen unserer Identität als Völker, zu verteidigen. Wir wollen unsere eigenen Formen des spirituellen Lebens und Gemeinschaftslebens in enger Verbundenheit mit unserer Mutter Natur wiedergewinnen.

4. Wir weisen die Machenschaften durch Organisationen, ohne indigene Vertretungsbefugnisse zurück, denn sie mißbrauchen unseren Namen zugunsten imperialistischer Interessen und stehen in Verbindung mit den herrschsüchtigen Schichten unserer Gesellschaften. Dem gegenüber bestätigen wir unseren Willen, unsere eigenen Organisationen zu stärken, ohne Abschottung und Isolierung von andern Teilen des Volkswiderstands.

5. Wir erkennen die bedeutende Rolle an, die der indianischen Frau im Kampf unserer Völker zukommt. Wir sind uns der Notwendigkeit bewußt, die Beteiligung von Frauen in unseren Organisationen zu vergrößern und betonen, das Mann und Frau gemeinsam sich für unsere Befreiung einsetzen müssen. Das ist ein entscheidendes Element unserer politischen Praxis.

6. Wir indianischen Völker betrachten die Verteidigung und den Erhalt der natürlichen Lebensräume als lebenswichtig, die gegenwärtig durch transnationale Konzerne bedroht werden. Wir sind überzeugt, daß diese Verteidigung erst wirksam wird, wenn die dort lebenden indianischen Völker, im Rahmen ihrer Lebensformen, diese Gebiete verwalten und kontrollieren.

7. Wir stellen die Rechtsordnung der Nationen in Frage, weil sie das Ergebnis kolonialer und neo-kolonialer Entwicklungen sind. Wir streben eine neue Gesellschaftsordnung an, die die Ausübung unserer traditionellen Gewohnheitsrechte schützt. Wir fordern unsere Anerkennung als Völker im Sinne des internationalen Völkerrechts und verlangen dies auch von den betreffenden Nationalstaaten anzuerkennen.

8. Wir klagen an, daß wir indianischen Völker von Gewalt und Verfolgung betroffen sind. Darum fordern wir Achtung vor unserem Recht auf Leben, Land, Organisationsfreiheit und freie Ausübung unserer Kultur. Gleichzeitig fordern wir die Freilassung aller unserer politischen Repräsentanten, das Ende der Repression und eine Entschädigung für die verursachten Schäden«(S.2).

Resolutionen:

Als Grundlage weiterer Beschlüsse erklärten die VertreterInnen der indianischen Völker zu den 500 Jahr Feiern:

»Von unserem Standpunkt aus gesehen sind die Invasion, die 1492 begonnen hat und dieses Regime, das Ausbeutung und Unterdrückung installiert hat, noch nicht vorüber. Es besteht nicht nur im Hinblick auf die indianischen Völker, sondern sie betreffen die Gesamtheit der jeweiligen Gesellschaften. Jedoch setzt sich auch der Widerstand und der Befreiungskampf unserer Völker fort.

- Die Arbeit in unserer panamerikanischen Kampagne »500 Jahre indianischer Widerstand« muß sich an der Basis orientieren, um Vertrauen aufzubauen, sie muß sich in nationalen Komitees mit Beteiligung breiter Bevölkerungsschichten darstellen, die Kommunikation und Koordination fördern und gemeinsame regionale und kontinentale Kampagnen in die Wege leiten.
- Die Kampagne muß ein Kommunikationsnetz schaffen, um die verschiedenen Vorschläge, zum Widerstand gegen die 500 Jahr Feier, zum Ausdruck zu bringen
- Unser Bündnis mit anderen Bevölkerungsschichten wird vom Prinzip gegenseitigen Respekts geprägt sein und soll dazu beitragen, daß wir in unserem Bemühen vorankommen, die Realität unserer Länder umzugestalten.
- Wir müssen den kulturellen Austausch zwischen den alten und den jungen Menschen fördern.
- Wir müssen den 11. Kongreß 500 Jahre indianischer Widerstand und Volkswiderstand, der 1991 in Guatemala stattfinden soll, unterstützen und an ihm teilnehmen.
- Wir schlagen vor, daß in Guatemala die Möglichkeit diskutiert wird, Anfang 1992 in Cuba einen Weltkongreß über die 500 Jahre und die Indianerfrage abzuhalten. Dadurch soll in der Öffentlichkeit mehr Interesse an unserer Situation geweckt werden und auf dem ganzen Kontinent eine ernsthafte Debatte über die Lage der Indianer initiiert werden.
- Wir müssen gegen die Politik der Modernisierung, Privatisierung und der totalen Unterordnung für die Interessen des US-amerikanischen, europäischen, israelischen und japanischen Imperialismus, die von den Regierungen unserer Länder gegenwärtig gefördert werden, kämpfen. Denn diese Interessen haben für die indianischen Völker den Raub ihres Landes und ihrer Naturressourcen zur Folge gehabt und uns in Abhängige und Ausgebeutete verwandelt.
- Der Kampf um die Agrarreform in unseren Ländern muß auch die Rückgewinnung unseres Gemeinschaftslands zum Ziel haben.

Kampagnenbeilage 1992 der Dritte-Welt-Zeitschriften, Auflage 33.000

Herausgeber: blätter des iz3w, Bolivia, Brasilien-Nachrichten, COORDINATION GEGEN BAYER, Cuba Libre, Dritte Welt, EPD Entwicklungspolitik, EPK, FORUM, ides, ika, ila, Lateinamerika-Nachrichten, Lateinamerika Anders, Brasilien-, Guatemala-, Kolumbien-, Nicaragua-Rundbriefe, TRIALOG

Redaktion: blätter des iz3w, Postfach 5328, Kronenstr. 16 HH, 7800 Freiburg, 0761-74003
Layout: Andreas Wenzel
V.i.S.d.P.: Gerhard Rieger
Wir danken dem Ausschuß für entwicklungsbezogene Bildung und Publizistik (ABP) für finanzielle Unterstützung.

- Der Kampf um unsere Rechte (Land, Bildung, Gesundheit usw.) muß in ein eigenes politisches Projekt eingebettet sein, das ein organisiertes Vorgehen ermöglicht und zu einer Umgestaltung der herrschenden Gesellschaftsordnung und zur Herausbildung einer Gegenmacht beiträgt.
- Um unsere Völker zu entkolonisieren, müssen wir um eine zweisprachige, interkulturelle Erziehung für die gesamte Gesellschaft kämpfen, wobei die indianische Erziehung in den Händen der Indianer liegen muß.
- Unterstützen und koordinieren müssen wir einerseits ein Tribunal der Völker um der fünfhundertjährigen Invasion den Prozeß zu machen und andererseits die Konferenz von Befreiungstheologen mit dem Namen »Santo Domingo für das Volk«. Solche Aktivitäten tragen dazu bei, die Zusammenarbeit mit anderen Interessierten zu erleichtern und ein erweitertes Publikum zu erreichen.
- Wir fordern, daß die Vereinten Nationen im Hinblick auf 1992 das Recht der indianischen Völker auf Selbstbestimmung bestätigen. Hierzu ist es nötig, daß wir Basisarbeit leisten, um Druck auf die Regierungen auszuüben und Bündnisse mit anderen unterdrückten Volksschichten und fortschrittlichen Regierungen zustandebringen.
- Die Delegierten aus den USA nehmen sich für die Präsidentschaftswahlen 1992 vor, Druck auszuüben, damit die Probleme der indianischen Völker Nordamerikas Beachtung finden. Sie wollen auch auf die Außenpolitik der USA in Fragen, die die indianische Völker betreffen, Einfluß nehmen.
- Es ist nötig, daß die indianischen Völker sich koordinieren, um gemeinsam offizielle Beziehungen zu Staaten und internationalen Organisationen aufzunehmen, die es uns ermöglicht, politische Freiräume und Verhandlungsspielräume zu erobern.
- Wenn Spanien bereit ist, für die Schäden, die die Invasion angerichtet hat, Entschädigungszahlungen zu leisten, fordern wir, daß diese Mittel für Projekte verwendet werden, die den Bedürfnissen unserer Völker entsprechen. Wir sollten daher ein Seminar veranstalten, um unsere Politik in der Frage der Entschädigung zu definieren.
- Wir solidarisieren uns mit den afroamerikanischen Völkern, die ebenfalls Opfer der Zerstörung durch die europäischen Invasion sind. Wir fordern diese Völker auf, sich unserem Kampf anzuschließen, im Sinne der Einheit und der Achtung aller Unterdrückten und Ausgebeuteten beider Kontinente.
- Unsere Kampagne muß sowohl kurz- als auch langfristig gemeinsame Ziele und Aktionen umfassen. Unsere Strategie ist antikolonialistisch und antiimperialistisch. Wir sollten in jedem einzelnen Land und auf dem ganzen Kontinent Protestaktionen durchführen:

★ Proteste gegen Regierungskonferenzen, welche die 500 Jahr Feiern unterstützen.

★ Unsere Kampagne sollte sich gegen die multinationalen Konzerne und ihre Raubzüge auf indianischen Gebiet richten.

★ Wir protestieren gegen das Wettrüsten, das unsere Gesellschaft stranguliert.

★ Wir protestieren gegen Organisationen und Institutionen, die den Namen der Indianer mißbrauchen, um eigennützige Projekte durchzuführen, die unseren Interessen widersprechen.

★ Wir unterstützen Widerstandsformen, die ein Vorbild für die Kämpfe unserer Kampagne sind, wie z.B. der Indianeraufstand in Ecuador.

★ Wir wollen in in- und ausländischen Massenmedien eine intensive Pressekampagne beginnen, um über unsere Lebensweisen und unsere Wahrheiten zu informieren" (S.3).

Der Kongreßbericht beschreibt anschließend die Differenzen und die Gemeinsamkeiten der indianischen Lebensvorstellungen und Existenzbedingungen, und formuliert Ansprüche an Aufbau und Struktur von Vertretungs- und Kommunikationsorganen. »Unsere Führung und Basis muß ständig geschult werden, die Arbeit der Organisation muß regelmäßig hinterfragt werden und es muß möglich sein die Führung zu ersetzen, um eine Spaltung der Organisation zu vermeiden« (S.5). Dabei werden die Gefahren fehlender Basisdemokratie verdeutlicht, da: »Internationale Indianerorganisationen wie der Südamerikanische Indianerrat (CISA) und der Weltrat indianischer Völker (CMPI) Apparate sind, die sich von den Indianerorganisationen der einzelnen Länder entfernt haben und oft individuellen Interessen dienen«(S.5). Gefordert wurde auch, daß: »Alle Institutionen, die Objekte, heilige Handschriften und andere überlieferte Werte, der amerikanischen Indianer besitzen, müssen diese an unsere indianischen Nationalitäten zurückgeben. Es müssen nationale Museen geschaffen werden, die von Indianern kontrolliert werden« (S.4). Die indianischen Frauen verknüpfen in ihrer Analyse ihre Existenzbedrohung mit der Zerstörung und Vergewaltigung der Erde. Exemplarisch stellen sie den Militarismus als lebensfeindlich, frauenfeindlich und gewaltverherrlichend heraus; denn die Rekrutierung von Männern sorgt dafür, daß: »Diejenigen, die nach Hause zurückkehren, verlernt haben frei und friedlich zu leben« (S.6). Die Frauen fordern schließlich die Solidarität und Hilfe zur Auffindung der Verschwundenen und weisen die Praktiken der Zwangssterilisierung zurück. Sie beschreiben auch die Arroganz der Männer in ihren Organisationen und schlagen vor, daß auf allen Ebenen und auf den zukünftig organisierten Treffen, der Anteil der Frauen und Männer gleich groß sein soll. »Wir wollen keine isolierten Frauenorganisationen schaffen, sondern die Einheit mit den männlichen Compañeros suchen« (S.6).

Daß die indianische Lebensvorstellung insgesamt eine Alternative für die weltweiten Umweltzerstörungen bedeuten, drückt sich in ihrer Einschätzung zum 20. Jahrhundert aus: »Am Ende des 20. Jahrhunderts, wo angeblich die Zivilisation ihren höchsten Stand erreicht hat, wo die technologischen Fortschritte alle Erwartungen übertreffen, wo es den beiden Gesellschaftssystemen nicht gelungen ist, die Probleme der Menschheit zu lösen, haben die sogenannten Großmächte, die sich mit ihrem Entwicklungsstand brüsten, die Ungleichheit, die Krise und die ökologische Zerstörung verschärft und damit wurde das Gleichgewicht des Planeten ernsthaft in Gefahr gebracht. In dieser Situation tritt verstärkt das indianische Gegenmodell mit seiner historischen Verantwortung ans Tageslicht, eine Folge ihres klaren Weltbildes und ihrer harmonischen Lebensweise mit der Natur« (S.6).

KULTUR/MEDIEN

Filmtitelliste zum Thema »500 Jahre«

EZEF (Evangelisches Zentrum für entwicklungsbezogene Filmarbeit) und CON Film aus Bremen stellen eine Liste von verfügbaren Filmen zu 500 Jahren Kolonialismus zusammen. Diese Liste wird voraussichtlich als Sonderbeilage im Frühjahr 1991 in den "Dritte Welt" Zeitschriften erscheinen. Kontakt: **EZEF, Gänsheidestr. 67, 7000 Stuttgart 1**

Peruanische Radiobeiträge

Unter dem Titel »500 Jahre Völkermord und Evangelisation« wurden im letzten Jahr in Puno (Peru) elf Beiträge von einer Gruppe von Befreiungstheologen für den örtlichen Radiosender erstellt. In den Sendungen werden das Bewußtsein und der Glaube der Eroberer als Grundlagen von Aggression und Versklavung behandelt und es wird im Sinne der Befreiungstheologie der Widerstand von Dominikanern gegen die Gewalt zur Befreiung der Unterdrückten beschrieben.

Die Sendungen wurden auf Kassette aufgenommen und können ausgeliehen werden.

Kontakt: **Brigitte Berdelsmann, Ferdinand-Weiß-Str. 116, 7800 Freiburg,**

Filmprojekt »Begegnung zweier Welten«

Anhand der derzeitigen Situation von vier indianischen Völkern sollen sowohl die bedrückende Aktualität der Kolonisation als auch die Formen indianischer Selbstbehauptung erzählt werden. Es wird gezeigt, daß jede Phase der Kolonialgeschichte in ihrem Wesen noch heute auf dem Kontinent stattfindet. Dabei soll im Norden des amerikanischen Kontinents begonnen werden und exemplarisch verschiedene Episoden der 500-jährigen Geschichte thematisiert werden.

Kontakt: Pfanz, Oranienstr. 45, 1 Berlin 36

»Die Vereinigten Theaterstaaten von Amerika«

Für 1992 ist eine große Kultur- und Theaterkarawane durch Lateinamerika geplant. Die Aktivitäten, die unter der Überschrift »La desconquista« stehen, werden von der 1989 gegründeten lateinamerikanisch- karibischen Theaterschule (EITALC) koordiniert. Sie beginnt mit der Mobilisierung der verschiedenen nationalen Theatergruppen. Von Mexico, Feuerland und Brasilien setzen sich die Gruppen in Bewegung, geben Theatervorstellungen, bieten Kurse für die Bevölkerung an und fahren dann zusammen weiter. Ziel der Karawanen ist ein großes Treffen vom 15.-30. Juni '92 in Ecuador.

Außerdem werden VertreterInnen kultureller und politischer Projekte aus den Industriestaaten zum NORD-SÜD-Dialog eingeladen. Im Anschluß daran besteht die Möglichkeit, die Karawane in Europa fortzusetzen.

Max Meier, Görlitzerstr. 50,1 Berlin 36



El Salvador haben jedenfalls die Ursachen des Problems nicht beseitigt. Zwar wurden Millionenbeträge für die Familienplanung ausgegeben, aber zur Reduzierung der Familiengröße haben sie nicht geführt. Es wurde sogar Zwang auf Frauen ausgeübt, da das Programm zur Verminderung des Bevölkerungswachstums weniger mit 'Geburtenkontrolle' als mit der 'Kontrolle der Bevölkerung' zu tun hatte. Eine nationale Studie über Empfängnisverhütung belegt, daß 52% der salvadorianischen Frauen, die Verhütungsmittel wollten, sterilisiert wurden. Die Operation wurde an vielen Frauen auf Drängen der Gesundheitsberater der Regierung ohne ihre Zustimmung durchgeführt.

El Salvadors Anstrengungen zur Reduzierung des Bevölkerungswachstums waren erfolglos, weil die Gründe für die hohe Geburtenrate — Armut und die ungerechte Landverteilung — unangetastet blieben, es wurden Symtome statt Ursachen bekämpft. Überall auf der Welt ging das Bevölkerungswachstum nur dort zurück, wo der Lebensstandard gestiegen ist, und die Bevölkerungsmehrheit mit einem guten Gesundheits- und Erziehungswesen und andere Dienstleistungen versorgt wurde.

Hilfe zur Unterentwicklung

Trotz der wachsenden Stärke sozialer Bewegungen wurden in El Salvador dringend benötigte strukturelle Reformen nicht durchgeführt. Stattdessen bleibt die führende Elite und das salvadorianische Militär, gestützt durch die US-amerikanische Wirtschafts- und Militärhilfe, an der Macht. Zwischen 1979 und 1988 pumpten die Vereinigten Staaten mehr als 3,3 Milliarden Dollar in das mittelamerikanische Land. Heute trägt die US-Hilfe mehr zum Staatshaushalt bei, als das Land selbst.

Die US-Hilfe für El Salvador ist Teil einer militärischen Strategie, die sich 'low intensity conflict'(Konflikt niederer Intensität) nennt. Ähnlich wie die 'counterinsurgency warfare' (Kriegsführung zur Aufstandsbekämpfung), die die USA einst in Südostasien praktizierte, kombiniert die 'low intensity strategy' eine militärische Strategie zur Zerschlagung der Befreiungsbewegung FMLN(Frente Farabundi Martí para la Liberación Nacional) mit Wirtschaftshilfe und begrenzten Wirtschaftsreformen, mit dem Ziel, einer breiteren sozialen Bewegung den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Die salvadorianische Armee nutzt Hilfsfonds und Beistandshilfen, mit denen die Zivilbevölkerung kontrolliert und oppositionelle Organisationen unterwandert werden sollen. 150 amerikanische Militärberater sind in El Salvador stationiert, und US-Piloten machen regelmäßig Erkundungsflüge für Armeezwecke.

Nach einem Bericht des US-Kongreßausschusses für Abrüstung und auswärtige Politik sind 75% der US-Hilfe für El Salvador direkt für den Krieg bestimmt — auch wenn die meisten Zahlungen als 'wirtschaftliche Hilfe' deklariert werden. Diese Summen übertreffen die 1,5 Millionen Dollar, die die US-Regierung jährlich für Umwelt- und Strukturhilfen bezahlt, um ein Vielfaches. So wurde 1988 von den USA fast 200 Mal mehr für die Kriegsführung in El Salvador ausgegeben als zum Schutz und für den Erhalt der Umwelt.

Kriegsorientierte Hilfe übertrifft auch die geringen Prozentsätze, die die USA fürs Gesundheitswesen (4%), für Ausbildung (4%) und für die Landwirtschaft (7%) bezahlt. Und selbst diese geringen Entwicklungshilfezahlungen wirken sich oft negativ aus. Seit 1984 hat die US-Behörde für internationale Entwicklung (USAID) — die Behörde, die die Auslandshilfe der USA verwaltet — ihre Unterstützung für den Anbau von Exportkulturen verstärkt, was auf Kosten des Anbaus von Nahrungsmitteln ging.

Ein Umweltschützer El Salvadors meint dazu: „USAID finanziert in erster Linie Großprojekte von reichen Großgrundbesitzern. Sie unterstützen nicht die Armen. Außerdem finanzieren sie ausschließlich Exportproduktprojekte. Will jemand Nahrungsmittel anbauen, wird ein solches Projekt nicht von USAID finanziert." Obwohl USAID Kleinbauernprojekte unterstützt, handelt es sich bei den meisten dieser Projekte um pestizidintensive 'nicht-traditionelle' Exportkulturen wie z.B Melonen oder Beeren, die zu Lasten der Grundnahrungsmittelproduktion gehen.

Eine gescheiterte Landreform

Die einzige USAID-Initiative, die auf den Abbau der ungerechten Landverteilung in El Salvador zielte, war die Agrarreform von 1980. Diese von US-Seite entworfene und finanzierte Agrarreform hatte drei Phasen: In der ersten Phase wurden einige große Ländereien verstaatlicht und landwirtschaftlichen Kooperativen überlas-



Die Landflächen der Kleinbauern reichen bei ökologisch verträglicher Bewirtschaftung oft nicht zu deren Überlebenssicherung aus

sen; in der zweiten Phase waren die Plantagen der großen Kaffeeanbauer Zielscheibe der Umverteilung, und ein Kleinbauernprogramm wurde in Phase III initiiert.

Während die Planer anstrebten, mit der Landumverteilung die ungerechte Agrarstruktur im Land anzugehen, war eines der primären Ziele der Reform die Befriedung der ländlichen Gebiete El Salvadors als Teil der Strategie des 'Low Intensity Conflict'. „Die Landreform", schrieb die USAID-Abteilung in San Salvador, „war politisch notwendig, um einem Zusammenbruch des Landes entgegenzuwirken, um der Linken einen Schlag zu versetzen und um die Radikalisierung der ländlichen Bevölkerung zu verhindern."

Die kontinuierliche US-amerikanische Unterstützung der salvadorianischen '14 Familien' und des Militärs zur Bekämpfung der sozialen Bewegung des Landes, hat es den USA unmöglich gemacht, diejenigen Aspekte in der Reform umzusetzen, die die Agrarstruktur des Landes verändert hätten. Großgrundbesitzer haben erfolgreich die entscheidende zweite Phase der Reform, die die Kaffeeplantagen auflösen sollte, überstanden. Die Kaffeeproduzenten blockierten die Weiterführung der Agrarreform größtenteils schon in der Nationalversammlung und unterliefen die Gesetze durch Aufteilung des Landbesitzes unter sich selbst und ihren Verwandten — ihr legaler Besitz wurde dadurch zu klein, um ihn zu verteilen.

Das Militär nutzte die Agrarreform einerseits zum Aufbau eines regierungstreuen Informanten- und Agentennetzes im ländlichen Raum und andererseits als Deckmantel für eine Gewalteskalation, der allein zwischen 1980 und 1981 mehr als 21.000 Menschen zum Opfer fielen. Ein technischer Angestellter der Agrarreformbehörde stellt die Situation so dar:„Die Truppen kamen und erzählten den Arbeitern, daß das Land jetzt ihnen gehöre. Sie könnten ihre eigenen Vertreter wählen und Kooperativen bilden. Die Bauern trauten ihren Ohren nicht, führten dann aber doch in der selben Nacht Wahlen durch. Am nächsten Morgen kamen die Truppen wieder, und ich sah, wie sie alle gewählten Vertreter ausnahmslos erschossen." Von den USA auf den Philippinen und in Südvietnam entworfene Landreformen haben in ähnlicher Weise einer Counterinsurgency-Strategie gedient.

Weil die Landreform in El Salvador weder das beste Land umverteilte noch die Produktion umorientierte, ist sie auch ökologisch unvernünftig. Zwar wurden in Phase III oder 'Das Land den Bauern', Besitztitel an Bauern gegeben, die karges und stark beanspruchtes Land gepachtet hatten. Aber da diese Bauern die gleichen Flächen für dreißig Jahre bearbeiten sollten, anstatt die traditionelle Wechselwirtschaft (shifting cultivation) zu betreiben, verhinderte die Reform den Wechsel der Fruchtfolge und das Einhalten von Bracheperioden, die für die Wiederherstellung der Bodenfruchtbarkeit wichtig sind. Nach einer Analyse von „Oxfam America", führte das Programm dazu, „die Erosion zu verschlimmern, die Erträge der Grundnahrungsmittelproduktion zu verringern und die Bauern in einen Teufelskreis von steigenden Aufwendungen (Dünger und Pestizide) und fallenden Einkommen zu ziehen." Oxfam sagte richtig vorher, „daß die Reform El Salvador stärker von teuren Nahrungsmittelimporten abhängig machen und die Anzahl der landlosen Bauern erhöhen werde."

Während einerseits einige nicht produktiv genutzte Waldgebiete in der Phase I in das Nationalparksystem integriert wurden, hat die enorme Verschuldung und der Mangel an technischer Hilfe viele Bauern gezwungen, ihr Land weiterhin übermäßig auszubeuten. Der Chef von USAID-El Salvador gab zu, daß 45% des Landes, das in der Phase I parzelliert wurde, unfruchtbar war, und daß das meiste des verbliebenden Landes von geringer Qualität sei. Durch die Reform erstmals zu Land gekommenen Kleinbauern und neuen Genossenschaften wurde der Zugang zu Krediten und technischer Hilfe, die für die Produktion notwendig sind, verweigert. Diese Unterstützung bleibt stattdessen den großen Exportbetrieben vorbehalten. Heute sind erschreckende 95% der in Phase I durch die Landumverteilung Begünstigten nicht in der Lage, ihre Schulden zu zahlen. Ein Jahrzehnt nach ihrem Beginn ist die Agrarreform in El Salvador ein Trümmerfeld.

Grundlegende Reformen nötig

Indem die US-Politik die Ungleichheit verstärkt und den Krieg finanziert hat, vertiefte sie die Armut im Lande und förderte die Zerstörung der nationalen Ressourcen El Salvadors. Heute hat die soziale und ökologische Krise El Salvadors einen kritischen Punkt erreicht. Wie kann in dieser Situation eine bessere Zukunft für El Salvador aussehen?

El Salvadors Volksorganisationen — Gewerkschaften, Bauernvereinigungen, Studentengruppen und auch die FMLN/FDR („Frente Democrático Revolutionario") — streben nach Veränderungen. In einem 1988 verfaßten Gutachten der katholischen Kirche zum nationalen Dialog wurden die Grundziele der sozialen Bewegungen unterstützt: Die Respektierung der Menschenrechte; das Ende der Macht des Militärs und der Landbesitzerelite; die Beendigung des Krieges durch eine Verhandlungslösung; die Bildung einer neuen Regierung, die auf einer breiten Partizipation beruht; echte ökonomische Reformen und eine gerechte Verteilung des Landes und der Ressourcen; eine Außenpolitik ohne Paktbindung und ein Ende der US-Intervention.

Diese Reformen sind von grundlegender Bedeutung, um die Umweltzerstörung in El Salvador zu stoppen.Nur wenn die grundsätzlichen Hindernisse beseitigt werden, können die Umweltschützer El Salvadors darauf hoffen, die natürlichen Ressoucen des Landes zu retten und die Umwelt wieder einigermaßen ins Lot zu bringen.

Bill Hall und Daniel Faber
Übersetzung Verein Lateinamerika Solidarität e.V. Stuttgart

„Gefängnis muß man in Kauf nehmen“

Im Oktober diesen Jahres nahm die Redaktion der türkisch-kurdischen Wochenzeitung »Yeni-Ülke« erstmals ihrer Arbeit auf. Harald Weiß ARD-Korrespondent für die Türkei, Griechenland und Zypern, hat die Redaktion der Zeitung besucht und stellte uns sein Manuskript zur Verfügung.

Zweimal habe ich das Gebäude im Istanbuler Zeitungsviertel unweit der Sultan-Achmed-Moschee betreten, in dem die Redaktion der Zeitung »Yeni-Ülke« untergebracht ist - zweimal stand ein Polizeifahrzeug vor dem Haus, neugierig wurden die Besucher gemustert. Es mag Zufall gewesen sein; vielleicht auch nicht. »Yeni Ülke« heißt auf deutsch »Neues Land«. Dreißig Journalisten arbeiten für die Wochenzeitung, die Ende Oktober zum ersten Mal erschienen ist, drei von ihnen sind Kurden, auch der Chefredakteur Günay Aslan.
Welches das »Neue Land« sein wird, ob eine neue Türkei oder eine neues Kurdistan gemeint ist - wollten mir die Redakteure so offen nicht sagen.

»Wir sind keine ideologische Zeitung, die sich einer Partei oder einer politischen Gruppe verpflichtet sieht. Yeni Ülke ist eine Zeitung, die seriöse Nachrichten verbreiten will, angefangen von den Kurden bis zu den reaktionären Gruppen in unserem Land; unser Thema ist die Dynamik in der Türkei. Wir werden berichten über Feministinnen und über Ökologen; alle Randgruppen sollen bei uns Platz finden, was in anderen Zeitungen nicht möglich ist.«

Die Stimmung innerhalb der Redaktion ist ausgesprochen freundschaftlich, der Arbeitsstil professionell, das Layout zwar durch Bilder aufgelockert, dennoch stark textbetont - ganz anders als bei den in der Türkei üblichen Boulevardblättern. Doch kaum gegründet, lebt auch diese Zeitung bereits mit der Sorge, der Pressezensur zum Opfer zu fallen. Von den vier wichtigsten Oppositionsblättern in der Türkei - neben der Yeni Ülke - sind das Wochenblatt »Demokrat« sowie die Zeitungen »Ikibine Dogru« und »Halkem Gerçei« - wurden die beiden letzteren im Sommer verboten; der Herausgeber der »Ikibine« muß sich vor dem Staatssicherheitsgericht in Diyarbakir verantworten. Vorgeworfen wird den Blättern, mit Berichten über die kurdischen Provinzen in Südostanatolien, »öffentliche Unruhe hervorgerufen« zu haben. Verboten wurde die Yeni Ülke zwar noch nicht, doch schon in der Woche nach der ersten Ausgabe wurden die Redaktionsräume in Diyarbakir durch einen Brandanschlag verwüstet; nach einem Bekennerschreiben sollen es islamische Fundamentalisten gewesen sein, doch in Istanbul und Ankara gehen viele Journalisten davon aus, daß die türkischen Sicherheitsbehörden selbst den Anschlag verübt haben. Frage an den Chefredakteur, wie er sich die Gratwanderung zwischen Pressezensur und kritischem Journalismus künftig vorstellt:



»Wie Sie wissen, gibt es Gesetze in der Türkei, die die Pressefreiheit einschränken. Besonders alle Nachrichten über die kurdischen Provinzen sind strengstens verboten. Dennoch wollen wir auch darüber informieren. Wir werden vieles zwischen den Zeilen sagen müssen: Wir werden Geschichten erzählen und Fabeln.«

Bislang scheint die Gratwanderung zu gelingen; wenngleich sich die Zeitung durchaus auch erlaubt, dem angesehenen Soziologiedozenten Ismail Besikçi eine Kommentarspalte auf der ersten Seite zur Verfügung zu stellen; einem Mann, der wegen seiner Bücher über das Leben der Kurden bereits mehrere Jahre im Gefängnis saß. Besikçi beschreibt in der ersten Ausgabe des Blatts, wie sehr sich die Situation der Frauen in der ansonsten sehr traditionellen kurdischen Gesellschaft dadurch verändert, daß sie am Guerillakampf der Männer in den Bergen aktiv teilnehmen. Die Titelstory befaßt sich mit Kindern, gegen die vor staatlichen Sicherheitsgerichten die Todesstrafe gefordert wurde. Danach sind alleine vor den beiden Gerichten in Diyarbakir 105 Kinder wegen Verbrechen gegen den Staat angeklagt, das älteste ist 17 Jahre alt. Für 28 von ihnen hat der Staatsanwalt die Todesstrafe beantragt. Andere Artikel befassen sich mit der Golfkrise, den Auswirkungen der desolaten Wirtschaftslage auf die Situation der Arbeiter, mit Fragen der Emanzipation, mit Umweltproblemen, aber auch mit Kunst und Sport.
Die meisten Berichte sind geprägt von dem erkennbaren Bemühen, Demokratie und Pluralismus in der Türkei den Weg zu ebnen.
Das Motto lautet - so Chefredakteur Aslan auf der Titelseite -:»Wir werden die Zeitung für diejenigen sein, die sich erheben und frei sein wollen.« Eine persönliche Gefährdung nehmen die Journalisten des neuen Blatts mit einer Selbstverständlichkeit in Kauf, wie ich sie in der Türkei schon häufiger mit Erstaunen und Respekt festgestellt habe:

»Schon vor fünf, sechs Jahren haben wir als Journalisten über derartige Themen berichtet. Natürlich sind wir deshalb verhaftet und ins Gefängnis gebracht worden. Aber das ist eben die Lebensart in der Türkei: Wenn man über gewisse Dinge offen spricht, muß man das Gefängnis in Kauf nehmen. Dennoch: Wir müssen darüber reden!«

Harald Weiß

„Es geht uns um Diskussionen"

Interview mit der Direktorin der Zeitschrift Opción

Warum habt Ihr Euer Zeitschriftenprojekt Opción genannt, was für eine Option will »Opción« sein?
Über den Namen gab es sehr viele Diskussionen. Zunächst hatten wir uns für »La Chiva«, nach den bekannten kolumbianischen Leiterbussen entschieden. »La Chiva« sollte Symbol sein für die Unterschiedlichkeit der Kolumbianer und unsere verschiedenen Interessen widerspiegeln sowie unsere grundsätzliche Offenheit. Einige fanden den Namen lächerlich, dann bot uns jemand den bereits registrierten Namen Opción an und wir entschlossen uns dafür. Später stellte sich heraus, daß er nie registriert worden war. Nun gut. Auf jeden Fall sollte der Name zeigen, daß es neue Optionen für unser Leben geben muß, daß wir eine Alternative zum Bisherigen sein wollten.

In Kolumbien gibt es doch eine Reihe linker Zeitschriften und Zeitungen, warum habt Ihr Euch nicht den bestehenden angeschlossen, worin bestand diese Alternative?
Die erste Nummer von Opción entstand im Juni 1988 - die Idee, eine Zeitschrift zu gründen, schon im Dezember des Vorjahres. Wir wollten die Erfahrungen verschiedener bestehender und sich auflösender Zeitschriftenprojekte vereinigen. Es ging nicht darum, sie alle zu einem neuen Projekt zusammenzufassen, aber die Erfahrungen, die in den verschiedenen Zeitschriften gemacht worden waren, sollten in unsere Arbeit eingehen. Ursprünglich hatten wir vor, mit den Zeitschriften »Columbia Hoy« und »Debate« zusammenzuarbeiten, aber wir konnten uns nicht auf einen gemeinsamen Nenner einigen. Als diese Zusammenarbeit nicht zustande kam, haben wir uns zu fünft zusammengesetzt und überlegt, was für eine Art von Zeitschrift wir wollten. Wir erinnerten uns, daß in Kolumbien die letzte Zeitschrift, die weite Sektoren der Bevölkerung ansprach, eine breite Themenpalette aufgriff, und dazu eine nicht gängige Sprache benutzte, »Alternativa« war, in der so bekannte Leute wie Gabriel Garcia Marquez oder Antonio Caballero vom Espectador arbeiteten. Der damalige Direktor war Enrique Santos Calderón, der heute ein angesehener Redakteur des Tiempo ist. Einige der bekannten Schreiber wie Guillermo Ferguson, ein Mediziner von der Nationaluniversität, leben heute schon nicht mehr. »Alternativa« war ein wichtiges nationales Diskussionsforum, war wirklich meinungsbildend, bis sie etwa 1980 eingestellt wurde.

Danach erschienen andere Zeitschriften wie »Columbia Hoy«, »Solidaridad«, die beide um die 10 Jahre alt sind oder die jüngere »Margen Izquierda«. Doch diese Publikationen spezialisierten sich auf bestimmte inhaltliche Gebiete (wie etwa Solidaridad auf christliche Aspekte). Oft geht es darum, Veranstaltungen der progressiven politischen Organisationen oder die Stellungnahmen wichtiger Politiker nachzuzeichnen. Wir dagegen wollten nicht nur die traditionelle Politik der Parteien, der Anführer, der Zentralen, der Massenorganisationen dokumentieren. Uns lag daran, Politik von einem anderen Standpunkt aus zu sehen, vor allem aus dem Blickwinkel der Kultur, des alltäglichen Lebens, vom Standpunkt der einfachen Leute, die noch nicht organisiert sind und keine konkrete Vision für einen politischen Wandel haben. Es ging uns um eine neue Verbindung von Kultur und Politik, das wird auch im Untertitel der Zeitschrift deutlich (Revista de Cultura Politica).

Wie sollte diese Verbindung aussehen?
Wir arbeiten mit drei Redaktionsteams zu den folgenden Schwerpunkten: 1. Soziale Bewegungen, 2. Politik, Ökonomie und Internationales und 3. Kultur, Bildung und alltägliches Leben. Aber diese Teilbereiche wollten wir nicht strikt voneinander trennen. Außerdem maßen wir vor allem dem Bereich drei große Bedeutung zu. Zum Beispiel sehen wir Kultur als Ausdruck der sozialen Bewegungen oder die Politik unter ihren kulturellen Entstehungsbedingungen.
Es wurde uns immer mehr klar, wie sehr auch in den kulturellen und in den Elementen des täglichen Lebens Strukturen der Transformation enthalten sind, die die Linke lange Zeit mißachtet hat. Wir alle haben verkannt, wie sich in diesen scheinbar nebensächlichen alltäglichen Dingen, die am Rande der großen Politik so bedeutungslos aussehen, die in Kolumbien vorhandenen Konflikte, aber auch die Kräftepotentiale widerspiegeln. Wichtige Ereignisse wie etwa die Art, wie die Leute ihre Feste feiern, finden in der Presse nicht statt. Ich könnte hier eine Reihe weiterer Beispiele aufzählen: Wie erleben die Arbeiter die Welt der Fabrik? Warum organisieren sich viele von ihnen nicht gewerkschaftlich? Warum nehmen die Leute nicht teil bei einem landesweiten »zivilen Streik« (paro civico) und warum partizipieren sie dann plötzlich bei einer anderen Gelegenheit?

Wer schreibt für Opción, ein Redaktionsteam, oder diese »einfachen Leute« von außerhalb?
Ja, wir haben einige Mitarbeiter, die nicht dem Redaktionsteam angehören. Das sind derzeit immer noch sehr wenige, dazu kommen sie nicht immer aus dem »gemeinen Volk«. In aller Regel schreiben wir die Artikel jedoch selber. Wir haben keinen professionellen Journalisten im Team. Zwei Leute haben »Soziale Kommunikation« studiert, zwei sind Ökonomen, einer Rechtsanwalt, einige Artisten, Theaterleute oder Poeten, Studenten, zwei Lehrer. Es ist natürlich nicht so, daß wir am Schreibtisch erfinden würden, welches die alltäglichen Probleme der Menschen sind. Die entscheidende Frage für uns ist: wie machen wir aus Opción ein Medium, das die »einfachen Leute« für ihre Zwecke nutzen? Opción will ein Arbeits-, Kommunikations- und Anklageinstrument für die Bevölkerung sein. Das wichtigste ist, daß die Leute erst einmal erkennen, daß Opción ein Instrument für ihre Ziele sein kann. Die Zeitschrift soll nicht das Werkzeug des Redaktionsteams sein, sondern derjenigen, die eine Arbeit in den »barios populares« machen, die die alltäglichen Probleme der Bevölkerung kennen. Bisher ist das noch eine Utopie. Es gibt dafür einige Beispiele, aber die Mehrheit, die Opción »benutzen«, sind

nicht die Bewohner der »barios« selbst, sondern politisch Organisierte, Poeten, etc. Am Anfang sagten wir uns, klar die Leute, die uns unterstützen und lesen, werden erst einmal die gleichen wie wir sein. Die Volksartisten, die Intellektuellen, politische Aktivisten, Gewerkschaftler. Wir selber sind außer unserer Tätigkeit in Opción oft auch dort aktiv. Die Zeitschrift bildet eine Brükke zwischen uns und ihnen. Langfristig wollen wir den Kreis der Schreiber jedoch ausweiten.

Hat sich auch an der Sprache im Unterschied zu den anderen Zeitschriften etwas verändert?

Ja, zumindest ansatzweise. Es ging uns auch darum, eine neue Sprache zu entwickeln, die sich sowohl von der der traditionellen Presse, aber auch von der Sprache der linken alternativen Presse abhob. Deren Sprache ist oft »kartoniert«, »backsteinmäßig« wie wir sagen, voller Losungen, voller Wiederholungen bestimmter Wörter wie die »Volksmassen«, der »Kapitalismus«, der »Yankee-Imperialismus«. Der Poet Juan Manuel Roca hat die 300 meist gebrauchten Wörter der Linken jetzt zusammengestellt in einem Buch. Immer noch finden sich Artikel in Opción, die in dieser »traditionellen« Weise geschrieben sind und einen Großteil der Leute deshalb nicht erreichen.

Wie kommt man dazu, für Opción zu arbeiten?

Viele, weil sie in einem alternativen Projekt arbeiten wollten, das keine unumstößlichen festgefahrenen Strukturen aufweist, wo man eigene Ideen einbringen und kreativ sein kann, keinen politischen Normen folgen muß. Ein anderer Grund für die Leute, hier zu arbeiten, war auch, etwas zu tun, ohne sich einer politischen Organisation anschließen zu müssen.

Wir verstehen uns nicht als politische Organisation. Natürlich verbieten wir unseren Leuten nicht, daß sie politisch aktiv sind.

Wir wollen, daß die Zeitschrift weder nach innen gegenüber ihren Mitarbeitern noch nach außen einen determinierten politischen Standpunkt aufzwängt. Es werden unterschiedliche Meinungen zugelassen und es geht uns vor allem darum, Diskussionen zu erzeugen. Zum Beispiel haben wir eine Sondernummer zum Gewerkschaftswesen herausgebracht, die gegenüber den Erfolgen der Gewerkschaftsbewegung sehr kritisch war. Unsere organisierten Arbeiter haben dagegen protestiert, da sie es falsch fanden, daß wir von einigen „intellektuellen Schreibtischen“ aus, die Arbeiterorganisation verdammen, ohne alternative Wege aufzuzeigen. Was wir wollen, ist polemisieren, eine Diskussion auch unter uns anregen.

Wenn dann schließlich politische Stellungnahmen veröffentlicht werden, sollen sie gut recherchiert sein. Nicht weil wir die große Kapazität unserer Mitarbeiter hervorkehren wollen, sondern, weil dieses Land und seinen Leuten Urteils- und Analysekriterien zur Verfügung gestellt werden müssen, wenn wir eines Tages wirklich verstehen wollen, was in Kolumbien passiert. Mehr als den Diskurs, die Anklage, die Agitation brauchen wir die reflexive Analyse in dieser Zeitung.

Opción fühlt sich also nicht als Sprachrohr von A Luchar oder anderen Politischen Organisationen?

Wir wollen uns nicht von der Linken entfernen, wir sind ein Projekt der Linken. Aber wir sind weder ein Projekt der Kommunistischen Partei, noch von Frente Popular oder A Luchar. Wir sind aber gegenüber allen Organisationen offen. Wir haben einige gemeinsame Projekte mit »Margen Izgierda« und mit »Voz« vor. Wir wollen gemeinsame Seminare über alternative Kommunikation organisieren, arbeiten punktuell zusammen, wie zum Beispiel beim »Tribunal gegen die Straflosigkeit«. Dafür trafen wir ein Abkommen mit »Columbia Hoy«, »Solidaridad«, der Zeitung »A Luchar«, in dem jeder einen Artikel über die Straflosigkeit in Kolumbien zusagte. Daraus entstand ein Bericht über die Straflosigkeit aus juristischer Sicht, ein anderer über verschiedene Einzelfälle, der dritte über das Tribunal.

Hat es Repressionsmaßnahmen gegen Opción gegeben?

Politische Repression gegen die Redaktion hier in Bogotá, nein. Indirekt schon, gegen die Verteiler der Zeitschrift. Das IPC (Instituto Popular de Capacitación) in Medellin zum Beispiel, das dort unsere Zeitschrift verteilt, wurde geräumt. Dennoch treffen uns solche Maßnahmen nicht so wie etwa das Distributionssystem von »Voz«, aber in zahlreichen Städten wie zum Beispiel in Barrancabermeja, in Cali wurden unseren Verteilern schon die Zeitschriften abgenommen. Natürlich sind wir auch potentielle Opfer der Repression. In die Räumlichkeiten anderer linker Zeitschriften wie »Solidaridad« und »Debate« ist schon gewaltvoll eingedrungen worden.

Sonst sind unsere Schwierigkeiten eher ökonomischer Natur. Es ist schwierig, als alternatives Projekt in dieser Medienlandschaft zu überleben. Allein das Papier muß zu hohen Kosten importiert werden. Es ist problematisch, eine billige Druckerei zu finden. Man muß möglichst an einem Ort mit anderen Zeitschriften zusammen drukken, wo viel Papier benötigt wird, damit es billiger ist. Wir produzieren im Moment im »Espacio«. Oft wissen wir nicht, ob wir rechtzeitig erscheinen, wie die Qualität sein wird. Wir sind ökonomisch sehr eingeschränkt. Es gibt Leute, die spenden. Aber wir haben keinen Gewinn. Wenn alles gutgeht, kommen wir genau hin. Wir finanzieren uns bisher wenig über Werbung. Wir haben keine hinreichenden Anstrengungen dahingehend unternommen, da wir am Anfang dachten, als linke Zeitschrift würden wir keine Werbung bekommen. Ab und an haben wir vom CINEP oder Ciendias Werbung publiziert. Darum wollen wir uns in Zukunft mehr bemühen, aber auch versuchen, unsere Verkaufszahlen weiter zu erhöhen.

Dabei arbeiten hier viele Leute gratis. Nur die Techniker werden bezahlt. Die Mehrzahl derjenigen die schreiben, haben einen anderen Beruf. Sie verdienen hier nicht, sind keine Festangestellten. Dies hat auch einen positiven Effekt. Diejenigen, die arbeiten, tun dies aus freien Stücken, haben ihren Spaß daran. Aber wenn die Zeitschrift größer wird - und das hoffen wir - schaffen wir es nur mit mehr bezahlten Kräften.

Linda Helfrich,
Kolumbiengruppe Frankfurt



Alternative: Vorbild für die kolumbianische kritische Presse

Auch die Opposition zählt zum Establishment

Die folgenden Texte entnahmen wir der Monatszeitschrift »Index on Censorship«, London. Dort werden regelmäßig Berichte über Pressezensur und die Verfolgung von SchriftstellerInnen und JournalistInnen veröffentlicht. Die taz druckt jeden letzten Samstag des Monats einzelne Beiträge aus »Index on Censorship« in deutscher Übersetzung.

Anfang letzten Jahres hatte ich die Arbeit am ersten Teil meiner Memoiren, der sich mit Kindheit und Jugend befaßt, fertiggestellt. Ich dachte, es wäre eine gute Idee, ihn gleich zu veröffentlichen und nicht darauf zu warten, bis das ganze Buch fertig wäre.

Mein Verleger ist eine der führenden Gestalten in der Bücherwelt und hat weitgespannte Kontakte in der gesamten arabischen Welt. Früher war er Minister im ägyptischen Kabinett und ist jetzt ein eifriger Streiter für Menschenrechte. Ich schickte ihm das Manuskript, und wir trafen uns einige Monate später. Ich fragte ihn, was er entschieden hätte. Nach ein paar schmeichelhaften Bemerkungen sagte er:»Aber es tut mir leid, wir werden es trotzdem nicht veröffentlichen können. An verschiedenen Stellen schreibst du über deine Gedanken und Erfahrungen zur Religion, und wie sich dein Standpunkt verändert und entwickelt. Du weißt doch, daß das ein sehr heikles Thema ist. Wir hatten schon öfter mal Probleme dabei mit Al Azhar (zentrale Autorität in religiösen Angelegenheiten; dort wird auch der moslemische Klerus ausgebildet. D. Red.).« Er zögerte einen Moment und fügte dann hinzu:»Außerdem beschreibst du auch einigermaßen detailliert von deinen sexuellen Erfahrungen als Kind und Jugendlicher, besonders auch, wie du von einem Schwarzen sexuell mißbraucht wurdest, als du noch ziemlich klein warst und welche Wirkung das auf dich bis lange danach hatte, was Gefühle gegenüber schwarzen Männern und Frauen betrifft. Und dann noch einmal, wie ein schwarzer Wächter dich im Gefängnis zusammenschlägt. Auch damit habe ich meine Probleme.«

Ich war nicht in der Stimmung, meine Arbeit anhand solcher Kriterien zu diskutieren. Ich zog das Manuskript zurück und schickte es ein paar Wochen später an das Lektorat eines der größten staatlichen Verlagshäuser Ägyptens. Neben vielem anderen wird dort eine vielgelesene Taschenbuchreihe herausgegeben, in der literarische, wissenschaftliche, historische und kulturkritische Arbeiten erscheinen. Nach langer Wartezeit kam mein Manuskript zurück, zusammen mit einem höflichen Ablehnungsbrief des Cheflektors, der als einer der eher liberalen Intellektuellen des Landes gilt. An denManuskripträndern fanden sich viele Bemerkungen in roter Tinte. Außer den Passagen, in denen es um Religion und Sexualität geht, fand ich Ausrufungs- und Fragezeichen auch überall dort, wo ich kritische Gedanken zum Staat und zu Autoritäten im allgemeinen geäußert hatte.

Aber auch damit war die Sache noch nicht zu Ende.

Einige Tage später bat mich eine der führenden Persönlichkeiten der linken Partei, zu der ich gehöre, bei ihr vorbeizukommen, um etwas Wichtiges zu besprechen. Ich dachte, es hätte mit der Dringlichkeit zu tun, mit der unsere literarischen und kulturellen Aktivitäten reaktiviert werden müßten, und ich ging zu ihm in der Bereitschaft, mich an allem, was er vorschlagen würde, zu beteiligen. Aber nein, damit hatte es gar nichts zu tun. Wieder einmal war das Problem mein Memoirenmanuskript.

Ich nahm zur Kenntnis, daß sich jemand die Freiheit genommen hatte, anderen von meinem unveröffentlichten Manuskript zu erzählen. Das war vielleicht nicht so wichtig. Wirklich wichtig war, daß man versuchte, Zensur auf mein Denken auszuüben - und natürlich auch der Druck und der Verlagsboykott, dem man mich aussetzte. Das war nun nicht etwa das erste Mal, daß das passierte. Kurz vorher hatte der Redakteur einer Monatszeitschrift darauf bestanden, daß ich das Wort »Präsident« in meiner Kurzgeschichte durch das Wort »Vorsitzender« ersetzen sollte, für den Fall, jemand dächte etwa, ich meinte den Präsidenten Ägyptens - was in dieser Geschichte nun durchaus nicht der Fall war.

Staatliche und göttliche Kontrolle

In Ägypten gibt es keine offizielle Buchzensur und auch keine Gesetze, die die Zensur von Büchern erlauben würden. Und dennoch: in der Realität gibt es, was »Ideen« und »Gedanken« betrifft, eine äußerst beengende Art von Zensur, besonders in den Bereichen Religion und Philosophie, die Geschlechterbeziehung, um soziale Werte, Macht und das herrschende Klassensystem. Die Restriktionen, die dem »freien Denken« auferlegt werden, sind sehr weitreichend, und Schriftsteller leben eng umstellt von »Tabus«, die durch ein traditionell mächtiges zentralisiertes System gestützt werden, dessen weitläufige Verzweigungen bekanntermaßen in alle Bereiche des Lebens reichen. Hinter diesem staatlichen System stehen die religiösen Autoritäten und der wachsende Druck von petrodollargestützten Kreisen, fundamentalistischen, christlichen und jüdischen Gruppen.

Die größten Verlagshäuser Ägyptens sind in staatlichem Besitz und an ihre Spitze sind Männer (nicht eine Frau) gestellt, deren Loyalität außer Frage steht, und deren sorgfältige Auslese und jahrelange Beobachtung sicher sein läßt, daß sie keinerlei eigene »Impulse« mehr haben. Wer also ein Manuskript einschickt, das sich außerhalb der herrschenden »Denkweise« bewegt oder im Widerspruch zu »unseren traditionellen Werten« steht, der muß damit rechnen, nicht gedruckt zu werden. Außerdem gibt es immer noch Al Azhar, eine Institution, die überall einspringt, wo das System etwas hat durchgehen lassen. Fast überall sind fundamentalistische Wächter eingesickert, die nach dem Blut noch der zahmsten Liberalen schreien. Als Louis Awad sein Buch »Fikh El Logha« (Die Wissenschaft der Sprache)

veröffentlichte, in dem er unter anderem auch die Sprache des Koran analysiert, wurde das Buch durch Al Azhar verboten. Es könnte ja den Gedanken nahelegen, daß die Normen, Regeln und Gesetze der Sprache sich auch auf den Koran beziehen, und daß die Sprache des Koran daher womöglich nicht wundersam und göttlich ist. Vor etwa zwei Jahren versuchte man auch mit einigem Einsatz, die Geschichten aus »Tausendundeiner Nacht« zu verbieten.
Verlage in Privatbesitz sind klein, und es gibt nur sehr wenige. Ihre Verlagspolitik ist gekennzeichnet von großer Vorsicht. Die größeren werden in aller Regel aus einflußreichen Kreisen finanziert, meist in Verbindung mit den Golfstaaten.

Zwar gibt es kein Zensurgesetz, aber das »Gesetz der Scham«, unter Präsident Sadat verkündet, öffnet die Tür zur Verfolgung aller, welche »die fundamentalen Werte unserer Gesellschaft« angreifen - eine sehr ungenaue Beschreibung des Vergehens und daher überaus brauchbar als Lizenz für die Beschneidung politischer Rechte. Allerdings ist seit Mubaraks Präsidentschaft das Gesetz nicht angewandt worden.
Das Kriegsrecht ist nach wie vor in Kraft, das eine sechsmonatige Haft ohne Prozeß erlaubt - auch diese Bestimmungen sind bisher nicht auf Schriftsteller oder unabhängige Intellektuelle, durchaus aber auf politische Gegner, angewandt worden.

Was die Massenmedien betrifft, ist die Lage um einiges ernster. Die wichtigsten Zeitungen und Zeitschriften sind in Besitz und unter Kontrolle des Staates. Alle, die dort verantwortliche Posten haben, Abteilungen leiten oder feste Kolumnen schreiben, sind Teil des Establishments - und übrigens oft verwandt oder verschwägert. Wer aus der Reihe tanzt, verliert den Job. Das jedenfalls erzählen sie mir, wenn sie meine Artikel ablehnen - was sie in aller Regel tun.
Parteizeitungen und -zeitschriften gibt es wenige. Sie repräsentieren politische Minderheits-Cliquen, die zwischen dem eigenen Sonderinteresse und den verschiedenen Gruppeninteressen außerhalb der staatlichen und Parteipresse lavieren. Neben den Zeitungen und Zeitschriften, die finanziert und kontrolliert werden von der mächtigen Gruppierung der Petrodollar-Länder, einschließlich Saudi-Arabien und Kuwait, Libyen und Irak, gibt es kaum noch etwas. Ihre Zeitungen werden meist im Ausland gedruckt und als fertige Produkte eingeführt und vertrieben.
Außer politischen Parteien und Petrodollar-Kreisen muß jede Vereinigung oder Institution, die eine Zeitung publizieren will, in der Bank eine Summe von 100.000 bis 250.000 ägyptischen Pfund hinterlegen, so besagt es Artikel 19 des von Sadat verkündeten Pressegesetzes. In der Praxis hat sich diese Bestimmung als entscheidendes Hindernis erwiesen.

Das mächtigste Massenmedium des Landes, das Fernsehen, ist ebenfalls in Staatsbesitz und wird noch weit strenger kontrolliert als die gedruckte Presse - natürlich wegen seiner immensen Verbreitung und Beliebtheit. Die überwiegende Mehrheit der Ägypter, ob in Stadt oder Dorf, sieht inzwischen fern. In einem Land, in dem immerhin noch 60 Prozent der Bevölkerung Analphabeten sind, ist das Fernsehen noch weit einflußreicher als anderswo. Abgesehen von dem Problem der kulturellen Überfremdung und Amerikanisierung ist die herrschende Gedankenzensur enorm, die durch einen besonderen internen Apparat ausgeführt wird, der dem Innenministerium direkt unterstellt ist. Von außen sieht es so aus, als ob jeder Schriftsteller und Intellektuelle, jede öffentliche Person ohne Behinderung auf dem Bildschirm auftauchen und reden kann. In Wirklichkeit gibt es versteckt und stillschweigend eine Schwarze Liste, die sich aus gründlicher Beobachtung der Betreffenden nährt. (...)

Das Ergebnis ist, daß Einzelpersonen, Vereinigungen und literarische, kulturelle und wissenschaftliche Institutionen nur durch Rundbriefe, Pamphlete und Bücher im eigenen Mitgliederkreis ihr Denken kommunizieren können.
Seit der Präsidentschaft Mubaraks hat sich die Situation etwas gebessert - aber wirklich nur ein ganz kleines bißchen. Entweder ist man Teil des Establishments in seinen verschiedenen Facetten, einschließlich derjenigen, die Opposition genannt wird, oder man muß sich mit einer winzigen Nische in diesem System der kontrollierten Massenmedien zufriedengeben.
Daher ist es kein Wunder, daß das politische, kulturelle und intellektuelle Leben Ägyptens apathisch und farblos ist und den Widerstreit von Ideen vermissen läßt, der das Denken erst wirklich entzündet.

Sherif Hetata

Starke Tendenz zur Selbstzensur

Der ägyptische Journalist Abdul Azeem Manaf ist vor kurzem nach London umgezogen, um seine Wochenzeitung »Stimme der Araber« weiterhin publizieren zu können. Im eigenen Land war sie de facto vor einem Verbot bedroht. Der Grund dafür war nicht etwa Manafs Kritik an der ägyptischen Regierung selber, sondern seine Kritik an der Innenpolitik Saudi-Arabiens und an der erschreckenden Verletzung von Menschenrechten in diesem Land.
Dieser Vorfall zeigt nur eine der vielen Schwierigkeiten auf, die es beim Thema Zensur im Nahen Osten zu beachten gilt. Journalistische Arbeit nämlich wird nicht nur vom Zensor des Landes, in dem sie veröffentlicht wird, aufs Heftigste kontrolliert, sondern von zweiundzwanzig verschiedenen Regierungen der Region.
Einige Journalisten entziehen sich der Komplexität dieses Systems, indem sie - auf eigene Gefahr - eindeutig pro-irakisch oder pro-syrisch werden und damit viele andere Staaten und Lager für sich abschreiben. Wer sich für eines der Lager entschieden hat, muß zu einer Publikation mit entspre-

chender politischer Ausrichtung gehen; andernfalls würde er als Teil einer fünften Kolonne denunziert.

Die Person, die die politische Ausrichtung einer Zeitung entscheidet, ist der Chefherausgeber. Nach der Durchforstung seines Lebenslaufs durch den Geheimdienst wird er vom Staat auf seinen Posten berufen - und ist in aller Regel weniger kompetent als das unter ihm arbeitende Personal. Bei ihm aber liegt die Verantwortung gegenüber den Behörden für jedes Wort in seiner Zeitung, und deshalb regiert er mit absoluter Macht über seine Redakteure und Journalisten.
Das Berufsrisiko für Journalistinnen und Journalisten, die etwas schreiben, das dem Chefherausgeber als für die eigene Regierung und befreundete Regimes abträglich erscheint, ist außerordentlich hoch. Im Fall von Ägypten - eines der wenigen pluralistischen und parlamentarischen Systeme des Nahen Ostens - betrifft dies alle zweiundzwanzig arabischen Regierungen, weil das Land mit allen anderen durch politische Bündnisse und ökonomische Kooperationsverträge verbunden ist.

Das Vergehen besteht meist in Beleidigungen, die zu Verleumdungen hochgespielt werden. In den allermeisten Fällen geht es um nicht mehr als ungeschickte Ausdrücke und höchstens einmal um eine sehr allgemeine Kritik. Äußerst selten nur werden wirkliche Verbrechen, Korruptionsfälle, Verfassungsbrüche oder persönliche und offizielle Geheimnisse aufgedeckt. Denn das ist natürlich mit großem Risiko verbunden. Unter Präsident Sadat wurden „freche" Journalisten, die kontinuierlich an der Aufdeckung von Korruption arbeiteten, als „Kommunisten" bezeichnet, „die mit einer ausländischen Macht zusammenarbeiten". Man zahlte ihnen zwar weiterhin am Ende jeden Monats ihr Gehalt, aber ihre Geschichten wurden unter keinen Umständen veröffentlicht. Dennoch wurden sie von den meisten arabischen Journalisten außerhalb Ägyptens beneidet, denn deren Risiko war nicht einfach nur berufliche Kaltstellung, sondern häufig genug Körperverletzung und mehr. Wenn „das höchste Interesse des Staates" im Spiel ist, dann ist der Tod eines mutigen Journalisten oft genug der Preis.
Eine Frage wie die nach der Zahl der im Irak im Oktober und November letzten Jahres getöteten ägyptischen Arbeiter würde kein Journalist, weder ägyptisch noch irakisch, je stellen. Mufeed Fawzy, ein bekannter Filmkritiker und Chefherausgeber von „Sabah el Khire", einer führenden ägyptischen Zeitschrift, wagte es, in seiner eigenen Zeitschrift eine Bemerkung über den Tod der ägyptischen Arbeiter im Irak zu machen. Der Chefherausgeber einer anderen Zeitschrift, die sich besonderer Beziehungen zum Irak erfreut und in der Mufeed Fawzy Kolumnist ist, empfand diese Bemerkungen als unfreundlich. Das Ergebnis war, das Fawzy seine wöchentliche Kolumne verlor und damit sein zusätzliches Einkommen von umgerechnet etwa 2.000 DM. Wenn man bedenkt, daß das Gehalt eines Chefherausgebers in Kario weniger als umgerechnet 1.000 DM beträgt, ist das natürlich ein ziemlicher Schlag. Ägyptische Journalisten sind zwar mindestens so gut wie ihre arabischen Kollegen, verdienen aber wesentlich weniger. Das erhöht das Risiko noch und damit die Tendenz zur Selbstzensur.

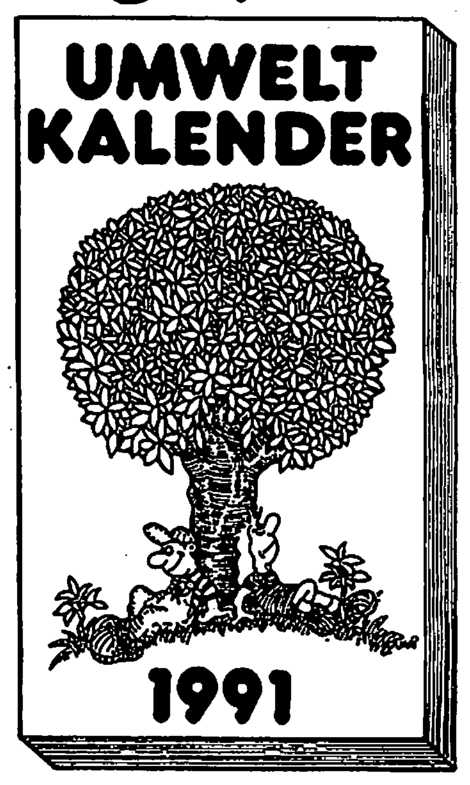
Aber der Verlust von Einkommen ist nicht die einzige Gefahr, Verleger-Journalisten wie Abdul Azeem Manaf müssen unter Umständen das Land verlassen, um ihre verbotenen Zeitungen überhaupt weitererscheinen lassen zu können. Wer keine finanzielle Rückendeckung hat, kann nicht einmal diesen Ausweg wählen. Der neue Innenminister Ägyptens hat versprochen, sämtliche unschuldig Gefangenen aus den Gefängnissen zu entlassen - das bleibt bisher noch abzuwarten. Eine Rücknahme des Ausnahmezustands, der seit Sadats Tod in Kraft ist, oder eine liberalere Behandlung von zensierten und eingesperrten Journalisten scheint er allerdings nicht zu planen.

Der Ausnahmezustand erlaubt es der „Agentur zur Überwachung der Staatssicherheit", sich über die Verfassung zu stellen. Da die ägyptische Regierung zur Zeit pro-irakisch und pro-saudiarabisch ist, (Der Beitrag wurde vor der Golfkrise verfaßt. Anm. d. Redaktion), bringt die „Agentur" mit Hinweis auf das Ausnahmerecht unerfahrene Beamte dazu, Beschlagnahmeverfügungen auszustellen, die eine gesamte Auflage von Zeitungen wie „Stimme der Araber" aus dem Verkehr ziehen können.
Und weil Revisionsverfahren teuer sind und sich lange hinziehen können, kommen solche Angriffe de facto einem Verbot gleich.

Ahmed Karime

Ahmed Karime ist das Schriftsteller-Pseudonym eines ägyptischen Lyrikers und Journalisten, der für viele Kairoer Zeitungen als Korrespondent in verschiedenen arabischen Ländern gearbeitet hat. Zur Zeit arbeitet und lebt er in der Hauptstadt eines der Golf-Staaten.

256 SEITEN 8,- DM!



STARK!

TASCHENKALENDER: 256 UMWELT-PAPIER STARK! KEIN PLASTIK, VOLLKOMPOSTIERBAR! ÜBERSICHTLICHE MONATS- UND TAGESFELDER. THEMENBEZOGENE KALENDERGESCHICHTEN, FAKTEN & DATEN, INFOS, ÖKOTIPS..



WIE JEDES JAHR: NEUE KARIKATUREN & COMICS!!!

BESTELLT!!!

WIR UNTERSTÜTZEN MIT DEM ERLÖS UMWELTAKTIVITÄTEN & -TATEN!
IFU e.V. LAUTESCHLÄGERSTR. 24
D-6100 DARMSTADT
1 STÜCK 8,- DM & PORTO
5 STÜCK 30,- DM incl. PORTO
11 (!) STÜCK 60,- DM
KOMMT GUT!!

Morddrohungen gehören zum Alltag

Oppositionelle Pressearbeit unter Pinochet

Viele Ausländer, die Chile während der Militärdiktatur besuchten, waren von der Existenz oppositioneller Medien überrascht. Unabhängige Radiostationen und regimekritische Zeitungen am Kiosk passen nicht in das Bild einer brutalen Militärdiktatur. Und wenn die Chile-Besucher dann in ihre Heimatländer zurückkehrten, berichteten sie nicht selten von „Pressefreiheit in Chile". Aber von „Pressefreiheit" konnte im Chile der Militärs keine Rede sein — trotz der Existenz von einigen oppositionellen Radiostationen und Zeitschriften.

Der folgende, von der Redaktion gekürzte Beitrag ist 1988 für den WDR geschrieben worden.

Einundvierzig Radiostationen gibt es im Großraum Santiago. Bis auf den staatlichen Sender Radio Nacional sind es lauter Privatstationen, die sich ausschließlich durch Werbung finanzieren. Der Anteil der Informationssendungen an diesen Radioprogrammen ist insgesamt gering. Einige Sender schicken ausschließlich Musikprogramme in den Äther. Dabei dominiert Pop-Musik aus Europa und Nordamerika.

Unter den 41 Radiostationen in Santiago gibt es aber auch fünf Sender, die regimekritische Meldungen verbreiten. Die bekanntesten dieser oppositionellen Stationen sind **Radio Chilena** und **Radio Cooperativa**. Chilena ist der älteste Rundfunksender in Chile. Er gehört der Katholischen Kirche und hat nach den Analysen der Werbeindustrie die vierthöchste Einschaltquote in Chile. Der Sender mit den meisten Zuhörern ist Radio Cooperativa. Die Eigentümer dieses Senders stehen den chilenischen Christdemokraten nahe. Chefredakteur bei Radio Cooperativa, Guillermo Muñoz, zur Berichterstattung seines Senders: **„Unsere Nachrichtenprogramme basieren zum einen auf den aktuellen Ereignissen in Politik und Gesellschaft, an den Schulen und Universitäten sowie in der Arbeitswelt. Darüberhinaus aber auch auf vielen Interviews und auf Stellungnahmen, die uns die Beteiligten in ihren Worten geben. Wir vermeiden bei Cooperativa jeglichen Meinungsjournalismus. Wir beschränken uns darauf, die Meinungen der direkten Akteure eines Ereignisses auszustrahlen. Oder natürlich auch die Meinung von Leuten, die hier im Land eine wichtige Rolle spielen. Aber wir senden keine eigenen Kommentare, und wir Journalisten bewerten die Ereignisse nicht."**

Da einzelne Sender in den chilenischen Provinzen Teile des Programms von Radio Cooperativa und Radio Chilena übernehmen, sind die Nachrichten der beiden wichtigsten oppositionellen Radios in ganz Chile zu empfangen. Die oppositionellen Radios sind für die Chilenen die billigste Form, an regimekritische und regime-unabhängige Informationen zu kommen. Radiohören kostet nichts. Die oppositionellen Printmedien dagegen sind teuer.

Cauce, die billigste der Zeitschriften (die seit einiger Zeit kaum noch eine Rolle spielt), kostet 220 Pesos. Für das gleiche Geld erhält man in Chile ein Kilo Brot, die Tagesration für eine vierköpfige Familie. Und für den Preis von zwei Zeitschriften kann man in den Restaurants rund um die Plaza de Armas in Santiago schon sehr gut zu Mittag essen.

Seit Jahrzehnten gelten die Chilenen als ausgesprochen lesefreudig. Im Vergleich zu anderen Staaten Lateinamerikas war die Analphabetenquote in dem Andenstaat immer niedrig. Das hatte schon zu Beginn des Jahrhunderts die Existenz einer vielfältigen Presse -auch für die Arbeiter und die unteren Bevölkerungsschichten- ermöglicht. Da Zeitungen und Zeitschriften früher stets preiswert waren, wurden in vielen chilenischen Familien täglich mehrere Blätter gelesen.

Von Untergrundpublikationen zur oppositionellen Tagespresse

Unmittelbar nach dem Putsch wurden sämtliche Medien, die mit der gestürzten Regierung der Unidad Popular, der Volkseinheit, sympathisiert hatten, von den Militärs verboten. Das waren allein vier große Tageszeitungen und sieben Zeitschriften. Denn zur Zeit der Unidad Popular hatten die politischen Parteien großen Einfluß auf die Presse. In den meisten Fällen wurden auch die Druckereien und Sendeanlagen der verbotenen Medien beschlagnahmt. Die Journalisten wurden verfolgt. Nach einer Statistik des Berufsverbandes wurden acht umgebracht. 16 Journalisten gelten als „verschwunden". Mehr als 130 mußten ins Ausland fliehen. Doch trotz der Unterdrückung durch das Militär tauchten schon unmittelbar nach dem Putsch illegale Publikationen auf. Sie hießen etwa „Resistencia", „Unidad y Lucha", „El Rebelde" oder „Venceremos". Es waren

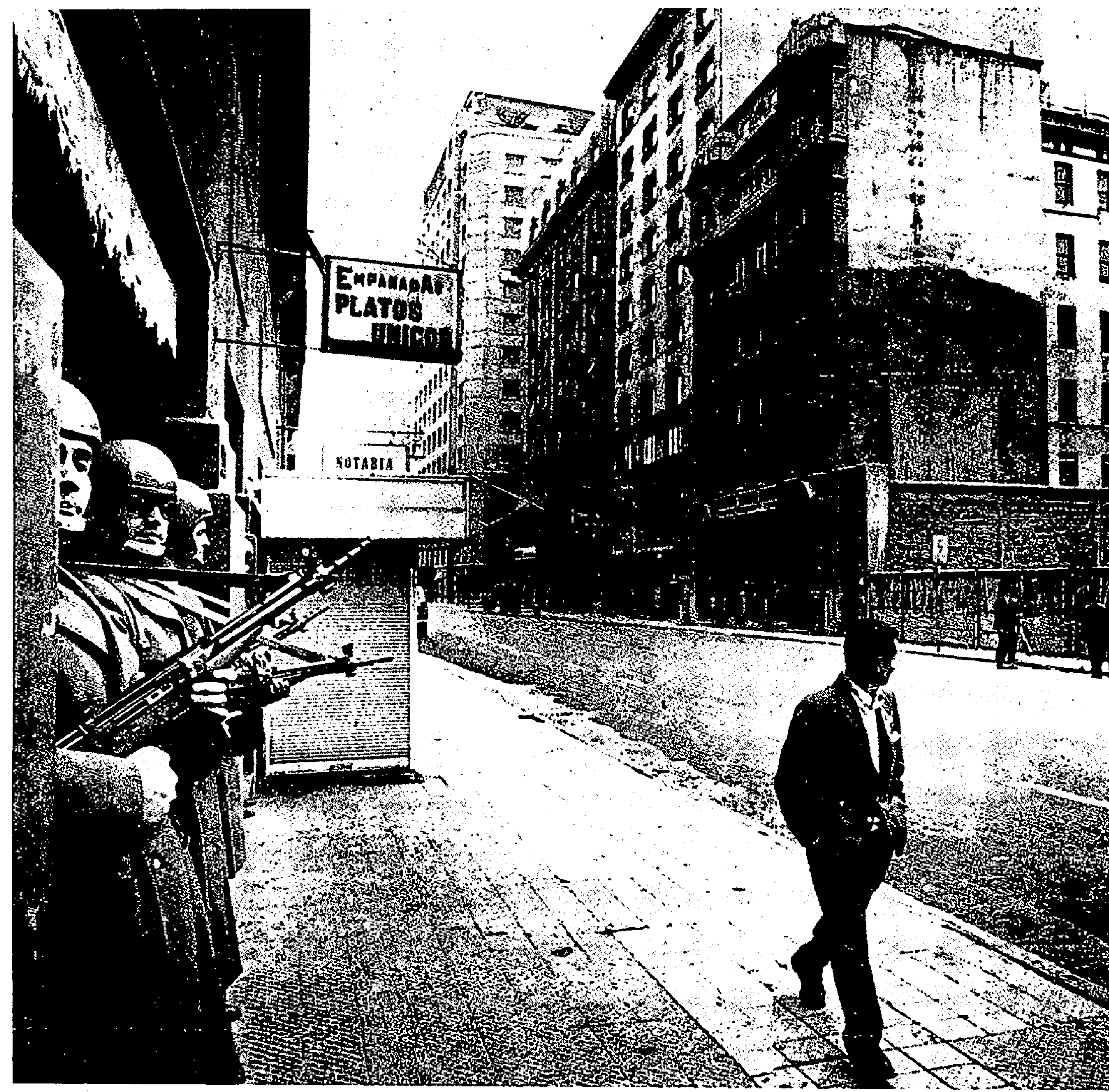
Chiles Medien zur Zeit der Diktatur

Die wichtigsten oppositionellen Zeitschriften während der Diktatur waren Hoy, Apsi, Análisis und Cauce. Gegründet wurden diese Publikationen, um ein Gegengewicht zu schaffen zur Informationspolitik des chilenischen Militärregimes und den ihm nahestehenden Medien.

Dazu kamen 1987 die Zeitungen La Epoca und Diario Fortin, die ersten oppositionellen Tageszeitungen seit dem Putsch.

La Tercera, El Mercurio, Las Ultimas Noticias, La Cuarta, La Nación und die Mittagszeitung La Segunda waren die regimetreuen Tageszeitungen der chilenischen Hauptstadt. Diese Blätter unterstützten die Politik der Militärdiktatur.

Eine wichtige Rolle spielte im Chile der Diktatur der oppositionelle Rundfunk. Im Unterschied zu den Printmedien kommen Radiosendungen quasi gratis ins Haus und sind so auch für diejenigen, die sich keine Zeitung leisten können, zugänglich. Die wichtigsten oppositionellen Radiostationen zur Zeit der Diktatur waren Radio Chilena und Radio Cooperativa.



Von der öffentlichen Friedhofspolitik zur demokratischen Öffentlichkeit - Ein weiter Weg

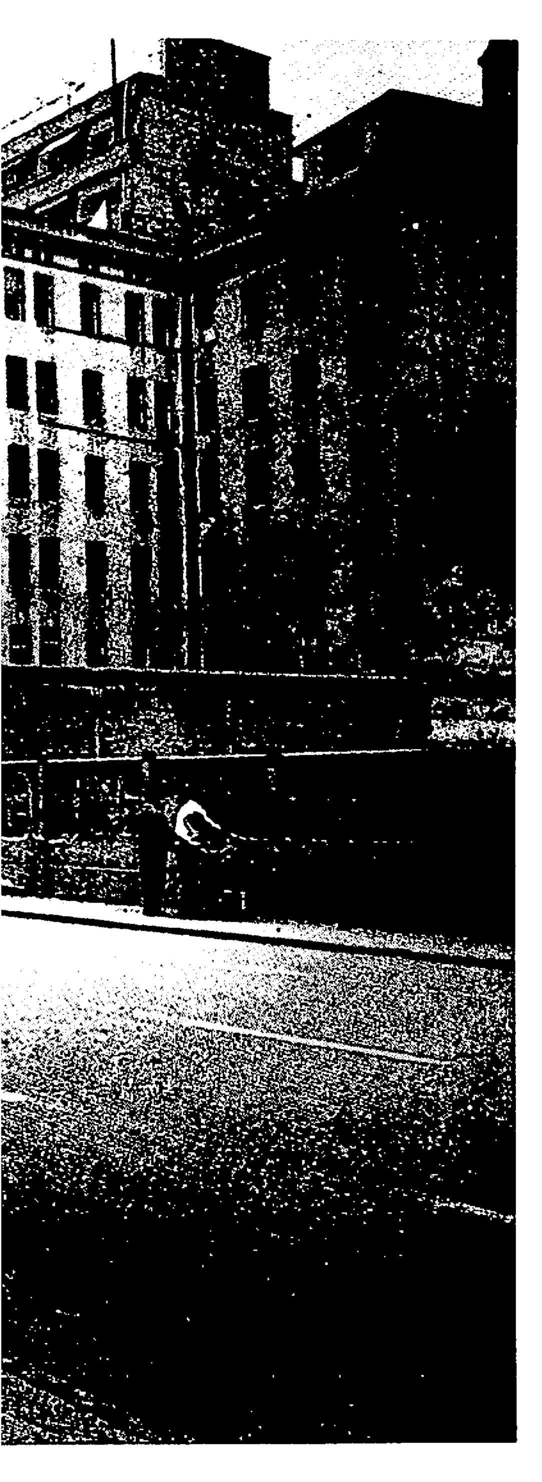
Druckschriften, die eher Flugblättern ähnelten als Zeitungen. Herausgegeben wurden sie von den Mitgliedern der nach dem Putsch verfolgten linken Parteien. Herstellung und Verteilung dieser Untergrundschriften waren lebensgefährlich.

Mit diesen Blättern begann schon bald nach dem Sturz Allendes der Kampf oppositioneller Medien gegen die Diktatur in Chile. Die Diktatur gibt es 1988 — 15 Jahre später — immer noch. Aber regimekritische Publikationen kann man mittlerweile längst nicht mehr nur im Untergrund, sondern an den Zeitungsständen im ganzen Land erhalten. Doch bis den Militärs der Spielraum für regimekritischen Journalismus abgetrotzt werden konnte, vergingen Jahre der strengen Zensur.

In den ersten drei Jahren der Diktatur, zwischen 1973 und 1976, unterlagen selbst die regimetreuen Medien einer scharfen Kontrolle . Vollständig verboten waren Publikationen, deren Berichte — wie es hieß — „Unruhe in der Bevölkerung" auslösen könnten.

Das ändert sich 1977: Mit der neuen Wirtschaftspolitik, die die Schüler des nordamerikanischen Ökonomen Milton Friedman, die sogenannten Chicago Boys, für die Militärs konzipierten, beginnt in Chile ein Konsum-Boom. Durch die drastische Senkung der Einfuhrzölle überschwemmt eine Flut von Importwaren den chilenischen Markt: Schuhe aus Italien, Kassettenrecorder aus Japan, Fahrräder aus Großbritannien, Limousinen aus der Bundesrepublik. Die Kapitalflut aus dem Ausland und der von den Militärs überbewertete Peso erlauben es vielen Chilenen, vor allem aus den Mittelschichten, sich zu verschulden und sich auf Pump bis dahin unerschwingliche Konsumwünsche zu erfüllen.

Die äußerst liberale Wirtschaftspolitik, die Chiles Ansehen im Ausland wieder ein wenig aufpoliert, steht in krassem Gegensatz zu der nach wie vor repressiven Innenpolitik. Auf Anraten ihrer wirtschaftspolitischen Experten beschließen die Militärs deshalb, die politischen Zügel etwas zu lockern. Dies fällt den Generälen relativ leicht. Denn die neuen Konsum-



möglichkeiten für viele Chilenen haben den Widerstand gegen das Militärregime deutlich verringert. So akzeptiert die Militärdiktatur vier Jahre nach dem blutigen Putsch zum ersten Mal wieder Publikationen, die sie nicht - direkt oder indirekt - kontroliert. Etwa die Zeitschrift **Hoy**, die 1977 gegründet wird. Die Herausgeber stehen der seit 1973 verbotenen, aber nicht verfolgten Christdemokratischen Partei Chiles nahe. Hoy wird bald zu einem wichtigen oppositionellen Blatt.

Die kirchliche Akademie für christlichen Humanismus beschließt ebenfalls 1977 die Herausgabe von **Análisis**, eines einfach gemachten, internen Informationsdienstes. Auch Análisis entwickelt sich zu einem wichtigen oppositionellen Blatt, das schon bald aus dem Schutz der Kirche heraustritt. 1980, als sich die Militärs so sicher fühlen, daß sie die Chilenen sogar über eine von ihnen ausgearbeitete »Verfassung der Freiheit« abstimmen lassen, wagt Analisis den Sprung an die Kioske. Seither ist die Zeitschrift überall in Chile zu haben. Sie ist mittlerweile (1988) zur größten und wichtigsten der vier regimekritischen Zeitschriften herangewachsen.

Von der relativen Großzügigkeit der Militärs in dieser Zeit profitiert auch das 1976 gegründete Magazin **Apsi**. Es durfte bis 1979 nur über außenpolitische Themen berichten. Ab Nummer 59 kann die Redaktion das Themenspektrum erweitern. Jetzt bringt die Zeitschrift auch kritische Berichte über Chile.

Die Militärs reagieren auf die neuen Publikationen mit einem neuen Gesetz. Dieses Gesetz macht die Gründung, die Herausgabe und den Vertrieb von neuen Printmedien fortan von einer Lizenz des Regimes abhängig.

Mitte 1981 folgt auf den Boom eine schwere wirtschaftliche Krise. In dem Andenstaat gibt es weltweit die höchste Auslandsverschuldung je Einwohner. Diese Schulden müssen jetzt zurückgezahlt werden. Doch viele Familien aus den chilenischen Mittelschichten können ihre Kredite für die neuerworbenen Videorecorder, Kleinwagen oder Wohnungen nicht mehr begleichen. Durch die Unzufriedenheit der enttäuschten Mittelschichten und das radikale Aufbegehren der Bewohner aus den Elendsvierteln, die auch in der Boom-Phase nichts von der liberalen Wirtschaftspolitik hatten, entsteht 1983 in Chile eine große nationale Protestbewegung. Zehn Jahre nach dem Putsch scheint die chilenische Militärdiktatur zum ersten Mal gefährdet, und die Generäle bieten den nicht-marxistischen Oppositionsparteien Gespräche an.

In dieser Situation, als die Militärs den Oppositionsparteien kurzzeitig entgegenkommen müssen, kann sich Ende 1983 **Cauce** durchsetzen, ein weiteres oppositionelles Magazin. Wenig später erscheint dann auch die regimekritische Wochenzeitung **Fortin Mapocho**. Der Fortin war schon 1947 als Blatt der Obst- und Gemüsehändler auf dem Großmarkt von Santiago gegründet und später eingestellt worden. Die Zeitung galt also nicht als neues Medium. Deshalb brauchten die christdemokratischen Herausgeber keine Lizenz bei den Militärs zu beantragen.

Nicht zuletzt durch die Berichte in den regimekritischen Medien nehmen die Proteste gegen die Militärdiktatur zu. 1984 kommt es zum ersten Generalstreik gegen das Regime. Als Pinochet daraufhin den Belagerungszustand verhängt, ist sieben Monate lang das Erscheinen von vier oppositionellen Zeitschriften und der Wochenzeitung Fortin Mapocho verboten. Im September 1986, nach einem gescheiterten Attentat gegen Pinochet, wird erneut der Belagerungszustand verhängt. Wiederum darf die gesamte oppositionelle Presse nicht erscheinen. Nach einigen Wochen wird dann das Erscheinungsverbot für die den Christdemokraten nahestende Zeitschrift Hoy aufgehoben. Die anderen Blätter bleiben noch weitere drei Monate verboten.

Schikanen, wo es nur geht

Solche von der Diktatur verhängten Verbote treffen die oppositionellen Medien hart. Zwar erhalten alle regimekritischen Publikationen Geld aus dem Ausland. Aber das ist zuwenig, um genügend Kapitalreserven zu bilden, die den Zeitschriften über die oft langen Verbotsperioden hinweghelfen. Die Gelder-vor allem aus Europa-kompensieren meist gerade die fehlenden Werbeeinnahmen der oppositionellen Blätter. Denn lediglich die Zeitschrift Hoy erhält einige Anzeigenaufträge aus der Wirtschaft. Die anderen Publikationen werden von in- und ausländischen Unternehmen bei Werbeaufträgen geschnitten. Nur die Firma Renault inseriert in den regimekritischen Zeitschriften.

Ohne Einnahmen aus dem Anzeigengeschäft und ohne Kapitalreserven können die meisten oppositionellen Printmedien in Chile gerade überleben. Mehrmonatige Erscheinungsverbote treiben die Blätter sofort in die roten Zahlen. Die Zeitschrift Cauce etwa hatte im September 1986 schon zwei reguläre Ausgaben weitgehend produziert, die dann durch die Verhängung des Belagerungszustandes nicht mehr verkauft werden konnten.

Dadurch erhöhten sich die Schulden des Blattes, so daß Cauce die angemieteten Redaktionsräume kündigen mußte und den Redakteuren keine Gehälter mehr auszahlen konnte. Doch nicht nur ökonomisch versucht die chilenische Diktatur regimekritische Journalisten in die Knie zu zwingen. Häufig gehen die Militärs direkt gegen sie vor. Im September 1986 wurde die gesamte Redaktion der Zeitschrift Cauce verhaftet. Nachdem im Norden Chiles große Waffenarsenale entdeckt worden waren, hatte das Blatt die Version der Militärregierung angezweifelt, die behauptet hatte, die Waffenlager seien von militanten Widerstandsgruppen angelegt worden. Verhaftet wurden auch die beiden Chefredakteure von Apsi, weil auf der Humorseite der Zeitschrift das Bild Generals Pinochet - wie es hieß - »öffentlich besudelt« worden war.

Die Redaktion von Análisis, der bedeutendsten oppositionellen Zeitschrift in Chile, hat 1986 in einem Flugblatt die Schläge der Diktatur gegen die Publikation aufgelistet:

- September 1983: Der Chefredakteur Juan Pablo Cardenas wird inhaftiert.
- April 1984: Erneute Verhaftung von Juan Pablo Cardenas. Análisis und weitere fünf Zeitschriften werden zensiert.
- September 1984: Análisis und drei weitere Zeitschriften dürfen keine Fotos,

Grafiken und Karrikaturen veröffentlichen.
- November 1984: Verbot von Análisis und vier weiteren Publikationen für sieben Monate.
- Februar 1986: Verhaftung des Redakteurs Paulsen.
- Juli 1986: Erneute Verhaftung des Chefredakteurs Juan Pablo Cardenas. Eine Ausgabe von Análisis wird beschlagnahmt. Das Erscheinen von drei weiteren Ausgaben wird verboten.
- September 1986: Zwei Ausgaben von Análisis werden beschlagnahmt. Das Erscheinen von drei weiteren Ausgaben wird verboten...

Ende 1987 müssen sich vier Chefredakteure oppositioneller Blätter vor Gericht verantworten, weil sie in ihren Medien eine Anzeige der Kommunistischen Partei Chiles abdruckten. Für solche journalistische Vergehen hat die Diktatur im Oktober 1987 ein Gesetz verabschiedet. Es bezieht sich auf den Artikel Acht der chilenischen »Verfassung der Freiheit«, die 1981 von der Diktatur in Kraft gesetzt wurde. Danach ist die Verkündung von Lehren verboten, die sich gegen die Familie richten, und die Gewalt oder auch totalitäre, auf Klassenkampf gerichtete Gesellschaftsauffassungen befürworten. Dieser Artikel trifft direkt die Mitglieder und Sympathisanten der noch immer verbotenen linken Parteien in Chile. Wegen seiner schwammigen Formulierung richtet er sich indirekt aber auch gegen alle anderen Kritiker des Regimes.Mit dem neuen Gesetz vom Oktober 1987 können auch die Medien verfolgt werden, die Gedankengut im Sinne des Artikels Acht verbreiten.

Morddrohungen gehören zum Alltag

Die häufigen Gefängnisaufenthalte, die ständigen Zensurerlasse, die Vorladungen vor die Militärgerichte, die ständigen Prozesse - kurz die Schikanen der junta-abhängigen Justiz sind für die Journalisten der oppositionellen Medien in Chile aber nicht die größte Bedrohung. Lebensgefährlich für sie sind die Aktionen von verschiedenen Mordkommandos und Todesschwadronen. Diese bewaffneten Banden, die in Chile unter mindestens vier verschiedenen Namen auftreten, erledigen die Drecksarbeit der Diktatur.

Im Morgengrauen des achten September 1986 beobachten Bewohner des Elendsviertels »Heroes de la Concepción« im Norden Santiagos, wie an der Mauer des nahegelegenen Friedhofs ein - wie sie später angeben - großer schlanker und blonder Mann mehrfach auf sein vor ihm liegendes Opfer schießt und dann davonfährt. Zurück bleibt, von 13 Schüssen zerfetzt, der Leichnam des Journalisten Jose Carrasco. Der 43jährige war Leiter der Auslandsredaktion von Análisis. Wenige Wochen später erhalten verschiedene oppositionelle Redaktionen in Santiago einen Brief. Das Schreiben ist unterzeichnet von einem »Kommando 7. September, Patriotisch Antimarxistische Aktion«. In dem kurzen, aus Großbuchstaben zusammengesetzten Text heißt es: »Wir blasen euch das Licht aus«. Dann folgen elf Namen von Journalisten, von denen die meisten bei den oppositionellen Zeitschriften Apsi und Hoy arbeiten sowie bei Solidaridad, einem Blatt des Solidaritätsvikariats der Katholischen Kirche. Am Ende des Schreibens ist ein Satz unterstrichen. Er lautet: »Carrasco war erst der Anfang«.

Morddrohungen gehören zum Alltag der oppositionellen Journalisten in Chile:

Marcia Pineda von Cauce erhält Morddrohungen am Telefon. Marianela Ventura von Solidaridad wird mehrfach von Unbekannten gesucht. Pablo Portales aus der gleichen Redaktion steht auf der Liste des »Kommandos 7. September«. Jorge Andrés Richards von Apsi wird mit dem Tod bedroht. Monica Gonzales von Análisis erhält telefonische Drohungen. Mehrfach werden ihr Katzen mit aufgeschlitzten Bäuchen in den Garten geschleudert. Juan Pablo Cardenas von Análisis wird mit einer vorgetäuschten Entführung seiner Tochter gequält. Vor seinem Haus wird eine Bombe gezündet.

Deshalb haben die oppositionellen Journalisten in Chile Angst - auch wenn sie nicht darüber sprechen. Monica Gonzales, eine der - im Vergleich zu Europa - vielen Frauen, die in der oppositionellen chilenischen Publizistik eine führende Rolle spielen, hält jeden für einen Lügner, der Angst abstreitet. Sie ist eine der oppositionellen Journalistinnen in Chile, die sich von ihrer Angst nicht hat lähmen lassen. Als sie im Oktober 1987 wegen ihrer Arbeit von den Militärs inhaftiert wird, schafft sie es, im Gefängnis San Miguel eine 18jährige Mitgefangene zu interviewen. Die junge Frau war nach ihrer Verhaftung von Männern der Geheimpolizei schwer gefoltert und vergewaltigt worden. Später erwartete sie ein Kind von einem ihrer Folterer. Im Gefängnis San Miguel hatte sie eine Fehlgeburt. **»Besucher, die ins Gefängnis wollen, müssen beim Eintritt alles abgeben: Kugelschreiber, Tonbandgerät, alles«, erzählt die Journalistin. »Deshalb ist es**

Chiles Medien nach der „Rückkehr zur Demokratie"

Auf „Chiles Rückkehr zur Demokratie" reagierten auch die Blätter, die hinter der Militärdiktatur und ihrer (Wirtschafts-)Politik gestanden hatten. Als erstes **El Mercurio**, die bis heute einflußreichste chilenische Zeitung. Bereits seit Ende 1988 berücksichtigte das Blatt in seiner Berichterstattung mehr und mehr auch die Politik der damaligen Oppositionsgruppen, die seit März 1990 die Regierung stellen. Das ging so weit, daß Informationen über Aktionen der Christdemokratischen Partei eher im Mercurio erschienen als in den christdemokratischen Blättern **La Epoca** und **Fortin Diario**. Spätestens seit März sind **La Tercera**, **La Nación** und die im Verlag des Mercurio erscheinende Mittagszeitung **La Segunda** nachgezogen: In ihren Nachrichtenteilen berücksichtigen diese Blätter heute das gesamte Spektrum der chilenischen Politik und auch die oppositionellen außerparlamentarischen Gruppen. In den Kommentarspalten ist es dagegen bei den alten nationalistischen (La Tercera) und „marktwirtschaftlichen" (El Mercurio) Positionen geblieben.

Einige ehemalige Oppositionsmedien fanden sich nach dem 11. März plötzlich als „Regierungsblätter" wieder. Eine Ausnahme bildet die Zeitschrift **Análisis**, die sich schon vor der Rückkehr zur Demokratie eine Distanz auch zu den Parteien bewahrt hatte, die heute die Regierung stellen. Man wird sehen, inwieweit es anderen Publikationen gelingen wird, eine kritische Haltung auch den (Regierungs-)Parteien gegenüber einzunehmen, denen sie nahestehen oder gehören. Das gilt auch für Publikationen, die im Zuge der Redemokratisierung neu erschienen sind. Etwa für das jetzt wieder herausgegebene Organ der Kommunistichen Partei **El Siglo** oder für **Pluma y Pincel**, "eine Alternative der Linken". Diesen Neuerscheinungen der letzten Zeit steht die Einstellung von **Que Hacemos** entgegen. Ende 1980 als „nützliche und populäre" Zeitschrift in den Elendsvierteln Santiagos gegründet, war Que Hacemos fast zehn Jahre lang eine lebendige undogmatische Publikation, vor allem für die LeserInnen an der vielbeschworenen „Basis". Möglicherweise ist die Zeitschrift, hinter der keine potente Parteiorganisation stand, das erste Opfer eines Ausleseprozesses unter den Publikationen, die in Opposition zur Diktatur entstanden waren und es heute schwer haben, sich weiter zu behaupten. Trotz aller Änderungen gibt es auch Kontinuitäten in den chilenischen Medien: Juan Pablo Cardenas, der während der Diktatur bedrohte und mehrfach zu Gefängnisstrafen verurteilte Chefredakteur von Análisis, wurde Ende September erneut verhaftet - wegen „Verunglimpfung der Streitkräfte" in zwei Fällen. Ebenfalls aus politischen Gründen festgenommen wurden Alfonso Stephens, Kolumnist bei Análisis und Juan Andrés Lagos, der Chefredakteur von El Siglo. Vor allem die Umstände bei der Verhaftung von Cardenas unterstreichen die Kontinuität: Mit der Behauptung, eines der Kinder des Chefredakteurs sei verunglückt, verschaffte sich ein Geheimpolizist als Sanitäter Zugang zur Redaktion. Schon während der Diktatur war Cardenas von Unbekannten mit einer angeblichen Entführung seiner Tochter unter Druck gesetzt worden...

Werner Balsen

normalerweise unmöglich, irgendeine der politischen Gefangenen zu interviewen und etwas über die Widerwärtigkeiten zu erfahren, denen diese Frauen bei der Geheimpolizei ausgesetzt sind. Als Gefangene war es für mich leichter, ein Aufnahmegerät einzuschmuggeln. Ich hoffe, das wird dem Staatsanwalt eine Lehre sein, daß er mich nicht gratis ins Gefängnis stecken kann. Denn auch dort kann ich arbeiten. Wenn hier in Chile Folteropfer interviewt werden, gibt es meist genaue Beschreibungen, wo die Drähte für die Elektoschocks angesetzt wurden, oder wie die Opfer gezwungen wurden, ihre Exkremente zu essen. Die Vergewaltigung aber wird nicht erwähnt oder beschrieben. Deshalb glaube ich, daß es sehr wichtig war, berichten zu können, was es für eine Frau psychisch und physisch bedeutet, von der Geheimpolizei vergewaltigt zu werden.«

Die Titelgeschichte »Ich wurde vergewaltigt und gefoltert«, erschien in Heft 200 von Análisis. 14 Tage, nachdem Monica Gonzáles aus der Haft entlassen worden war.

Den Mut der oppositionellen Journalisten in Chile, allen Schwierigkeiten und allen Bedrohungen zum Trotz weiterhin für das Recht auf freie Meinungsäußerung und für Pressefreiheit zu kämpfen, belegen auch die beiden neuesten Zeitungen in der oppositionellen Medienlandschaft: Im März 1987 erscheint mit La Epoca die erste oppositionelle Tageszeitung nach dem Militärputsch 1973.Zwei Jahre lang haben die Herausgeber gekämpft, bis sie vor Gericht das Erscheinen von La Epoca durchsetzen konnten. Das Blatt ist für die gebildeten Chilenen konzipiert und soll in erster Linie mit dem regierungstreuen Mercurio konkurrieren. Wenig später, im April 1987, wird aus der Wochenzeitung Fortin Mapocho die Tageszeitung **Diario Fortin**. Das populär aufgemachte Blatt soll vor allem mit La Tercera konkurrieren, der juntafreundlichen Zeitung mit der höchsten Auflage. Allein das Erscheinen dieser neuen Tageszeitungen, im Grunde schon die Ankündigung ihres baldigen Erscheinens, hat im Bereich der regimenahen chilenischen Medien einiges in Bewegung gebracht. Einige dieser Blätter starteten sofort Werbekampagnen, um ihre Verkaufsziffern zu erhöhen. La Tercera und La Nación verbesserten ihre redaktionellen Teile und änderten ihre Titelseiten, bevor La Epoca erschien. El Mercurio, der sich in erster Linie von La Epoca bedroht fühlte, berücksichtigte in seiner Berichterstattung mit einem Mal sämtliche Informationen aus dem Bereich der Opposition.



Was kommt nach dem No gegen Pinochet?

Die Diktatur hat ihre Spuren hinterlassen

Als ich Ende 1987 durch die Straßen Santiagos gehe, sehe ich nicht viele Leute mit einer der beiden neuen Tageszeitungen. An den Kiosken hängen La Epoca und Fortin Diario irgendwo zwischen den anderen Blättern und keineswegs an herausragender Stelle, wie ich das eigentlich erwartet hätte. Die Marktanalysen, die beide Zeitungen vor ihrem Erscheinen durchführen ließen, stimmten im Ergebnis völlig überein. Viele Leute zeigten sich in den Befragungen sehr befriedigt über die Gründung neuer Tageszeitungen und wollten diese Blätter auch kaufen, in denen sie die Informationen zu finden hoffen, die sie in den regimenahen Medien vergeblich suchten. In der Realität sah es dann aber so aus, daß sowohl La Epoca als auch Fortin Diario deutlich weniger Exemplare verkauften als erwartet. Der geringe Absatz hat beide Zeitungen schon fünf Monate nach ihrem Erscheinen in große wirtschaftliche Schwierigkeiten gestürzt. Emilio Filipi, der Chefredakteur von La Epoca, räumt ein, daß seine Zeitung mit einer Auflage von 240.000 Exemplaren gestartet wurde. Aber neun Monate nach Erscheinen wurden täglich nur rund 20.000 Exemplare »La Epoca« verkauft. Mit großem Werbeaufwand konnte die verkaufte Auflage auf derzeit knapp 70.000 Exemplare gesteigert werden. Die andere oppositionelle Tageszeitung, der Fortin Diario, erscheint mit einer Auflage von 17.000 Exemplaren. Davon, so Chefredakteur Felipe Pozo, werden maximal 12.500 verkauft.

Das sind überraschend niedrige Zahlen. Sie bleiben es, auch wenn berücksichtigt wird, daß die Kaufkraft der meisten Chilenen äußerst gering ist und daß es die Konkurrenz der anderen Blätter gibt. Die Chefs von La Epoca und Fortin Diario gehen bei der Analyse der Absatzschwierigkeiten denn auch weiter.

Emilio Filipi von La Epoca:

»Ich glaube, man muß die langen Jahre Diktatur berücksichtigen. Das heißt, die Leute haben sich bereits daran gewöhnt, keine Zeitung mehr zu kaufen.«

Und Felipe Pozo vom Diario Fortin ergänzt: »Es hat eine grundlegende Veränderung in der chilenischen Gesellschaft gegeben. Die Leute bevorzugen heute ein Blatt, das sie unterhält und nicht so sehr eine Zeitung, die sie informiert. Und ich glaube, das ist in der Tat ein Ergebnis von 14 Jahren Diktatur.«

So erweist sich auch auf dem Tageszeitungsmarkt: Das Chile von 1988 ist mit dem Land vor 1973 nicht zu vergleichen. Damals, als nahezu jede chilenische Familie täglich zwei Zeitungen kaufte, wären die neuen Blätter wahrscheinlich auf Anhieb erfolgreich gewesen. Heute glauben viele Chilenen nicht mehr, daß mehr Informationen und ein breiteres Meinungsspektrum ihr Leben verbessern könnten. Aber auch der chilenische Journalismus von 1988 ist anders als vor 1973. Der Journalismus für eine Partei und die von Parteiinteressen dominierten Medien, die vor 1973 hoch im Kurs standen, sind heute nicht mehr gefragt. Die oppositionellen Journalisten haben in der harten Auseinandersetzung mit der Diktatur ein neues Selbstbewußtsein entwickelt.

»Die Diktatur zwingt uns, besser journalistisch zu arbeiten, als jemals zuvor«, sagt Monica Gonzales. »Nicht um irgendeinen Preis zu gewinnen, sondern einzig und allein, um einer Sache zu dienen. Heute kann man nur für oder gegen die Diktatur sein. Es gibt keinen Raum für parteipolitischen Journalismus. Ich würde sagen, das zwingt uns viel mehr als je zuvor dazu, uns anzustrengen und das Beste zu geben. Auch dann, wenn wir erschöpft sind, wenn wir in familiären Schwierigkeiten stecken, wenn wir die Hoffnung verloren haben und wenn uns kaum Mittel für unsere Arbeit zur Verfügung stehen.«

Auch für Juan Pablo Cardenas, den Chefredakteur von Análisis, kann die Zukunft nicht in der Vergangenheit liegen. Weder für die chilenische Gesellschaft noch für den chilenischen Journalismus: **»Ich glaube, nach den Erfahrungen von 14 Jahren Gewaltherrschaft kann Chile unmöglich wieder zu dem politischen und sozialen System zurück, das vor der Diktatur existiert hat. Es wäre auch ein großer Fehler, das anzustreben. Denn es war ja gerade dieses institutionelle System, das 1973 den Zusammenbruch und dann die Diktatur herbeiführte. Das Parlament hatte sich in ein Tollhaus verwandelt, wo es unmöglich und von vorneherein schlecht angesehen war, wenn Parteien den politischen Kompromiß suchten. Genauso war es in der Presse, wo gar nicht so sehr versucht wurde, eigenständig journalistisch zu arbeiten. Die Presse wurde vielmehr für politische Ziele eingespannt. Deshalb verlor der Journalismus viel an Glaubwürdigkeit und die Journalisten selbst brachten die Medien um ihren Ruf. Damals traute in Chile kein Mensch irgendeiner Information. Deshalb wehre ich mich gegen die Sprache der Politiker von damals, die ständig davon sprechen, die verlorene Demokratie wieder aufzubauen. Ich hoffe vielmehr, daß wir in der Lage sein werden, eine neue Demokratie zu schaffen. In den Medien hat es bereits wichtige Änderungen gegeben. Was wir in unseren oppositionellen Zeitschriften und Zeitungen in den Jahren der Diktatur aufgebaut haben, setzt positive Akzente für die Zukunft. Das chilenische Kommunikationssystem der Zukunft wird nicht das von vor 1973 sein. Anders als damals werden die Journalisten viel größeren Einfluß auf die Ausübung ihres Berufes und auf die soziale Kommunikation haben.«**

Werner Balsen



Kein Sprachrohr der Christdemokratie

Analisis zur Zeit der „Redemokratisierung“

Der folgende Bericht stützt sich auf Erfahrungen, die die Autorin während eines sechsmonatigen Praktikums bei „Analisis“ (siehe vorangestellter Artikel über die chilenische Oppositionspresse) gesammelt hat. Ihre Mitarbeit fällt in eine sehr interessante Zeit: Das Ende der Ära Pinochet ist im Juli 1989, als sie beginnt, absehbar. Am 14. Dezember sind die Präsidentschaftswahlen, aus denen der Christdemokrat Aylwin mit absoluter Stimmenmehrheit als klarer Sieger hervorgeht. Ihr Praktikum endet im Januar 1990. Für Analisis steht in dieser Zeit des Umbruchs eine Neuorientierung auf der Tagesordnung. Anders als andere ehemalige Oppositionszeitungen war Analisis bereits in der Zeit vor der Wahl auf eine kritische Distanz zu den Parteien bedacht, die heute die Regierung stellen.

Als ich gebeten wurde, über mein sechsmonatiges Praktikum bei der chilenischen Oppositionszeitschrift „Analisis“ (Juli '89 bis Januar '90) aus der Perspektive einer westdeutschen Journalistin zu schreiben, habe ich mich gefragt: was darf ich berichten, ohne das zweifelsohne große Vertrauen, das mir die Analisis-Redaktion entgegenbrachte, indem sie mich hinter ihre Kulissen schauen ließ, zu verletzen? Auf der anderen Seite habe ich mir in Chile oft gewünscht, daß sehr viel mehr über die Arbeitsweisen und Schwierigkeiten von chilenischen JournalistInnen in hiesigen Breitengraden veröffentlicht werden müßte, da auch sie, wie zahlreiche andere gesellschaftliche Gruppierungen, von den Umbrüchen auf dem Weg in eine sogenannte Demokratie sehr stark betroffen waren - sowohl finanziell als auch ideologisch. Deshalb möchte ich vorweg betonen, daß dies zwar ein sehr subjektiver Erfahrungsbericht ist, ich mich aber vordergründig auf grundsätzliche Probleme innerhalb der Redaktion vor und während der Präsidentschaftswahlen in Chile beschränken werde.

Bei einem ersten Rundgang durch die Redaktionsräume der Zeitschrift in Santiago sah ich ein großes Bild, auf dem sich alle ca. 40 MitarbeiterInnen bei einem Fest im Herbst '88 zu einem Gruppenfoto zusammengefunden hatten. Etwa zehn Köpfe waren mit einem roten Punkt versehen. Ein Fotograf erklärte mir dazu, das seien all die KollegInnen, die die Redaktion im Lauf der letzten Monate verlassen haben. Der eine mußte gehen, weil er immer schon „flojo“ (faul) gewesen und den ersten Rationalisierungen zum Opfer gefallen sei; ein anderer, weil er ständig mit der, wie er meinte, „christdemokratischen Führungslinie“ der Redaktionsleitung in Konflikt geraten sei und sich dies sehr „nachteilig“ auf das Redaktionsklima ausgewirkt habe; einige andere hätten die Redaktion verlassen, weil sie besser bezahlte Jobs bei anderen Medien oder Institutionen gefunden haben. Er selbst stehe auch schon auf einer „schwarzen Liste“, da er seit geraumer Zeit die Gründung einer Gewerkschaft innerhalb der Redaktion anstrebe und dies den obersten „Jefes“ nicht gerade genehm sei. Weshalb denn ausgerechnet jetzt eine Gewerkschaft und nicht in früheren Jahren, will ich von ihm wissen. „Während der heißen Protestphasen in den vergangenen Jahren, als Analisis kaum Geld hatte, Löhne nicht gezahlt wurden, Journalisten von den Militärs verhaftet oder sogar ermordet wurden und wir oftmals heimlich produzieren mußten, dachte niemand an die Gründung einer Gewerkschaft, um seine Interessen durchzusetzen. Doch nach dem Plebiszit (im Oktober '88) hat sich einiges verändert“, erklärte er mir. Mittlerweile gibt es seiner Meinung nach - und damit steht er nicht alleine innerhalb der Redaktion - sogenannte „Jefes“ und „Indios“. Während die Jefes, die Herausgeber und RessortleiterInnen, in festen Sesseln sitzen, zeichnet sich in der Gruppe der „Indios“ (wie sich die fest angestellten RedakteurInnen, FotografInnen und MitarbeiterInnen der Administration selbst bezeichnen) ein unsichtbarer Konkurrenzkampf ab. Vom einst vorhandenen Zusammengehörigkeitsgefühl ist dabei nicht mehr viel übrig. Auch wenn die Gehälter nicht sonderlich hoch sind, so reicht es doch zum Leben. Wer seine Stelle verliert, wird auf dem Arbeitsmarkt Probleme haben, einen (wenn überhaupt) vergleichbar bezahlten Job zu finden. Also halten viele ihre - wie ich finde, größtenteils berechtigte - Kritik an der Redaktionsleitung und den Inhalten des Blattes zurück. Gerade über diesen letztgenannten Punkt gab es unterschiedliche Meinungen innerhalb der Redaktion, die leider sehr selten und wenn, dann nur sehr vorsichtig, geäußert wurden. Viele MitarbeiterInnen möchten, daß die Zeitschrift weniger über Treffen von PolitikerInnen oder Auseinandersetzungen verschiedener Parteiströmungen berichtet, da diese Themen mittlerweile - und das war bekanntlich nicht immer so - von der Tagespresse aufgegriffen werden. Für den exilierten Chilenen oder interessierten Leser im Ausland mögen solche Inhalte durchaus von Interesse sein, doch für die Leserschaft im Land selbst finden sich kaum neue Informationen - sieht man von wenigen „Especiales“ einmal ab. Auch von Nicht-MitarbeiterInnen wurde dieses



Erneut Opfer von JournalistInnenverfolgung: Juan Pablo Cárdenas, Foto: Jens Holst

„Nachkauen" längst bekannter Ereignisse und Zusammentreffen kritisiert. Analisis müsse andere Blickwinkel anlegen, um sich von der mittlerweile vorhandenen Zeitschriftenflut an den Kiosken zu unterscheiden. Vor allem solle sie solche Themen aufgreifen, die sich mit der Situation von gesellschaftlichen Randgruppen, den Millionen Armen und Arbeitslosen, eben mit gesellschaftlichen Brennpunkten beschäftigen und dort eine Art „Gegenöffentlichkeit" darstellen. Ein Anspruch, den sie seit ihrer Gründung immer auf ihre Fahne geschrieben hat und sie zu einem wichtigen Faktor im Kampf gegen die Militärdiktatur machte. Ich glaube nicht, daß die JournalistInnen nicht in der Lage wären, diese Ansprüche umzusetzen, auch wenn sie mit zunehmender Etablierung innerhalb der Gesellschaft den Kontakt zu den unteren Schichten und deren Problemen gerade während der Wahlkampfzeit vernachlässigt haben. Es stellt sich vielmehr die Frage nach dem Zielpublikum. Eine Zeitschrift, die mittlerweile 500 Pesos, also mehr als zwei Kilo Brot, kostet, kann nur von sogenannten besser Verdienenden bezahlt werden und von LeserInnen im Ausland.

Erstere interessieren solche geforderten Themen nicht unbedingt, letztere sind eher an den wie bisher gelieferten Hintergrundberichten interessiert. Auch die dringend benötigte Werbung im Heft, die während der vergangenen Jahre durch Gelder aus dem Ausland ersetzt wurde, wird mit solchen unbequemen Themen nicht gerade angelockt. Inhaltliche Ansprüche auf der einen, wirtschaftliche Zwänge auf der anderen Seite - für hiesige ZeitungsmacherInnen nichts Unbekanntes. Leider fehlte es innerhalb der Redaktion an Diskussionen über diese unterschiedlichsten Erwartungen und Zwänge, was die Situation nicht gerade entspannt und vor allem zahlreiche Gerüchte produziert hat. Eins davon war beispielsweise, daß die Zeitschrift an den, aufgrund seiner Waffengeschäfte reich und bekannt gewordenen, chilenischen Unternehmer, Carlos Cardoen, verkauft werden sollte. Obwohl fast alle MitarbeiterInnen dieses Gerücht kannten und die meisten darüber empört waren, hat niemand aus den eigenen Reihen den Chefredakteur, Juan Pablo Cardenas, oder die Herausgeber konsultiert, um dies einmal offen während einer Sitzung zu klären. Stattdessen wartete man ab und plante für den Fall der Fälle Gegenaktionen. Erst bei einer vierwöchigen Europareise wurde Cardenas hier in der BRD von VertreterInnen der Solidaritätsbewegung auf diesen Punkt angesprochen. Er werde die Zeitschrift niemals an Cardoen verkaufen, lautete seine Antwort.

Die Ursachen für diese fehlenden Auseinandersetzungen liegen auf der Hand. Seit Bestehen der Zeitschrift hatten alle MitarbeiterInnen einen gemeinsamen Gegner, den es zu bekämpfen galt: die Militärregierung. Nachdem diese zumindest offiziell abgewählt worden ist, waren neue inhaltliche Linien gefragt, um die formalen Demokratiebestrebungen nicht zu gefährden, aber auch nicht zum Sprachrohr der christdemokratischen Aylwin-Regierung zu werden. Gerade dort, wo ChristdemokratInnen gemeinsam mit SozialistInnen und KommunistInnen eine Zeitschrift produzieren, müssen zuerst einmal inhaltliche Auseinandersetzungen über das zukünftige Vorgehen erfolgen, um möglichen Spannungen entgegenzuwirken. Bis zu meiner Abreise war dies nicht der Fall, und beobachtet man die personellen Veränderungen während der letzten zehn Monate, wie sie sich im Impressum der Zeitschrift widerspiegeln, dürften sich die Anzahl der „roten" Köpfe auf dem Gruppenfoto vom Sommer '88 mittlerweile verdoppelt haben.

Anke Bruns

FRAUEN KUNST KULTUR

Nr.140/1990

Gaby Küppers
Das verdammte Machtverhältnis
Romanschriftstellerinnen aus dem spanischsprachigen Lateinamerika

Christina Knorr/Gaby Küppers
„Schon das Wortergreifen war subversiv"
Interview mit der nicaraguanischen Dichterin Daisy Zamora

Wolfgang Binder
Ästhetischer Widerstand gegen koloniale Herrensprache
Frauenliteratur aus der Karibik

Ulrike Lunacek
Die weißen Frauen verstehen die schwarzen Themen nicht
Interview mit der grenadischen Schriftstellerin Merle Collins

Grupo „La Máscara"
Wanderschauspielerinnen
Erfahrungsbericht von vier Frauen

Ana Maria Portugal
Theater als weibliche Selbstentdeckung
Die Theatergruppe „Quinta Rueda" in Peru

Brigitte Kossek
„Yuh want it, so yuh haffi tek it"
Politisches Theater der „Sistren" aus Jamaica

Bettina Kocher
„Zwischen den Fakten gibt es ein Flüstern"
Lateinamerikanische Filmemacherinnen

Gudula Meinzolt
Warmi - aus der Ohnmacht erwecken
Ein Beispiel für Frauenfilmarbeit in Peru

María Sagué
Inter-Aktion gegen Frauenklischees
Ein Ausstellungsprojekt über die heterogene Frauenszene in Mexico

Mónica Mayer
Fridas feministische Enkelinnen
Malerinnen aus Mexico

Ellen Spielmann
Tanz der Materialien
Künstlerinnen aus Brasilien

Ulrike Herzog
Aber Trommeln sind tabu
Frau und Musik in Lateinamerika

Esther Andradi
Die Tango-Frauen

Gaby Franger
Gürtel erzählen Geschichten
Volkskunst von Frauen in Chile und Peru

Zeitschrift
der Informationsstelle
Lateinamerika



Oscar-
Romero-
Haus
Heerstr. 205
5300 Bonn 1

Gemeinsam gegen die Nutznießer der Ungerechtigkeit

Die Antwort der Gepa

Im August 1990 erschien in den Blättern des iz3w (Nr. 167) ein kritischer Beitrag von Konstanze Köstlin und Roland Müller zum entwicklungsbezogenen Handel der GEPA und anderer Importorganisationen. Die GEPA-Geschäftsstelle reagierte prompt. Sie entwirft im folgenden Beitrag ihre Vorstellung von alternativem Handel mit der Dritten Welt.
Bei der Unterstützung von Kleinprojekten scheint eine Kooperation von GEPA und eigenimportierenden Weltläden denkbar, deshalb wollen wir in diesem Zusammenhang auf einen Vernetzungsversuch der Arbeitsgemeinschaft Dritte Welt Läden aufmerksam machen (siehe Kasten).

Entwicklungsbezogene Bildung und entwicklungsbezogener Handel sind zwei Ziele, die weder gegeneinander ausgespielt noch zu sehr miteinander vermischt werden dürfen. Sie können einander sinnvoll ergänzen; sie haben aber auch allein ihre Existenzberechtigung.
Bei der entwicklungspolitischen Bildung muß man weitgehende, vielleicht sogar utopische Forderungen stellen, die zu politischem Druck führen. Der entwicklungsbezogene Handel dagegen hat nur die Möglichkeit, sich innerhalb des „unterdrückerischen Weltwirtschaftssystems" zu bewegen (wo denn sonst - es gibt kein anderes), um für die Produzenten das Bestmögliche herauszuholen.
Beide Säulen werden von der GEPA als gleichrangig betrachtet, auch wenn die GEPA als Import-Organisation dem entwicklungsbezogenen Handel notwendigerweise Priorität einräumt.

Umsatz- und Handelsausweitung

Die Geschäftsstelle der GEPA hat eine Handelsausweitung, wie im Beitrag von Roland Müller und Konstanze Köstlin erwähnt, bereits 1987 thematisiert, zu einem Zeitpunkt, als die jährlichen Umsatzzuwächse, die zum Erreichen unserer entwicklungspolitischen Ziele anzustreben sind, mühelos in der „Szene" erzielt werden konnten.
Die Begründung für eine Umsatz- und Handelsausweitung sind zu allererst die Forderungen unserer Partner. Praktisch alle größeren Produzentengruppen, die wiederum Zusammenschlüsse vieler kleiner Gruppen sind, erwarten dies. Indirekt können wir den Nachweis für die Forderungen der Produzenten nach mehr Umsatz dadurch erbringen, daß wir vielen anfragenden Gruppen im Vorfeld eine Absage erteilen müssen, weil ihre Produkte mit den Produkten anderer Produzentengruppen konkurrieren, und wir derzeit nicht mehr absetzen können (wöchentlich müssen wir aus diesem Grund ca. fünf bis zehn Gruppen absagen).
Die Frage, ob Umsatzausweitung nur mit Handelsausweitung erreicht werden kann, muß differenziert beantwortet werden. Für uns bedeutet Umsatzausweitung hauptsächlich ein stärkerer Verkauf über Weltläden und Aktionsgruppen. Vor allem bei Nahrungs- und Genußmitteln ist die Ausweitung des Handels über andere Verkaufskanäle (Naturkost- und Bioläden, alternative Cafés, Bildungs- und Tagungsstätten) denkbar. Für die Partner ist in der Regel unser Absatzweg egal.
Eine Handelsausweitung dient vielen kleinen Gruppen, denn große Partner sind meist Zusammenschlüsse vieler kleiner Gruppen, die sich aus Kostengründen verbinden, und die zur Lösung gemeinsamer Probleme wie Exportfragen oder Qualitätstandards gemeinsam Fachkräfte anstellen müssen. Indem wir unseren Teil zum Wachstum der Produzentengruppen beitragen, ermöglichen wir diesen mehr Widerstandskraft gegenüber ausbeuterischen Strukturen im eigenen Land, Behördenwillkür und Schwankungen des Binnen- und des Exportmarktes. Daraus ergeben sich mehr soziale und ökonomische Sicherheit, strukturelle Verbesserungen aus eigener Kraft sowie Unabhängigkeit, auch von solchen Organisationen wie der GEPA. Wir begrüßen autonome Zusammenschlüsse als Chance zum emanzipatorischen Prozeß. Wir begrüßen die Bemühungen einiger Organisationen, über die GEPA hinaus ihre Erzeugnisse zu vermarkten.

Die Frage der Lieferengpässe

Einzelne Projektpartner haben aus unterschiedlichen Gründen zeitweise Probleme, die vereinbarten Mengen rechtzeitig zu liefern. Gründe können sein: Ernteausfall aufgrund von Naturkatastrophen, Schädlingsbefall u.ä., interne Organisationsprobleme oder Veränderungen der Rahmenbedingungen wie neue Verwaltungsbestimmungen. Die Partner haben wegen Kapitalmangel, fehlender Fachkräfte - eben weil sie sozial schwache Partner sind - nicht die Möglichkeit, flexibel zu reagieren. Wir sehen keinen Anlaß, uns aufgrund dieser „Schwäche" stärkeren Partnern zuzuwenden, die diese Probleme besser „abpuffern" können.
UCIRI hatte übrigens nie Lieferprobleme. Lieferschwierigkeiten ergaben sich bis zum 30.6.1989 durch Exporthindernisse seitens der mexikanischen Regierung. Die Behauptung von Konstanze Köstlin und Roland Müller, daß es zu wenig Kaffeeproduzierende Kleinbauernzusammenschlüsse gäbe, die den Kaffee für eine Handelsausweitung nach holländischem Vorbild in Deutschland liefern könnten, ist schlicht falsch. Wir haben Anfragen von Kleinbauernorganisationen, die ein Mehrfaches von dem liefern möchten und können, was wir auch bei einer stärkeren Ausweitung absetzen könnten. Deswegen bleibt ihnen z.Zt. nichts anderes übrig, als den Kaffee den Coyotes, Aufkäufern und Mittelsmännern, zu überlassen, die ihn gewinnbringend einlagern oder billig auf dem amerikanischen Markt verramschen. Natürlich haben diese Gruppen wenig Exporterfahrung, und es braucht immer eine Anlaufzeit, bei der wir sie unterstützen müssen.

Zum Thema Alpaka

Uns ist nicht bekannt, daß ländliche Produzentengruppen von Partnerprojekten der GEPA aufgrund hoher Bestellungen

Die Vernetzung von Weltläden

Bislang importieren ca. 80 Weltläden in der BRD Produkte direkt von den ProjektpartnerInnen. Die ProjektpartnerInnen kommen aus bislang 40 Ländern (von A wie Argentinien bis Z wie Zimbabwe), die Produktpalette ist breit: Kunsthandwerk, Gebrauchsgüter und Lebensmittel. Von der Arbeitsgemeinschaft Dritte Welt Ländern e.V. (AG 3 WL) wird mit DISTEL (Dezentrale Importstrukturen eigenimportierender Läden) die Vernetzung dieser Läden angestrebt.

Wie funktioniert DISTEL?
Ganz einfach: Eine bei der AG3WL-Geschäftsstelle geführte Datenbank enthält alle Informationen über die Projekte und Bezugsmöglichkeiten aller eigenimportierenden Weltläden (getrennt nach Projekten, Ländern und Produkten), eine unabhängige Arbeitsgruppe Projekte (bestehend aus je 2 entwicklungspolitischen Sachverständigen, je 1 Vertreter des AG3WL-Vorstandes und der AG3WL-Geschäftsstelle) beurteilt die Projekte nach entwicklungspolitischen Kriterien. Die einzelnen Informationen der Datenbank können von jedem Weltladen gegen eine Gebühr von DM 5 abgerufen werden. Innerhalb einer Woche wird ein Datenblatt sowie einer Einschätzung der Arbeitsgruppe „Projekte" über das Projekt versandt. Mit Hilfe dieser Informationen können dann die Waren direkt beim eigenimportierenden Weltläden bestellt oder zunächst die Informationsmaterialien zum Projekt, eventuell auch Muster angefordert werden. Wichtig ist noch, daß in der Datenbank nur solche Projekte enthalten sind, zu denen es auch Informationsmaterialien gibt.

Die InitiatorInnen von DISTEL versprechen sich sowohl für die Weltläden in der BRD Vorteile, denn diese können künftig unter vielen Anbietern auswählen, als auch für die ProjektpartnerInnen in der Dritten Welt. Weltläden importieren meistens aus kleineren Projekten. Diese haben bei Importorganisationen bisher kaum Absatzchancen.

Anfragen bitte an: AG3WL-Geschäftsstelle, Stichwort DISTEL, Elisabethenstr. 51, 6100 Darmstadt, Tel. 06151/21911.

ihre Selbstversorgungslandwirtschaft eingestellt hätten. Die GEPA hat zum Teil die bestellten Pullover nicht erhalten, weil die Produzenten ihre Landwirtschaft weitergeführt haben.
Mit Sicherheit sind auch Hoffnungen auf bessere Lebensbedingungen durch dauerhaften Absatz nicht immer erfüllt worden. Immerhin aber haben die Produzenten durch die kontinuierliche Zusammenarbeit mit der GEPA ihre Bildungsanstrengungen aufrechterhalten können und sind dadurch in die Lage versetzt worden, selbstbewußter nach weiteren Lösungsmöglichkeiten für ihre Situation zu suchen.
Daß unser Ansatz, die Produzentengruppen in Bolivien durch intensive Beratung und professionelle Vermarktung zu unterstützen, richtig ist, zeigt das Beispiel La Khochalita, Cochabamba. Die Caritas Schweiz verkauft jährlich Alpakapullover für ca. 100.000 US$ in den zum Teil professionell geführten Fairness Shops. Die Kunden sind oft Deutsche, die sich beklagen, daß sie solche professionell geführten Läden in Deutschland vermissen.

GEPA und Läden

Aus aktuellem Anlaß wiederholen und bekräftigen wir, daß die GEPA die Eigenimporte der Läden von Klein- oder Kleinstprojekten ausdrücklich begrüßt. Wie in der Vergangenheit bieten wir den Läden, die sich verantwortungsvoll, längerfristig und sorgfältig auf das Abenteuer „Selbstimport" einlassen wollen, die Vermittlung von Kontakten und Anfragen an, die wir nicht betreuen können. Es ist aber zu beachten, daß auch die Kleinprojekte wachsen (und das auch wollen), und dadurch die steigenden Absatzbedürfnisse schnell die Kapazitäten der selbstimportierenden Läden überschreiten.
An diesem Punkt kommt von der GEPA das Angebot, das Projekt zu „übernehmen", wenn es unseren Projekt- und Partnerkriterien entspricht. Das wäre eine sinnvolle, von unseren Bildungsansprüchen her gut zu begründende Arbeits- und Aufgabenteilung.

GEPA und Normalhandel

Eines unserer Ziele ist, wie bekannt, die wirkungsvolle und ernsthafte Förderung von Produzentengruppen. Dabei sind wir uns der marginalen Bedeutung unseres Handels wohl bewußt. Wir sind der Überzeugung, daß unsere Konzeption des gerechten und emanzipatorischen Handels eine große Wachstumschance hätte, gelänge es, statt dem Ghetto- und Nischendenken mehr Selbstbewußtsein zu entfalten. In diesem Zusammenhang müssen wir die holländischen Erfahrungen und die Aktionen Tübingen/Freiburg und Würzburg sorgfältig prüfen.
Gleichwohl wird niemand ernsthaft von einer Organisation wie der GEPA verlangen, mit eigenen Mitteln unmittelbar eine strukturelle Umschichtung der Handelsströme in und aus der Bundesrepublik zu bewirken. Was wir aber mit Kraft tun können, ist Unruhe im Normalhandel schaffen, mit dem Effekt, daß Konsumenten sich zunehmend den unkontrollierbaren Multiprodukten verweigern und auf unsere klaren und bilateralen Handelsprinzipien zurückkommen. Ein Anfang dazu könnte die Aktion Kleinbauernkaffee und die offensive Einführung eines Fair Trade Siegels sein. Dadurch entstehen Druck und Legitimationszwang für die am Massenhandel beteiligten Unternehmen - im Rahmen unserer Möglichkeiten. Und der wiederum hängt von unserer Willenskraft und Konsensfähigkeit ab. Respektieren wir, daß es in der Aktion Dritte Welt-Handel unterschiedliche Schwerpunkte gibt. Laßt uns den Streit untereinander beenden und verstärkt mit denen führen, die die Wächter und Nutznießer der Ungerechtigkeit sind.

Ingo Herbst, Gerd Nickoleit, Martin Rust, Beate Nettmann-Roy, Tom Speck von der GEPA-Geschäftsstelle

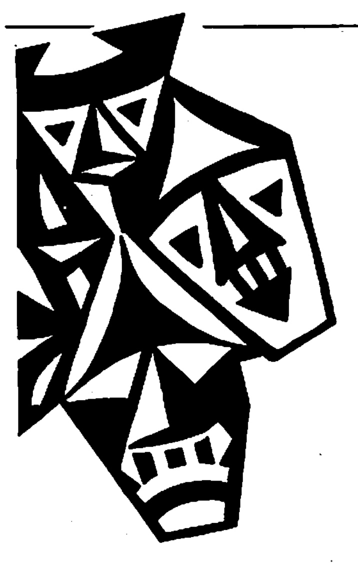
Straßenkinder in Lateinamerika

Millionen von Kindern und Jugendlichen in Lateinamerika müssen täglich durch harte Arbeit zum Überleben ihrer Familien beitragen. Andere fliehen vor der Armut und Gewalt in ihren Familien auf die Straße und sind dort sich selbst überlassen. Doch die Gewalt prägt weiter ihr Leben: Inhaftierung und andere Repressalien bis hin zur gezielten Ermordung durch Polizei und paramilitärische Banden sind an der Tagesordnung.
Ein sechzehnseitiges Infoblatt von terre des hommes beschreibt die Hintergründe und Probleme und gibt mit Projektbeispielen Anregungen für Handlungsmöglichkeiten.
Dieses Infoblatt kann kostenlos bezogen werden bei: terre des hommes, Referat Logistik (Bestell-Nr. 300.1246.00)



terre des hommes
Hilfe für Kinder in Not
Postfach 4126, 4500 Osnabrück
Spendenkonto 700
BfG: Osnabrück
Spenden steuerlich absetzbar

terre des hommes



Zweite afrikanische Literaturtage in Hamburg

Wer von den Afrikanern hier wird Baba Paamzoya sein? Nach und nach füllt sich die Hamburger Buchhandlung 'Die Druckerei' zur Autorenlesung. Baba Paamzoya, ein junger Dichter, Erzähler, Schriftsteller. Bisher ist er völlig unbekannt hier in Deutschland, in Europa. In Nordghana, wo er lebt, hat er längst einen Namen. Denn dort hat er fünf Romane, zahlreiche Gedichte, Theaterstücke geschrieben und Radiosendungen gemacht. In Europa ist er zum ersten Mal. Langsam werden die Sitzgelegenheiten knapp, bald wird es losgehen. Endlich setzt sich ein Afrikaner an den Lesetisch. Der schüchterne junge Mann dort, im traditionellen Gewand, der also ist Baba.

Anders als bei den ersten Afrikanischen Literaturtagen 1988 hat die Arbeitsgruppe der Werkstatt 3 diesmal keine der bekannten, sondern jüngere Autoren und Autorinnen eingeladen: eine neue Generation. Auf sie stießen die Arbeitsgruppenleute während ihrer Lektüren. Zum Glück beschränkten sie sich dabei keineswegs auf deutschsprachige Neuerscheinungen. Denn die bisher etwa 280 Übersetzungen afrikanischer Literatur in der BRD sind nur ein kleiner Ausschnitt der dortigen Produktion. Und im letzten Jahrzehnt hat die Zahl der Übersetzungen noch abgenommen. Das kann dazu führen, daß neuere Entwicklungen an uns vorbeigehen, auch wenn ein paar kleine Verlage dem entgegenzusteuern versuchen. Um so wichtiger sind deshalb solche Lesungen mit traditionsverbundenen Erzählern, kämpferischen PoetInnen und AnalytikerInnen aus Afrika.

Der Abend in Hamburg beginnt mit einer kurzen Vorstellung **Baba Paamzoyas:** Er ist Angestellter der staatlichen Versicherungsgesellschaft in Bolgatanga. Seine Romane, fast alle vergriffen, spielen in seiner Herkunftsgegend. Themen sind die aktuellen Probleme in seiner Region: Leben auf dem Dorf, Abwanderung in die Stadt, Brandrodung, Geburtenkontrollprogramme ...

Bevor Baba zu erzählen anfängt, nimmt er sich Zeit zur Begrüßung. Den so gewonnenen Kontakt zum Publikum wird er nicht mehr abreißen lassen. Gleich legt er eine kleine Fabel nach - eine 'lokal story'. Sie handelt von dem als Verrückten ausgestoßenen Dorffriseur, der sich letztlich dann als sehr gewitzt entpuppt. Sie ermahnt uns: Seid vorsichtig mit euren Urteilen. Die ZuhörerInnen folgen konzentriert seinem afrikanisch gefärbten Englisch nach Bolgatanga und Umgebung. Ausschnitte aus dem Roman ‹souvenir for death› bilden den Hauptteil der Lesung. Abschließend trägt Baba Paamzoya das Klagegedicht eines verstorbenen und von anderen ausgenutzten Geschichtenerzählers vor, denn viele berühmt gewordene Dichter würden oft ihre Quellen einfach verschweigen. Ganz zum Schluß dann, nach Diskussion und Beifall, spricht er seinem Publikum Dank aus, fürs Zuhören, für das Interesse. Ungewohnt, wie dieser leise und selbstbewußte Erzähler uns angesprochen und miteinbezogen hat.

Neue Literaturformen

Ein interessantes Spektrum war's, das da von Ende Mai bis Anfang Juni in Hamburg geboten wurde: Performance Poetry und literarisierte Autobiographie, poetische Geschichtsschreibung und Developement Theatre.

Vorweg: Über **Mzwakhe Mbuli,** Poet und Sänger aus Soweto, der am Anfang der Literaturwoche zu Gast war, kann ich leider nichts Neues berichten, da ich erst später kam. Aber seine LPs ‹Change is Pain› und ‹Unbroken Spirit› sind eh aussagekräftiger als ein paar Worte: kämpferische Lyrik über die täglich erfahrene Repression, vorgetragen bei Theateraufführungen, Begräbnissen, auf der Begrüßungsveranstaltung anläßlich der Freilassung Mandelas...- Performance Poetry. Fraglos: ihn live erlebt zu haben wäre noch besser gewesen.

Aufführungsdichtung: Allein schon die Lektüre der Gedichte und Erzählungen von **Gcina Mhlope** beeindruckt. Aber es ist noch packender, die Südafrikanerin ihre Texte singen, tanzen, darstellen zu erleben: *If the moon were to shine tonight / To light up my face and show off my proud form / With Beads around my neck an shells in my hair / And a soft easyflowing dress with the colours of Africa / ...,* so sanft eindrucksvoll fängt ihr 'Loblied auf die Frauen' an, bevor es eine lange Reihe von Namen und bitteren Erfahrungen einzelner aufzählt, stellvertretend, bis hin zu den Erlebnissen namenloser Frauen, und in einem Aufschrei endet: *May the lives of all these women / Be celebrated and made to shine / When I cry out mama Nokukhanya's name / We who are young, salute our mothers / Who have given us / The heritage of their Queendom !!* Gcina zeigte, was sich ohne technische Hilfsmittel und unabhängig von den Räumlichkeiten an Intensität allein von einem Menschen zu dessen Publikum herstellen läßt, unabhängig vom Land und auch (fast) von der Sprache.

Neben Gedichten und Erzählungen verfaßt Gcina Mhlope Theaterstücke, gearbeitet hat sie als Schauspielerin. Das Erzählen, berichtet sie, das habe sie von ihrer Großmutter gelernt. Das Schreiben sei ihr nicht so leicht gefallen: 1958 geboren, gab es zuerst für sie nur englische Literatur in der Schule, eine Überdosis Shakespeare. Von 1976 an war dann 'Bantu Education' vorgeschrieben. Sie wurde zu Recht bekämpft, hat aber in einer Hinsicht etwas gebracht: die Möglichkeit, afrikanische Autoren in den nationalen Sprachen entdecken zu können. Der Schulboykott schließlich ließ kaum Zeit, Bücher in die Hand zu nehmen. Erst langsam konnten einige Lehrer alternative Schulen aufbauen. Weil ihr und ihren Altersgenossen eben die akademische Ausbildung fehlt, haben sie sich an der älteren Generation orientiert: M'Phalele und andere Schriftsteller, die seien ihre Universitäten.

Ganz anders die Lehrjahre **Tsitsi Dangarembgas** aus Zimbabwe: Aufgewachsen in England, kehrte sie nach der Unabhängigkeit zurück und studierte in Harare Psychologie. Daneben verfaßte sie feministische Theaterstücke wie ‹She no longer weeps›, die gut ankamen. Der Frauenfrage widmete sie viel Energie, arbeitete an der Zeitschrift 'speak out' mit und gründete vor kurzem mit Kolleginnen die 'Zimbabwean Women writers association'. Ihren ersten Roman ‹Nervous conditions› hätte sie gerne in Zimbabwe veröffentlicht, fand aber keinen Verlag. So erschien er schließlich bei Women's Press in London.

‹Nervous conditions› ist der erste Roman einer schwarzen Zimbabwerin. Er enthält die Beschreibung von Entfremdung am Beispiel eines afrikanischen Familienverbandes. Reflektierend, ohne direkt anzuklagen, werden die 60er und 70er Jahre

noch vor der Unabhängigkeit in einer Missionsschule geschildert. Um so schockierender jedoch sind die Erlebnisse der beiden Mädchen Tambudzai und Nyasha, ihrer zeitweise in England erzogenen Cousine, sowie beider Familien, die zu Opfern der kulturellen Kolonisation werden.

Die Reflexion über die jüngste Geschichte scheint gegenwärtig die Literatur Zimbabwes zu beherrschen. ‹Knochen›, der vergangenes Jahr preisgekrönte Roman von **Chenjerai Hove,** gräbt nach den Überresten des Unabhängigkeitskampfes: nach dem, was von den getöteten KämpferInnen geblieben ist. Denn Knochen gleich, und noch weitaus beständiger, existieren die Erinnerungen von Eltern und Geliebten. Durch sie werden die Toten in den Erzählschatz der kollektiven Geschichte aufgenommen.

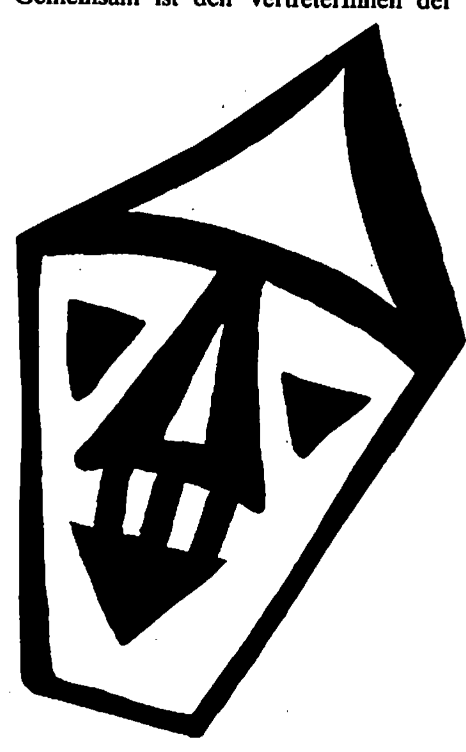
Ein Beispiel dafür ist der jüngst auch in deutscher Sprache erschienene poetische Text Hoves. Erzählt wird das Schicksal Maritas, einer schwarzen Farmarbeiterin, die auf der Suche nach ihrem toten Sohn (der namenlos bleibt) in die Stadt aufbricht und dort umkommt. An sie erinnern sich verschiedene Personen: Janifa, Braut ihres Sohnes, ihr Mann, ein Verehrer, eine zufällige Bekannte sowie die Stimmen der Ahnen. Die Opfer des Unabhängigkeitskampfes rücken mit denen des frühen Aufstandes 1896 gegen die britische Kolonialisierung zusammen. Hoves Erzählweise ist fremdartig und faszinierend, voll mit Bildern und Redewendungen, die aus der Shona-Sprache übernommen sind. Für seinen Roman bekam Chenjerai Hove 1989 den angesehenen Noma-Preis für afrikanische Publikationen. ('Nervous Conditions' und 'Knochen' werden in einer der kommenden 'blätter'-Ausgaben vorgestellt.)

Hove berichtete in Hamburg davon, wie konkrete Erlebnisse seine Geschichten hervorzwingen würden: Erlebnisse, wie das mit der Landarbeiterin, die ihn zwei Jahre nach dem Ende des Unabhängigkeitskampfes fragte, ob er nicht wisse, was aus ihren Sohn geworden sei; oder die Entschlossenheit seiner Schwester, als sie aus dem Rhodesien der Apartheid nach Sambia ging etc. Hove setzt hinzu, daß es noch viele Geschichten von Marita und anderen Frauen in Afrika gäbe.

Ähnlich großes Vertrauen in die Frauen hat **Baba Paamzoya.** Zentrale Figur seines Romans ‹A Souvenir for death› ist Anyilebna, der das Leben schwer mitspielt: die Kinder sterben ihr, ihre Männer ebenfalls oder verlassen sie. Doch sie läßt sich nicht unterkriegen, glaubt nicht an ein unabwendbares Schicksal. Sie nimmt ihr Leben in die Hand, geht fort aus dem Dorf und kommt zu Ansehen in der Stadt.

Daß derzeit bei den afrikanischen SchriftstellerInnen Frauen die HoffnungsträgerInnen sind, entspricht wohl der Realität in vielen Ländern Afrikas. Befragt, antwortet Baba Paamzoya: Warum Frauen? Frauen tun was, schaffen Bleibendes: bauen Häuser, halten die Familie zusammen - die Männer hingegen gehen höchstens mal aufs Feld.

Baba Paamzoya beschreibt seine Heimatregion Nordghana und die Probleme dort. Er begreift Literatur nicht als Gegensatz zur Politik, und er hat keine Berührungsängste mit den Politikern. Seine Theaterarbeit soll lokale Probleme lösen helfen: die illegale Brandrodung unterbinden, die Wiederaufforstung gegen die vordringende Wüste unterstützen. In seinen Stücken ‹Bogum Divon› (engl. Titel ‹Fire consums Life›) und ‹Tree ist Life› wird in Form von Theater geübt, gespielt und beklatscht von den DorfbewohnerInnen, was dann sofort praktisch umgesetzt werden kann: Developement Theatre als lustvolles Planspiel. Gemeinsam ist den VertreterInnen der



neuen AutorInnengeneration, daß sie zuerst für ein afrikanisches Publikum schreiben, nicht für uns in Europa. Ihnen geht es deshalb auch nicht in erster Linie darum, hier bekannt zu werden. Wie Gcina Mhlope in Hamburg gesagt hat: "Wir schreiben für unser Volk. Was die anderen betrifft: schön, wenn sie sich dafür interessieren."

Lektüre hierzulande

Wie steht es mit dem Interesse der Anderen, der Deutschen beispielsweise, an afrikanischer Literatur? Anders als die lateinamerikanische Literatur verkauft sie sich schlecht, bis auf wenige Ausnahmen, zu denen etwa Mariama Bâ oder Ngugi wa Thiongo gehören. Peter Ripken von der kleinen, einzigartigen 'Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika, Asien, Lateinamerika' führte in seinem Beitrag die verbreitete Unkenntnis über Afrika als Ursache an. Afrika sei in den Augen vieler bloß der Kontinent der Katastrophen. Nur einige wenige Leser interessierten sich grundsätzlich für Afrika. Aber auch die seien problematisch. Denn für sie sei Lesen oft ein "Solidaritätsakt mit den Unterdrückten". Weshalb sie von einem afrikanischen Autor erwarten, was sie von einem europäischen so nicht erwarten würden: Information über Geschichte, Produktionsbedingungen, Situation der Frauen etc. Nichteuropäische Literatur müsse für die meisten Leser 'authentisch' sein. Solch ein "ethnographisches Literaturkonzept" aber beraube die Literatur einer wichtigen Dimension: daß sie auch Genuß vermitteln kann. Dahinter stünde die Projektion vom erfolgreichen Befreiungskampf, ähnlich unrealistisch wie die bekannte Sehnsucht nach einer heilen Welt in fernen Gefilden.

Wäre Hintergrundwissen über Afrika vorhanden, müßten nicht die literarischen Beschreibungen der Realität als Zeugnisse gelesen werden. Wieder entpuppt sich die Perspektive der *Überentwickelten* als reichlich *unterentwickelt.* Der Verdacht, daß sich im Begriff *Unterentwicklung* nur die Ignoranz der *Überentwickelten* ausdrückt, bestätigt sich.

Wie stand es mit der Verbreitung afrikanischer Literatur in der DDR? Hier konnte die 'konspirative Lektüre', die krampfhafte Suche nach Parallelen, die Wahrnehmung trüben. Afrikanische Literatur war dann, wie andere Werke auch, bloß Vehikel für Oppositionshaltung. Insgesamt trug die DDR in ihren 41 Jahren rund 150 Übersetzungen bei, die in zum Teil hohen Auflagen gedruckt wurden und jeweils mit einem ausführlichen Nachwort bestückt sind. Die Lektoratsbedingungen seien sehr gut gewesen: ein/e LektorIn betreute hier nur zehn Autoren. WissenschaftlerInnen halfen bei der Auswahl und betreuten selbst, so Burkart Forstreuther, einer von ihnen. Auch habe es relativ viel an Druckkapazitäten gegeben. Oft allerdings wären diese nicht ausgeschöpft worden, da es an der ideologisch 'richtigen' Literatur gefehlt habe, obwohl Übersetzungen vorlagen. Solche freien Kapazitäten gehören jetzt der Vergangenheit an. Hat doch der Verlag *Volk und Welt* die Zahl seiner Mitarbeiter schon im Frühjahr von 150 auf 38 verkleinert. Und Aufträge für freie Lektorate wurden schon 1989 eingestellt. Daß das 'neue' Deutschland sich stärker für afrikanische Literatur interessiert ist unwahrscheinlich. Bleiben die Initiativen einzelner KleinverlegerInnen: eco in Zürich, Kyrill & Method in München, Orlanda in Berlin und andere. Ihre neuen Angebote laufen jedoch Gefahr, auf dem vollen Markt übersehen zu werden.

Norbert Stamm

Literaturhinweise:
Von Gcina Mhlope sind ein paar Gedichte und Erzählungen auf Deutsch erschienen in der Anthologie ‹Wenn der Regen fällt. Erzählungen aus Südafrika› Berlin (Orlanda Frauenverlag) 1988, 29,80 DM.
Tsitsi Dangarembgas Roman ‹Nervous Conditions› ist bisher nur auf Englisch bei The Women's Press, London, erhältlich (Taschenbuchformat) - voraussichtlich 1991 wird er bei rowohlt erscheinen
‹Knochen› von Chenjerai Hove ist im Mai 1990 bei Kyrill & Method, München, übersetzt und gebunden für 29 DM herausgegeben worden.
Baba Paamzoyas Romane sind bei Adwinsa Publications LTD., Legon, Ghana, erschienen.

Das Projekt „Emanzipation und Identität 1492-1992“ auf Europatour

Mit dem Titel „'Randvölker'-'Herrenvölker'und das Ende des europäischen Sozialismus" veranstaltete das Projekt „Emanzipation und lateinamerikanische Identität: 1492-1992" von Ende September bis Mitte Oktober eine Reihe von „Kongressen" zwischen Cadiz und Ost-Berlin. In diesem Rahmen fand auch der zweite sog. „Bundeskongreß" am letzten Septemberwochenende in Frankfurt statt. Der Verein Monimbo aus Dietzenbach und der ASTA der Frankfurter J.W.Goethe Uni als Organisatoren, hatten ein kongreßübliches Programmpaket und bis zu 800 Interessierte zu bewältigen.

Das Projekt „Emanzipation und lateinamerikanische Identität" entwickelte sich über die letzten Jahre zu einer international bekannten Institution gegen die Feiern des 500. Jahrestags der Entdeckung Amerikas. Dementsprechend war das Frankfurter Podium mit erfahrenen lateinamerikanischen KämpferInnen besetzt. Theoretisch gute Voraussetzungen zum Informationsaustausch und zu spannenden Diskussionen. Die beiden Referentinnen Sophia Montenegro, Redakteurin bei BARRIKADA (Sandinistische Zeitung in Nicaragua), und Rigoberta Menchu, UNESCO-Friedenspreisträgerin und Mitglied des Comité de Unidad Campesino (CUC), einer indianischen Bauernorganisation Gutemalas, berichteten über Arbeit und Unterdrückungsverhältnisse in Lateinamerika. Frau Montenegro appellierte gleich zu Anfang an den „historischen Optimismus", trotz des Siegeszuges der konservativ-kapitalistischen Staatsplaner. In ihren Analysen zum Projekt der nationalen Befreiung Nicaraguas, „die Bourgeoisie regiert, aber befiehlt nicht", erläuterte sie interne und externe Einflußgrößen auf die nicaraguanischen Parlamentswahlen vom Februar diesen Jahres. Zudem reflektierte sie die Reorganisation der FSLN, die jetzt in der von den Sandinisten geschaffenen Verfassung eine „zivile Rolle" einnehmen muß.

Rigoberta Menchu beschrieb eindrücklich die Lebens- und Widerstandsbedingungen der indianischen Gesellschaften Lateinamerikas. Dabei spannte sie einen Bogen von der Kolonisierung Lateinamerikas, „wenn Kolumbus nicht gekommen wäre, wären andere gekommen, so wie sie auch nach Kolumbus kamen", bis zum US'Drogenkrieg', „ein Vorwand, die besten Söhne unseres Volkes zu verfolgen". Für sie ist klar: „die Mehrheit der Verfolgten sind Indianer", und „die Klassenunterschiede werden durch den Hunger deutlich". Dabei machte sie noch einmal deutlich, daß dieser alltägliche Überlebenskampf durch die brutale Kolonisierung und Missionierung des Landes entstanden ist.

Stargast des Wochenendes war Thomas Borge, der ehemalige Innenminister Nicaraguas. Sonst immer in Militär-Grau gekleidet, illustrierte er diesmal im weißen Anzug eines indischen Radschas die wechselvolle Geschichte der FSLN. Er sprach vom Argwohn gegenüber der Focus-Theorie der 60er Jahre, von den Erfahrung in den militärischen und politischen Kämpfen, und wie sich die FSLN durch Entwicklungsfähigkeit ihrer politischen Positionen, zur revolutionären Partei entwickelte. Dieses Wechselspiel von Erfolg und Mißerfolg spiegelte sich für ihn auch in dem Wahldebakel wider. Trotzdem hielt er fest: „die FSLN hat mehr Wahlprozente als die Kanzler-Partei in der BRD". Zu Fragen im Zusammenhang mit der aktuellen Situation nahm Borge anschließend nur ausweichend Stellung.

Die Referate von Miguel Bonasso zu aktuellen antiimperialistischen Strategien und Heinz Dieterich Steffan zum Ende des europäischen Sozialismus und die Rolle der „Randvölker" in der neuen Weltmachtordnung blieben leider hinter unseren Erwartungen zurück. Dieterich Steffan referierte seine abstrakten Weltsystemanalysen, mit der historischen Linearität von guter und böser Welt. Sie sind sicherlich auch diesmal wieder in dem schon bald erscheinenden Kongreßreader nachlesbar.

Die Arbeitsgruppen glichen eher Uni-Vorlesungen, was zum großen Teil am Auftreten der vorgegebenen DiskussionsleiterInnen lag. Beispielweise wiederholte Frieder Otto Wolf ständig in der EG-Arbeitsgruppe seine These von den „Ostphantasien" der deutschen Wirtschaft im Zusammenhang mit der Entwicklung eines osteuropäischen Marktes, anstatt seine Einschätzung grundlegender zu belegen. Andererseits erweckten wichtige Themenkomplexe, wie Bevölkerungsprogramme in der Dritten Welt, leider nicht das Interesse des Publikums.

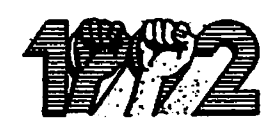
Während der Referate, Analysen und Auseinandersetzung wurde aber schnell deutlich, daß zwischen den Darstellungen der lateinamerikanischen Lebensbedingungen und der Debatte um Forderungen bzw. Aktionsvorstellungen hier in Europa eine riesige Lücke klafft. Die Aktivitäten des Projektes, „Emanzipation und Identität" — mit der Forderung nach der Rückgabe der geraubten Kulturgüter, das Ausschreiben von Karikaturwettbewerben oder die Vergabe von Stipendien — scheinen einem Ohnmachtsgefühl zu entspringen, angesichts der analysierten Megamaschine: kapitalistische Weltwirtschaft. Dieser Kongreß ändert an der Apathie nichts, es bleibt der Unterhaltungswert. Beiträge eigener Reflexion oder Aktionsvorstellungen paßten nicht ins Konzept: Interessierte sollten Verständnisfragen aber keine Diskussionsbeiträge einbringen.

Gerade da Auseinandersetzungen nötig sind, müssen andere Interaktionen zwischen „Erster" und „Dritter" Welt organisiert werden. Dabei gilt es an der Bündnisbreite und der Klassenfrage von „Erster" und „Dritter" Welt, wie sie in der IWF/Weltbankkampagne thematisiert wurde, anzuknüpfen.

So bleibt leider festzuhalten: die Gäste auf dem Podium und in den Arbeitsgruppen wurden wie die BesucherInnen funktionalisiert. Dabei wurde der Eindruck erweckt als gäbe es ein großes und aktives Bündnis. Jedoch war der Raum für Kontakte und Gespräche zwischen Einzelnen oder Gruppen im Programm nicht eingeplant. Von einem „Bundeskongreß" kann nach unserem Verständnis nicht die Rede sein; denn Vielfalt von Bewegung oder ein Bündnis von AktivistInnen entsteht nicht in einem Auditorium, das einmal im Jahr applaudieren darf. Auch wenn es von den Köpfen dieses Projektes offensichtlich erwartet wird, eine Kampagne hat so keinerlei Basis.

Eine grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem Projekt „Emanzipation und Identität 1492-1992" ist in der aktuellen Beilage „500 Jahre Kolonialismus — 500 Jahre Widerstand" nachzulesen.

AG Quinto Centenario



Wissenschaftliche Diskurse ohne politische Implikationen

Bericht vom Kongreß 'Migration und Rassismus in Europa'

Vom 27. bis 30. September fand in Hamburg der Kongreß „Migration und Rassismus in Europa" statt, den 800 TeilnehmerInnen aus dem In- und Ausland besuchten. Veranstalter war das Institut für Rassismusforschung in Hamburg. 80 WissenschaftlerInnen, Mitglieder von antirassistischen Organisationen aus der ganzen Welt sprachen zu den Themen: Ursachen und Wirkungsweise von Rassismus im Alltag, in Kultur, Ideologie und in der Gesetzgebung, zum Zusammenhang von Nationalismus, Sexismus und Rassismus, über Modelle einer antirassistischen Erziehung und über Konzepte und Politik der Neuen Rechten. Ziel der VeranstalterInnen war es, eine Debatte über Rassismus in der BRD zu initiieren. Dazu wurde ein Teil der wenigen bundesdeutschen Ansätze zum Thema Migration, die die Phänomene Rassismus und Nationalismus nicht ausblenden, vorgestellt. Vor allem aber lieferten die Beiträge aus anderen europäischen und außereuropäischen Ländern wichtige und neue Diskussionsansätze.
Während der vier Kongreßtage wurde den TeilnehmerInnen ein atemloses Non-stop-Programm präsentiert, dessen Beiträge für den Diskurs über Rassismus in der BRD einmalig waren, aber wenig Raum für Diskussion übrigließ. Dadurch blieb kaum Zeit, einzelne Vorträge aufzuarbeiten und vielleicht auch kritisch zu hinterfragen. Für einige MigrantInnen war dies der Grund, in den Ablauf des Kongresses einzugreifen, um ihren Erfahrungsberichten über alltägliche rassistische Angriffe Raum zu geben. Diese Unterbrechung war vielen „berufsmäßigen" AntirassistInnen dann doch zuviel. Der darauffolgende Mehrheitsbeschluß des Plenums legte fest, daß zuerst mit den Theoriebeiträgen fortgefahren und mit einer zweistündigen Strategiediskussion am letzten Kongreßtag dann der „praktische Teil" abgedeckt werden sollte. Und wie im richtigen Leben verließen nach der Abstimmung Minderheiten den Raum. Den Vorwurf der MigrantInnen mit Theoriefeindlichkeit und Aktionismus abzutun, zeigt das Ausmaß der Ignoranz einiger TagungsteilnehmerInnen.

Die wesentlichen Kritikpunkte waren, daß ein Großteil der Beiträge auf einem abstrakten wissenschaftlichen Niveau stehenblieben und oftmals von den TeilnehmerInnen undiskutiert konsumiert wurden. Auch blieb keine Zeit, um Verständnis- und Sprachschwierigkeiten zu klären. Wieder einmal wurde die Diskussion vom „europäischen" Blickwinkel aus geführt. Was MigrantInnen dazu zu sagen haben, interessierte nur am Rande. Zudem fehlte den KritikerInnen eine Auseinandersetzung über den Rassismus in der Linken. Einige ReferentInnen griffen zwar das Thema der „Differenz", den Einbezug verschiedener religiöser, ethnischer, sozialer, klassen- und geschlechtsspezifischer Verhältnisse auf. Das Thematisieren der unterschiedlichen Lebenssituationen entwickelte sich aber nie zu einer politischen Diskussion. Es sind eben verschiedene Ausgangspunkte, ob man sich als Deutsche/r beruflich oder auch in der Freizeit mit dem Thema Rassismus auseinandersetzen kann oder tagtäglich als Betroffene/r damit konfrontiert ist.
Es läßt sich festhalten, daß Kontakte geknüpft wurden sowohl zwischen WissenschaftlerInnen aus verschiedenen Ländern und Disziplinen als auch zwischen Initiativen und Organisationen,die dazu führen können, daß auf politischer und auf wissenschaftlicher Ebene verstärkt kooperiert wird.
Im folgenden dokumentieren wir die Abschlußresolution derTeilnehmerInnen des Kongresses.

ib, rw, sw

Resolution

Wir, die TeilnehmerInnen des Kongresses „Migration und Rassismus in Europa" in Hamburg vom 26.9.-30.9. beschließen folgende Resolution:
In unserer jetzigen Zeit ist die Zunahme von Rassismus, Sexismus in Form von staatlich tolerierten gewalttätigen Übergriffen bis hin zu Morden gegen ImmigrantInnen, Flüchtlinge, schwarze Deutsche und andere Minderheiten in der Bundesrepublik Deutschland zur täglichen Realität geworden, wie z.B. die vor kurzem von Rassisten verübten Morde in Hamburg. Die Betroffenen in ganz Europa fürchten um ihr Leben.
Erschreckend ist, daß auch in der DDR und in anderen osteuropäischen Ländern der dort immer massiv aufgetretene Rassismus ebenso stark zunimmt. Dieses weltweit vorkommende Phänomen läßt sich von unserer Seite aus am stärksten im industrialisierten Europa feststellen.
Die neuen AusländerInnen-Gesetze, das Schengener Abkommen, Diskriminierung und Kriminalisierung der Minderheiten von den Regierungen und deren Organen (z.B. Justiz und Polizei) und nicht zuletzt die Medien mit ihrer „Schwarz-Weiß"-Malerei und der gesellschaftliche und individuelle Rassismus und Sexismus, führen zu einer Abgrenzung und menschenunwürdigen Situation der Minderheiten in Europa.
Wir TeilnehmerInnen des Kongresses fordern deshalb alle Menschen auf, den Kampf und Widerstand gegen den Rassismus und Sexismus als ihre Pflicht zu sehen und allen eine selbstbestimmte Lebensform zu gewährleisten.

Wir fordern deshalb:
- **die sofortige Abschaffung der AusländerInnen-Gesetzgebung**
- **politische, soziale und ökonomische Gleichstellung aller Menschen**
- **Datenschutz und informationelle Selbstbestimmung**
- **TheoretikerInnen des Antirassismus auf, ihre Arbeit in Einklang mit Praxis und Realität zu bringen**
- **antirassistische, antisexistische Bildung**
- **gerechte Verteilung der Güter der Welt und die sofortige Einstellung jeder Unterstützung von Ländern mit diktatorischen Regimen**
- **Anerkennung sexistischer Verfolgung als Asylgrund**
- **Bleiberecht für Flüchtlinge**

Anzeige



Einzelheft DM 6,-
im Abo DM 48,- für 8 Ausgaben im Jahr

Besichtigung der Hinterhöfe

Mövenpick-Eis wird geschmacklich nur von italienischem übertroffen, „Barilla" — Nudeln von Buitoni (inzwischen von Nestlé aufgekauft) gehören zu den besten der italienischen Pastas, und wer sich mit Schwarz-Weiß-Photographie beschäftigt, wird die Qualität der „Ilford" — Produkte schätzen, ohne zu wissen, daß diese bis Ende 1988 dem Chemie-Riesen Ciba-Geigy gehörten. So spielen die Schweizer Multis in unserem Alltag eine mehr oder minder wichtige Rolle und rühmen sich, die Bedürfnisse ihrer KonsumentInnen zu befriedigen. Gemessen an ihrer eigenen Reklame in der Dritten Welt — und die findet sich in den ärmsten Slumvierteln — erheben sie sogar den Anspruch, für die gesamte Menschheit zu produzieren. Welche Menschheit?

„Der Begriff 'Menschheit' ist eine philosophische Fiktion, eine ideologische Lüge (...) Eine einheitliche, wesensverwandte Menschheit gibt es nicht, weil die meisten Menschen auf diesem Planeten gar nicht wie Menschen leben können." Jean Zieglers Vorwort in der „Besichtigung der Hinterhöfe" ist eine radikale Kritik am herrschenden Weltwirtschaftssystem und der „hämisch-primitiven Legitimations-Ideologie der helvetischen Mogule", die Lizenzen für Kriegsgeräte mit der Rechtfertigung exportieren, daß sich der „menschliche Erfindungsgeist" nicht an der Grenze kontrollieren lasse. Der Schwerpunkt der zehn Reportagen über die Aktivitäten der Schweizer Multis in Afrika, Asien und Lateinamerika liegt jedoch woanders. Im Vordergrund steht nicht die globale Analyse, sondern eine Beschreibung der unternehmensspezifischen Geschäftspraktiken samt der dahintersteckenden Ideologie und der konkreten Produktionsbedingungen in den Hinterhöfen. Die Form der Reportage macht das Buch lesbar und lesenswert; „kein akademisches Buch" schreibt das Kollektiv der „Wochenzeitung", in deren Auftrag die Reportagen-Serie zustandegekommen ist, sondern ein subjektives. Neben dem „subjektiven Zugang der einzelnen ReporterInnen zu ihrem Thema" kommen immer wieder andere Subjekte zu Wort: ArbeiterInnen ebenso wie die für die Imagepflege der Multis unerläßlichen PR-Angestellten. Das stark vereinfachende Bild vom ausbeutenden Multi weicht einer differenzierteren Auseinandersetzung, die nicht auf eine ökonomische Sichtweise beschränkt ist, sondern auf die sozio-kulturellen Umstände, unter denen produziert wird, eingeht. Das ist auch deswegen von Bedeutung, weil in Teilen der Solidaritätsbewegung eine erstaunliche Ignoranz gegenüber der Verschiedenartigkeit der Traditionen und Alltagskultur innerhalb der Länder der Dritten Welt — auch dieser Begriff suggeriert Gleichartigkeit — herrscht. An einer Fülle von Einzelbeispielen — jede Reportage ist gut fundiert — macht die „Besichtigung" plastisch, mit welchen Strategien die Schweizer Riesenkonzerne ihre Umsätze erzielen: Nicht alle arbeiten mit einer solch aggressiven Werbestrategie wie Nestlé, seines Zeichens größtes schweizerisches Unternehmen und weltweit bedeutendster Nahrungs- und Genußmittelproduzent. In seinem Bericht über das bald 80 Jahre alte Engagement von Nestlé auf den Philippinen weist Urs Zwicky auch auf die traditionelle Gewerkschaftsfeindlichkeit des Konzernes hin. Im Gegensatz dazu: Die Rolle der Gewerkschaft bei der China Schindler Elevator Company (CSE), einem Joint Venture der Schindler Holding AG, dem zweitgrößten Aufzugsmulti der Welt, mit dem chinesischen Staat. Die Gewerkschaft, so Urs Morf, „ist eher eine Art Kommunikationsmedium zwischen Betriebsleitung und Belegschaft". Auch ansonsten sei das Betriebsklima gut: „... ich nehme den Leuten durchaus ab, daß sie mit ihrer Arbeit sehr wohl zufrieden sind". Verständlich, wenn die Arbeitsbedingungen und der medizinische Service besser sind, als in anderen chinesischen Betrieben. Morfs persönliches Fazit: „Ein Hinterhof der Schweizer Wirtschaft ist CSE nicht, wenn schon, dann ein sehr präsentabel aufgeräumter". Die Schweizer seien anpassungsfähiger im Umgang mit chinesischen Geschäfts- und Arbeitsmentalitäten als andere Multis im China-Business. Ob die Abhängigkeiten, die sich dennoch entwickeln, bereits geschickter „Ethno-Neokolonialismus" sind, darüber sollen sich die TheoretikerInnen streiten. Eines stellt er jedoch deutlich heraus: die Fortschrittsbegeisterung vieler ChinesInnen, die sich auch in dem Stolz manifestiert, bei einem der technologisch meist gut ausgerüsteten Multis zu arbeiten. Daß besonders die jungen den technischen Fortschritt vergöttern ist eine Seite, eine andere beschreibt der Chefingenieur Li, als er von seinen Erfahrungen in Europa erzählt: „Mir wurde klar, daß die große Masse der Europäer auf uns Chinesen herabsieht, uns irgendwie als minderwertig betrachtet." Auch Al Imfeld beschreibt in seiner Reportage über Nestlé in Westafrika, wie sehr eine Orientierung am europäischen Fortschritt in der Bevölkerung verankert sein kann. Der Maggiwürfel ist dort zu einem eigenständigen Lebensmittel aufgestiegen. Er symbolisiert den Fortschritt. "Die Entwicklung in die moderne und monetarisierte Welt beginnt mit 'cubes', mit Würfeln der Versuchung." Sulzer in Argentinien, Ciba-Geigy in Mexiko, Sandoz in Indien, ... eine jede Reportage ist es wert, zweimal gelesen zu werden. Fotos und die wichtigsten Basisdaten zu den Konzernen und Ländern tragen zur Veranschaulichung bei. Einen Ausnahmefall stellt das Engagement von Schmidheiny, einer alten protestantischen Unternehmerfamilie, die spontan an Max Webers „protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus" erinnert, in Zentralamerika dar. Die von den Initiatoren angestrebte "Entwicklungszusammenarbeit" dient weniger dem Erwirtschaften von Profiten als dem Export einer Ideologie: Privatinitiative durch Kleinunternehmen. Diese zu fördern und wohldosiert mit Krediten zu versehen hat sich die schweizerische FUNDES (Stiftung für wirtschaftliche und soziale Entwicklung) zum Ziel gesetzt und setzt dabei auf den, sich in den letzten Jahren in Lateinamerika ständig ausbreitenden „informellen" Sektor, in dem nach Schätzungen z.B. in Lima bereits über 50% der Arbeitskräfte beschäftigt sind, meist ohne jegliche Absicherung. Fraglich ist jedoch, ob Res Strehle in seiner Kritik an der Kleinunternehmensförderung nicht über's Ziel hinausschießt: Im Unterschied zu den großen Konzernen produzieren die Mikrounternehmen wesentlich arbeitskräfteintensiver, meist für den Binnenmarkt und ermöglichen eine begrenzte Selbständigkeit. „Es ist ein unerhört wichtiges, kluges Buch" schreibt Jean Ziegler im Vorwort — es ist ihm zuzustimmen — „die Autoren und Autorinnen der Reportagen verfügen über analytischen Verstand, Mut und Können in der empirischen Bestandsaufnahme." Auch wenn sie das nicht, wie Ziegler meint, zu Revolutionären macht.

Matthias Bertsch

Besichtigung der Hinterhöfe: Reportagen über die Geschäfte der Schweizer Multis in Afrika, Asien und Lateinamerika, von Gaby Weber .... Rotpunktverlag, Zürich 1989, 234 Seiten.

Frauenhandel und Prostitutionstourismus

Sextourismus und der Handel mit Frauen nehmen nicht nur in gravierender Weise zu, sondern suchen sich auch immer neue Ziele in den Ländern der sogenannten Dritten Welt.
Das obskure Geschäft mit der "Ware" Frau floriert wie nie zuvor. Trotzdem sahen die Gesetzgeber bislang keine Notwendigkeit, dieser menschenverachtenden Praxis einen Riegel vorzuschieben.
Daß nun eine vom Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit geförderte Studie zum Thema "Frauenhandel und Prostitutionstourismus" vorliegt, läßt hoffen, daß endlich auch von offizieller Seite der Brisanz dieser Problematik mehr Gewicht zugesprochen wird.
Es ist verwunderlich, daß das Bundesministerium eine so kompetente und kritische Organisation wie agisra - Aktionsgemeinschaft gegen internationale und rassistische Ausbeutung - mit der Studie betraut hat. Agisra beschäftigt sich seit Jahren mit Sextourismus und Frauenhandel, arbeitet mit den betroffenen Frauen zusammen und verfügt über gute Kontakte zu internationalen Frauenorganisationen. In der Vergangenheit hat agisra die Bundesregierung wiederholt wegen ihres Nicht-Handelns öffentlich angegriffen. Sieben Monate haben Mitarbeiterinnen von agisra alle Materialien, die bisher zu dem Thema erarbeitet wurden - neben Büchern und Zeitungsartikeln auch viele Diplomarbeiten - gesichtet. Das Resultat ist eine umfassende Bestandsaufnahme dieser Publikationen zum Thema Frauenhandel, Heiratshandel, Prostitutionstourismus sowie die Analyse dieser Probleme am Beispiel von sieben Länderstudien (Philippinen, Thailand, Südkorea, Kenia, Ghana, Dominikanische Republik und Brasilien). Auch bislang wenig beachtete Themen wie die Situation der illegalen Hausmädchen in der BRD, der (nicht zwangsläufige) Zusammenhang von Massentourismus und Prostitutionstourismus und Kinderprostitution werden aufgegriffen.
Ein Schwerpunkt der Studie ist es, "die Vermarktungsstrategien des Frauenhandels bis hin zur Prostitution im internationalen Geflecht aufzuzeigen" (S. 11). Dabei warnt agisra ausdrücklich vor einer Sichtweise, in der die Frau nur als letzte Ressource der Dritten Welt betrachtet und auf den Waren- und Objektcharakter reduziert wird. Damit werde den Frauen jede Subjektivität abge-

Kurz geblättert

Peru-Menschenrechtskoordination (Hrsg.): Wenn wir nicht reden, dann schreien die Steine. Dokumentation des Symposiums zur Lage der Menschenrechte in Peru am 16.3.89. Dokumentiert werden die Schilderungen Zenaida Fernandez, die als Betroffene über eine Fülle von Menschenrechtsverletzungen berichtet; weiterhin die Berichte des früheren Oberstaatsanwaltes Dr. Escobar, der sich an die letzten Restbestände von Rechtsstaatlichkeit klammert sowie die Ausführungen Prof. Dr. Favres, der eine theoretische Einordnung der gewaltträchtigen peruanischen Entwicklung liefert. Schließlich wird die Diskussion bundesdeutscher Menschenrechtsgruppen und Politiker wiedergegeben, die ihre Hoffnungen hinsichtlich einer Einflußnahme auf die Entwicklung in Peru artikulieren. 128 Seiten DIN A5, DM 4,-, Bezug: Peru-Gruppe-Bielefeld, Dritte Welt Haus, August-Bebel-Str. 62, 4800 Bielefeld 1.

BUKO Pharma Kampagne, medico international (Hrsg.): Pillen heilen keine Armut. Eine Broschüre, die alle grundlegenden Fragen der Gesundheitssituation und Arzneimittelversorgung in der Dritten Welt aufgreift und Lösungsansätze darstellt. Zusätzlich wird ein Kapitel dem Widerstand gegen die Macht der Pharmaindustrie hier und in der Dritten Welt gewidmet. 80 Seiten DIN A4, DM 8,-. Bezug: BUKO Pharma Kampagne, Dritte Welt Haus, August-Bebel-Str. 62, 4800 Bielefeld 1.

Bildungswerk für Demokratie und Umweltschutz, iz3w Freiburg (Hrsg.): Tourismus, Prostitution, Aids. Dokumentation der gleichnamigen Veranstaltung auf der ITB in Berlin am 6.3.90. Dokumentiert werden der Vortrag zum Thema Sextourismus und Aids sowie die Ergebnisse einer Studie zum Thema Kinderprostitution und Sextourismus. Ein weiterer Vortrag schildert das Leben ausländischer Frauen in der Schweiz an einem Beispiel. Darüber hinaus enthält die Broschüre zahlreiche Rezensionen zum Thema und eine Adressenliste von Organisationen, die sich mit diesem Thema beschäftigen. 42 Seiten DIN A5, Unkostenbeitrag DM 3,50, Bezug: iz3w Freiburg, Kronenstr. 16a, 7800 Freiburg.

Video

Todo sera mejor - wird alles besser? Ein Video über die Situation zum Abschluß des nicaraguanischen Wahlkampfes mit ersten Meinungen zur überraschenden Niederlage der FSLN. Anhand von Interviews mit Politikern und mit der Bevölkerung sowie authentischen Aufnahmen aus den Monaten Februar und März werden die vorherrschenden Meinungen dokumentiert. 72 min/S-VHS oder VHS, Leihgebühr 50,- DM, Kaufpreis 300,- DM, Bezug: Nicaragua-Gruppe Kiel, Schweffelstr. 6, 2300 Kiel 1.



sprochen. Die Kritik, die sich aus diesem Blickwinkel ergebe, behalte die patriarchale Perspektive bei, die auf dem Grundsatz aufbaue, daß die exotischen Frauen abhängige und gefügige Objekte seien.
In der Existenz des Frauenhandels manifestieren sich imperialistische, patriarchale und rassistische Strukturen. Ohne die Nachfrage der Männer nach frei verfügbaren Frauenkörpern gäbe es weder Frauenhandel noch Sextourismus. "Über den Kauf der Frau realisiert sich die Macht des Mannes in einer patriarchalischen und einer imperialistischen Dimension als Mann und als "Weißer".
"Der 'weiße Mann' als Käufer verstärkt damit seine patriarchalische Vormachtstellung über seine politische und soziale Zugehörigkeit zu einem Industriestaat" (S. 18).
Die einzelnen Kapitel der Studie sind klar gegliedert und können unabhängig voneinander zur Information über Einzelaspekte herangezogen werden. Sie beginnen mit einer Beurteilung der Literaturlage des jeweiligen Themas. Dabei wird vor allem auf Mängel und Defizite der vorliegenden Materialien hingewiesen und Anregungen für die weitere Forschung gegeben. Neben historischen Aspekten werden die zur Verfügung stehenden Statistiken aufgenommen und so das Ausmaß von Prostitutionstourismus, Heiratsmigration, illegaler Hausmädchenarbeit, Kinderprostitution etc. vor Augen geführt.
Eine umfangreiche Adressenliste gibt Hinweise auf nationale und internationale Hilfsorganisationen, Initiativen, (Frauen-) Gruppen und Beratungsstellen, die sich mit Prostitutionstourismus und Frauenhandel beschäftigen.
Für alle, die in der Praxis mit dem Thema zu tun haben, bietet die nach juristischen Sachgebieten wie Ausländerrecht, Familienrecht, Strafrecht etc. gegliederte Rechtsexpertise eine gute Hilfestellung bei der Beratungsarbeit und der Entwicklung von Gegenstrategien.
Diese gut recherchierte und längst fällige Studie wird für alle, die sich mit dem Thema beschäftigen, eine unverzichtbare Arbeitsgrundlage bilden und viele Anregungen geben, in welche Richtung noch verstärkt geforscht werden sollte. Aber auch denjenigen, die einen Zugang zum Thema Frauenhandel und Prostitutionstourismus finden wollen, ist sie wärmstens zu empfehlen.

ik

agisra (Hrsg.): Frauenhandel und Prostitutionstourismus. Eine Bestandsaufnahme. Trickster Verlag 1990, 381 Seiten, 35,- DM

Selbst die Götter haben sie uns geraubt

Adivasi das sind die „ersten Bewohner" des indischen Subkontinents — so die deutsche Übersetzung des Hindi-Wortes. Mit ca. 60 Mio. Menschen stellen sie gut 7% der Bevölkerung des indischen Subkontinents. Diese indischen „aboriginals" sind jedoch keine homogene Gruppe, sondern gliedern sich in rund 20 Stämme mit einer Größe von nur einigen Hundert bis zu etlichen Millionen Menschen. Adivasi sind wegen ihrer ethnischen und religiösen Zugehörigkeit Teil der untersten Schicht des indischen Kastensystems, der Unberührbaren.

Der Ethnologe und Journalist Rainer Hörig beschreibt in dem vorliegenden Buch wie diese Menschen — immerhin soviel wie die Bevölkerung der ex-BRD — von indischen Behördenvertretern, Polizisten und Geschäftsleuten schikaniert und in ihren elementarsten Lebens- und Menschenrechten beschnitten werden. Er versteht sein Buch als einen Appell an die Menschen in der ersten Welt, ihren Lebensstil zu überdenken (S.3). Deshalb ist dieses Buch auch keine systematische politische Analyse, sondern eine mit viel Engagement geschriebene Reportage, in die immer wieder Dokumente, Selbstzeugnisse von Betroffenen und Stellungnahmen von Menschenrechtsaktivisten eingefügt sind. So entsteht ein vielschichtiges Bild von der Geschichte und der heutigen Situation der Adivasi, die in einigen ihrer Gruppen von der völligen Vernichtung bedroht sind.

Das Inhaltsverzeichnis, dem allerdings die Seitenzahlen fehlen, zeigt den schlüssigen Aufbau dieses Buches: Einführung — geschichtliche Entwicklung — ethnologische Beschreibung — sozio-ökonomische Situation mit ihren verschiedenen Aspekten (Entwicklungshilfe, ökol. Zerstörungen, Stammespolitik der Zentralregierung etc.). An drei ausgewählten Fallbeispielen macht Hörig deutlich, wie sich die Politik der Behörden konkret auf die Adivasi auswirkt, und welche Kräfte diese Menschen immer wieder mobilisieren, um sich gegen Ungerechtigkeiten und die Zerstörung ihres Lebensraumes zur Wehr zu setzen.

Das Buch wird durch einen Beitrag des Indien-Referenten des schweizerischen Hilfswerkes Götz Berweger abgerundet, der aus seiner Arbeit mit und für Adivasi einige Folgerungen für das weitere Vorgehen zieht. Als Ziel der Entwicklungszusammenarbeit bezeichnet er, „nicht nur ihre [der Adivasi] wirtschaftliche Überlebenskraft zu stärken, sondern vor allem auch ihre kulturelle Einzigartigkeit zu schützen und zu fördern."(S.102)
Ob dieses Buch „einen Beitrag zu einer gerechteren und menschlicheren Entwicklung" Indiens wird leisten können, muß man abwarten. Auf jeden Fall ist es der wichtige erste Schritt aller Menschenrechtsarbeit, nämlich Öffentlichkeit herzustellen und Informationen zu verbreiten. Insofern bietet das Buch einen guten Einstieg in die Beschäftigung mit der Minderheitenpolitik in Indien am Beispiel der Adivasi, wobei der Autor auch nicht versäumt auf die weltweiten Zusammenhänge von regional begrenzten Unterdrükkungsmaßnahmen hinzuweisen. **ksb**

Rainer Hörig: Selbst die Götter haben sie uns geraubt. Indiens Adivasi kämpfen ums überleben, Göttingen: Gesellschaft für bedrohte Völker 1990 (= pogrom-Reihe bedrohte Völker 1020)

KRISIS 8/9
Die Zeitschrift gegen Rentabilität und Realismus

DEUTSCHLAND EINIG IRRTUM: Die Wiedervereinigungsfalle und der Schein der Nation – von der östlichen Pseudorevolution zur westlichen Finanzkrise.

DIE QUADRATUR DES KREISES: Funktionsmechanismus und Zusammenbruch der sowjetischen Planökonomie – erst die „bewußte Anwendung der Bewußtlosigkeit", dann durch Reformen direkt ins Koma.

DAS GORBISYNDROM: Ein Generalsekretär als Exportschlager für westliche Sinndefizite – der sowjetische Krisenverwalter als ideeller Gesamtdemokrat.

ASCHERMITTWOCH DES MARXISMUS: Der linke Normalo und die Kritik der politischen Ökonomie: ein theoretisches Katerfrühstück.

DIE WISSENSCHAFTSFABRIK ENTLÄSST IHRE KINDER: Sekundäre Naivität zwischen Markt und Geist: Parkstudent und Humankapital.

Doppelnummer, 210 Seiten · 14.– DM

Michael Böhmsen, Klaus Braunwarth u. a.:
DIE RADIKALE LINKE – EIN SCHLESIERTREFFEN
Beiträge zur Kritik des hilflosen Antikapitalismus.
Berufsantifaschisten mit lila Schwänzchen, Hammer und Sichel gegen Mikroelektronik, nostalgischer Bonsai-Marxismus, moralische Zusammenrottung Ecke Hafen- Lindenstraße, negative ‚DM-Illusionen und Geisterbahn-Internationalismus: Das kann doch nicht alles gewesen sein.

110 Seiten · 10.– DM

Bestellungen an:
Verlag Marxistische Kritik
Postfach 2111 · 8520 Erlangen

Kuba-Ini im Gesundheitsladen Berlin

„Jahrzehntelang gründeten sich unsere Pläne, unsere Jahrespläne und Fünfjahrespläne auf die Existenz eines sozialistischen Lagers, auf die Existenz zahlreicher sozialistischer Länder in Osteuropa neben der Sowjetunion, mit denen uns Übereinkünfte, Verträge und enge Beziehungen verbanden. Wir konnten mit sicheren Märkten für unsere Produkte rechnen, mit Lieferungen wichtiger Maschinen und verschiedenster Handelsgüter. Wir haben unsere Anstrengungen daraufhin ausgerichtet, wir haben uns bemüht, unsere Wirtschaft zu integrieren und zu ergänzen. Und nun existiert dieses sozialistische Lager politisch nicht mehr.
(Fidel Castro auf dem 16. Kongreß des kubanischen Gewerkschaftsverbandes 1990).

Nach dem ökonomischen und politischen Zusammenbruch der sozialistischen Länder in Europa häufen sich hierzulande Berichte die die zunehmenden ökonomischen und Versorgungsschwierigkeiten Kubas beschreiben. Mehr oder weniger hämisch und gierig lauert die bürgerliche Presse darauf, daß der Sozialismus endlich auch in dem Karibikstaat zusammenbricht. In der Tat sind die wirtschaftlichen Engpässe Kubas größer geworden, besonders und in zunehmendem Maße bei der Versorgung mit Waren, die bis in die jüngste Vergangenheit durch den Handel mit den RGW-Ländern gewährleistet wurde. Nach wie vor funktioniert das durch die USA verhängte Wirtschaftsembargo nahezu lückenlos. Es wird von allen kapitalistischen Ländern mit Ausnahme Kanadas und Mexikos unterstützt. Immer mehr Staaten benötigen Kredite des Internationalen Währungsfonds (IWF) und der Weltbank, in deren Institutionen die USA klar dominieren: Wer mit Kuba Handel treibt, muß selbst damit rechnen, keine Kredite zu bekommen und direkt oder indirekt auch boykottiert zu werden.
Da nun in Zukunft die Sowjetunion selbst die Unterstützung der Weltbank benötigt, wird auch deren Handel mit Kuba unter das Wirtschaftsembargo fallen!?
Trotz dieser Schwierigkeiten hat Kuba aber bisher weder ökonomisch noch politisch die Flagge gestrichen. Im Gegenteil: aus der Losung „Vaterland oder Tod" wurde die sehr ernst gemeinte Losung „Sozialismus oder Tod", die durchaus von der Mehrheit des kubanischen Volkes getragen wird.

In den 30 Jahren seiner sozialistischen Entwicklung hat Kuba - bisher mit der Unterstützung der Länder Osteuropas - ein ausgezeichnetes Gesundheits- und Bildungssystem entwickelt. Über Kliniken und Polikliniken erreicht die medizinische Versorgung das gesamte Volk. Darüberhinaus gehört es für Kuba zur internationalen Solidarität, jeden Kranken aus der Dritten Welt, der das Land erreicht, kostenlos medizinisch zu behandeln, zu verpflegen und unterzubringen. Für Opfer aus Befreiungskämpfen (z.B. El Salvador) gibt es Camps, in denen invalide Kämpfer sich versorgen und leben können.
Bei einer weiteren Verschlechterung der ökonomische Situation Kubas werden sich auf dem medizinischen Sektor folgende Mißstände zuspitzen:
- es gibt genügend Kliniken, Polikliniken und Erste-Hilfe-Stationen, jedoch ohne ausreichend apparative Einrichtungen wie Steris, OP-Lampen, Krankentragen usw.
- es gibt genügend Schwestern, Pfleger und Ärzte, aber ohne ausreichende Hilfsausstattung wie Blutdruckapparate, Stethoskope, Skalpelle, Nadelhalter, Nahtmaterial usw.
- es gibt Kranke mit Krankheiten, die zwar diagnostiziert, aber nur unzureichend behandelt werden können, weil Medikamente knapp werden. Als erste Reaktion hierauf versuchte Kuba z.Zt. die systematische Entwicklung von Naturheilmitteln. Dies ersetzt keine Medikamente wie Penicillin, Insulin, Asthmamittel, Herz- und Blutdruckmittel, Antiepileptika usw.
Zusammenfassend kann man also sagen: das medizinische System Kubas ist noch intakt, aber es fehlt zunehmend an Medikamenten und medizinischen Gebrauchs- und Verbrauchsmaterialien, welche bei uns im Überfluß vorhanden sind.
Da es Kuba nicht an qualifiziertem Gesundheitspersonal mangelt, genügt es, wenn die internationale Solidaritätsbewegung diese fehlenden Dinge organisiert und liefert. Dies ist im Gegensatz zu den bisherigen Solidaritätsaktionen für die Entwicklungsländer der Dritten Welt (z.B. Nicaragua, El Salvador), bei denen auch der persönliche Einsatz von Arbeitern organisiert werden mußte, relativ einfach. Die Kuba-Initiative des Gesundheitsladens Berlin arbeitet zusammen mit dem Verein „Pro Cuba - Komitee zur Unterstützung Kubas", der die materielle Beschaffung von medizinischen und technischen Hilfsgütern für Kuba organisiert und an die entsprechenden kubanischen Stellen weiterleitet. Wir fordern alle Sozialisten, Internationalisten und Freunde Kubas auf:
Sammelt Geldspenden!
Sammelt Medikamente und medizinische Hilfsgüter!
Gründet viele Kuba-Inis!

Kontakt über: Kuba-Ini Gesundheitsladen Westberlin, 1000 Berlin 61, Gneisenaustr. 2, Tel.: 030/6932090 - Stichwort „Kuba-Ini", Kto.-Nr.: 426206-100, Postgiroamt Berlin, BLZ 100 100 00
Pro Cuba - Komitee zur Unterstützung Kubas", c/o Harro Druschky, 1000 Berlin 44, Karl-Marx-Str. 82, Tel.: 030/6233423

CONTRASTE

Mit HighTech die Gesellschaft im Griff... Schwerpunktthema über ISDN. Kartentelefone, den Sozialversicherungsausweis und was das so mit sich bringt... Interview mit ISDN Kritiker Herbert Kubicek... ISDN in Alternativen Betrieben...Volkszählung in Österreich... »Hauptsache Kultur« Ratschlag zu Stand und Perspektive von Stadtteilkultur Die Chance von Sankt Pauli... Radio-Initiativ-Treffen Wachse Messer über dem Direktionspult? Schweiz: Alternative Bankenöffnung Stadterneuerung in der ehemaligen DDR – Chancen für Genossenschaften? Briefe aus dem Knast... z.b. Sozialtherapie in Bayern... u.v.m.

EIRENE

ist ein personalentsendender ökumenischer Friedens- und Entwicklungsdienst.
Für die EIRENE-Büros in Agadez (Niger), N'Djamena (Tschad) und Managua (Nicaragua) suchen wie je eine/n

KOORDINATOR/IN

mit Ideenreichtum, Entwicklungsländererfahrung sowie guten Verwaltungs- und Sprachkenntnissen. Für die Internationale Geschäftsstelle in Neuwied suchen wir eine/n

PERSONALREFERENT/IN

mit guten frz. Sprachkenntnissen für die Auswahl der Friedensdienstleistenden und Entwicklungshelfer/innen sowie eine

MITARBEITER/IN im Finanzbereich

mit entsprechender Vorbildung. Informationsnachfragen und Bewerbungen bitte an: EIRENE, z.Hdn. Dr. Josef Freise, Engerser Str. 74b, 5450 Neuwied 1, Tel.: 02631/22011,

Stellengesuch:

Promovierte Religionsanthropologin, mit langjähriger Erfahrung in verschiedenen Ländern Süd- und Mittelamerikas (Forschung, angewandte Anthropologie, zweisprachige Erziehung, Projektbegleitung), guten Sprachkenntnissen (englisch, spanisch, italienisch, Grundkenntnisse in Französisch und Quichua), Erfahrungen in der Bundesrepublik im Bereich der Erwachsenenbildung und Solidaritätsarbeit, sucht eine passende Arbeitsstelle in der Bundesrepublik bei Institutionen der Entwicklungshilfe, Organisationen im Rahmen der Solidaritätsarbeit oder in Forschungs- und Dokumentationszentren zu Fragen der Dritten Welt. Angebote bitte an: Dr. Sabine Speiser, O.Diaz de la Madrid 856 y Valderrama, Casilla 460 A suc. 3, Quito-Ecuador, Tel.: 235752, Fax: 504620 (in den Morgenstunden abzusenden)

Das Alles und noch viel mehr...
in CONTRASTE, für 6 Mark frei Haus!
JA ich will die neue CONTRASTE

Meine Anschrift: ____________

6 DM Briefmarken/Scheck habe ich beigelegt.

Coupon bitte ausschneiden und einsenden an:

CONTRASTE, Gaisbergstr. 97, Postfach 104520, 6900 Heidelberg 1 11/90

Kaffeekampagne El Salvador

Seit Oktober läuft in der Bundesrepublik eine Kampagne zum Boykott von Kaffee aus El Salvador. Mitte September hatte die „Koordination Kaffeekampagne El Salvador" die vier wichtigsten Kaffeekonzerne der Bundesrepublik dazu aufgefordert, auf die Verarbeitung und den Handel mit Kaffee aus El Salvador zu verzichten. Die Konzerne lehnten den Boykott ab. Der Kaffee von Jakobs, Eduscho, Tchibo und Aldi wird zu 4-5 Prozent aus El Salvador eingeführt.
Die bereits seit einigen Monaten in den USA laufende Kampagne wurde nun auf die Bundesrepublik ausgeweitet, die etwa 30 Prozent der salvadorianischen Kaffeeausfuhr importiert. Somit soll der Druck auf die salvadorianische Kaffeeoligarchie und ihre rechtsextreme ARENA-Partei weiter erhöht werden. Ziel der Kampagne ist es, die regierende ARENA-Partei dazu zu bewegen, sich wieder ernsthaft an den durch die UNO vermittelten Friedensverhandlungen mit der FMLN zu beteiligen. Vor allem bei der Kernfrage, der Reform der Streitkräfte, sperrt sich die Regierung nach wie vor gegen jedes Zugeständnis und blockiert somit das Fortschreiten der Verhandlungen.
Weiteres Informationsmaterial über die aktuelle Situation in El Salvador und über den Verlauf der Kampagne sowie Kampagnenmaterial, bestehend aus Plakaten, Flugblättern, Aufklebern, Postkarten mit Verzichtserklärungen an die marktführenden Kaffeekonzerne und einem Aktionsleitfaden können gegen Versandkosten bezogen werden bei:

Koordination Kaffeekampagne
El Salvador
c/o Dritte Welt Haus Frankfurt e.V.
Friesengasse 13
6000 Frankfurt/Main 90

Golfkrise — Mehrfrontenkrieg gegen Kurden?

Die Gefahr eines den gesamten Nahen Osten umfassenden Krieges nimmt zu. Der Einsatz neuer Truppen aus den USA und anderen westlichen Landern soll einen Angriff auf den vor allem mit chemischen Waffen hochgerüsteten Irak absichern. Die Armeen von Ländern wie Ägypten, Saudi-Arabien und der Türkei stehen ebenfalls bereit. Die Folgen eines Golfkrieges sind sowohl für die Region als auch für die restliche Welt zwar schwer einzuschätzen, jedoch nach menschlichem Ermessen erschreckend genug.
Das größte Opfer müssen die Völker in der Region aufbringen, die bisher unter den Regimes ihrer Länder gelitten haben. Diese Tatsache gilt vor allem für das kurdische Volk, das von mehreren Seiten angegriffen und unterdrückt wird: Saddam Hussein führte einen Krieg unter Einsatz chemischer Waffen gegen Kurden, von der anderen Seite bedrohte die Türkei die kurdische Bevolkerung mit einer regelrechten Vernichtungspolitik. Und Kurdistan wird auch weiterhin im Dreieck dieser Länder ein ständiger Kriegsschauplatz bleiben.
Während die Militäreinheiten Iraks und der NATO auf einen Krieg mit chemischen Waffen vorbereitet werden, bleibt die kurdische Zivilbevölkerung von jeglichem Schutz ausgeschlossen. Angesichts des hier gelagerten Waffenarsenals unvorstellbaren Ausmaßes und der Truppenstärke auf beiden Seiten wird Kurdistan im Falle eines Krieges zum zweiten Kriegsschauplatz neben Kuwait werden. Während die türkischen und NATO-Streitkräfte Irakisch-Kurdistan bombardieren werden, wird Türkisch-Kurdistan, vor allem die Ölraffinerien und die Stützpunkte in Diyarbakir, Van und Hakkari zur Zielscheibe der irakischen Angriffe.
Ein Weltkonflikt, für den ein irakischer Diktator, aber vor allem auch die Politik der westlichen Länder verantwortlich ist, darf nicht auf Kosten der Kurden gelöst werden. Die Waffengeschäfte, die in Milliardenhöhe steigen, zeugen von einer verantwortungslosen und inhumanen Großmachtpolitik der USA und der NATO.
Die türkische Regierung ist bemüht, die Golfkrise für eine endgültige Lösung der kurdischen Frage zu nutzen. Seit dem 6. August sind die Menschenrechte in Türkisch-Kurdistan offiziell außer Kraft gesetzt. Mit der Begründung, die „nationale Sicherheit" sei bedroht, berief sich die türkische Regierung dabei auf den Artikel 15 der Europäischen Menschenrechtskonvention, nach dem in Notstandssituationen die Grundrechte außer Kraft gesetzt werden können. Seitdem nimmt der Terror der Militäreinheiten gegen die kurdische Bevölkerung ständig zu. Jede Woche werden Hunderte von Menschen festgenommen, Oppositionelle auf offener Straße von türkischen Soldaten erschossen. Die türkische Regierung nützt das Embargo gegen den Irak dazu aus, die Menschen in der Region ökonomisch auszuhungern und zur Migration zu zwingen. Den gleichen Zweck erfüllen Terrorakte der Soldaten wie z.B. das Niederbrennen von Häusern, Wäldern und Anbauflächen. Zudem beabsichtigt die Regierung, etwa 100.000 Menschen aus der Grenzregion zwangsweise zu deportieren.
Bei diesem offenen Krieg gegen die Zivilbevölkerung erwartet die Türkei von den europäischen Staaten, die die Kurdenpolitik der Türkei zwar manchmal kritisiert, aber in Form großzügiger Militär- und Wirtschaftshilfe stets mitgetragen haben, volle Rückendeckung — sozusagen als Ausgleich für die türkische Haltung im Golfkonflikt.
Es ist eine dringende Aufgabe der Linken, die Eskalation des antikurdischen Vernichtungskrieges hier öffentlich zu machen und etwas gegen das organisierte Schweigen zu unternehmen. Medico international schlägt dazu folgende Aktionsmöglichkeiten vor:
— Städtepartnerschaften mit Gemeinden in Kurdistan (die Stadt Cizre ist dringend an einer solchen Partnerschaft interessiert)
— Hilfsaktionen für die vom Embargo betroffenen Städte und die in Zeltlagern kampierenden Vertriebenen
— Öffentlichkeitsarbeit.

Informationsmaterial bei:
medico international
Spendenkonto Nr. 1800, Stadtsparkasse Franfurt/Main. oder Obermainanlage 7
Postgiro Köln Kontonr. 6999-508, Stichwort Kurdistan, 6000 Frankfurt 1
Komkar — Föderation der Arbeitsvereine aus Kurdistan in der BRD e.V.
Hansaring 28 — 30, 5000 Köln 1
Bankverbindung:
Postscheckkonto: Postscheckamt Frankfurt/M., Kontonr. 405767-606,
BLZ 50010060



* Das Phänomen "Metropolisierung"
* Urbanisierung und Deurbanisierung in Kambodscha
* Slumbewohner schließen sich zusammen
* Malaysia: Dicke Luft im Klang Valley
* Jakarta: Traum und Alptraum für Millionen
* Großstadtleben im zeitgenössischen philippinischen Film

außerdem
- Kommentar: Frieden für Kambodscha
- Kein Machtwechsel in Birma
ferner Buchbesprechungen, Tagungsberichte, Berichte über Aktivitäten sowie Nachrichten zu Vietnam, Kambodscha, Laos, Thailand, Indonesien, Philippinen.

Schwerpunkt des nächsten Hefts:
Schwellenländer Südostasiens

erhältlich bei:
Südostasien Informationsstelle
Josephinenstraße 71
D-4630 Bochum 1
Tel.: 0234 / 50 27 48

Ein Königreich für ihren Urlaub

Unter diesem Motto startet die Gesellschaft der Freunde des Sahrauischen Volkes erneut eine Kampagne, die darauf zielt, Marokko als Urlaubsland zu boykottieren. Mit Infoständen, Aktionen vor Reisebüros und anderen öffentlichkeitswirksamen Maßnahmen soll auf die immer noch andauernde marokkanische Besatzung der ehemaligen spanischen Kolonie Westsahara aufmerksam gemacht werden.

Seit den 50er Jahren, als in der damaligen spanischen Kolonie Westsahara reiche Phosphatvorkommen und andere Bodenschätze gefunden wurden, erhebt das Königreich Marokko Ansprüche auf dieses Gebiet. Es begründet diese Ansprüche mit angeblichen vorkolonialen historischen Rechten sowie mit angeblichen religiösen Bindungen der Westsahara-Bevölkerung an die Herrscher Marokkos in ihrer Eigenschaft als Führer der islamischen Gläubigen. Demgegenüber stellte der Internationale Gerichtshof in Den Haag jedoch am 16.10.1975 fest, daß Marokko aus diesen vorkolonialen Beziehungen keinen Souveränitätsanspruch auf das Gebiet der Westsahara ableiten kann.

Die 1973 gegründete, gegen die spanische Kolonialmacht kämpfende sahrauische Befreiungsbewegung Frente POLISARIO strebte von Anfang an einen unabhängigen Sahraui-Staat an. Eine Sonderkommission der UN, die im Mai 1975 die Region besuchte, bestätigte, daß die »Mehrheit der Bevölkerung in der spanischen Sahara offenkundig für die Unabhängigkeit ist«. Dennoch erreichte Marokko mit diplomatischer Unterstützung durch Frankreich und die USA, daß Spanien die Verwaltung über die Westsahara auf Mauretanien und Marokko übertrug.

Nach dem Rückzug Spaniens besetzten 1975/76 mauretanische und marokkanische Truppen die Westsahara und gingen mit brutaler Gewalt gegen die sahrauische Bevölkerung vor. Die Mehrzahl der Sahrauis floh nach Algerien. Selbst auf der Flucht wurden sie noch von marokkanischen Flugzeugen mit Napalm und Splitterbomben angegriffen.

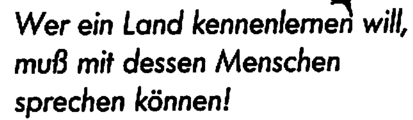
Unter den Zurückgebliebenen wurden sofort Massenverhaftungen vorgenommen. Betroffen konnten alle sein, die der Sympathie für die Frente POLISARIO verdächtigt wurden. Nach dem Prinzip der Sippenhaft wurden auch kleine Kinder und alte Leute verhaftet. In einer Liste, die 1989 von der »Vereinigung der Familienangehörigen der verhafteten und verschwundenen Sahrauis« vorgelegt wurde, sind Ort und Datum von ca. 800 Sahrauis dokumentiert, die seit 1975 festgenommen wurden und die seitdem ohne Anklage und ohne Gerichtsverfahren in marokkanischen Gefängnissen »verschwunden« sind. Nach den Berichten Freigelassener sind sie schwerster Folter ausgesetzt, unter der viele von ihnen gestorben sind.

Mauretanien hat sich 1979 aus der Westsahara zurückgezogen. Marokko jedoch hält seit 15 Jahren die Westsahara besetzt und führt Krieg gegen die Frente POLISARIO. Dazu ist Marokko trotz der Kosten von täglich mehreren Millionen US-$ nur in der Lage, weil es - vor allem von Frankreich und den USA - mit Waffenlieferungen und Finanzhilfe unterstützt wird. Auch die Bundesrepublik Deutschland unterstützt Marokko mit militärischer Ausrüstungshilfe im Wert von mehreren Millionen DM jährlich. Diese internationale Unterstützung muß gestoppt werden, um Marokko zur Beendigung des Krieges zu zwingen.

Der Tourismus stellt mit jährlich 2 Millionen Reisenden eine der wichtigsten Devisenquellen für Marokko dar und trägt damit auch zur Finanzierung des Krieges bei. Die Boykottkampagne gegen den Marokko-Tourismus zielt neben der Reduzierung dieser Devisenquellen darauf ab, in der öffentlichen Auseinandersetzung dem Bild Marokkos als einem exotischen Reiseland die Wirklichkeit von Folter und Krieg gegenüberzustellen und die internationale Verantwortung für den Westsahara-Krieg verstärkt ins allgemeine Bewußtsein zu rücken.

Deshalb: Kein Geld für den Krieg des Königs. Beteiligt Euch an den Boykottaktionen!

Weitere Informationen:
Gesellschaft der Freunde des Sahrauischen Volkes (GFSV)
Schaufelderstr. 30
3000 Hannover 1
Telefon 05 11/7 00 07 07



Wer ein Land kennenlernen will, muß mit dessen Menschen sprechen können!

TRAMONTANA
Método Progresivo

Das fortschrittliche Spanisch-Sprachlehrbuch für alle, die
- nichts von trockenen Schulbüchern halten
- Wert auf ein progressives, didaktisch bewährtes Lehrbuch legen
- Spanisch anhand der sozio-kulturellen Realität der Spanisch sprechenden Länder lernen wollen

256 Seiten, DM 29,80
aktualisierte Neufassung

WORTSCHATZ
zum Lehrbuch
mit ca. 4000 Begriffen, ca. 120 Seiten, ca. DM 10,-

Im Buchhandel oder beim Schmetterling Verlag, Holzhauser Str. 31, 7000 Stuttgart 80

United Colours of Germany

Mich stört nicht die Berufung auf Herrn Geißler, mich stört, daß die real existierende Demokratie, und da vor allem die deutsche Version, zur allgemeinen Norm erhoben wird. Dagegen wehre ich mich schon für meine Person, erst recht aber dagegen, daß sie unseren »Gästen« zugemutet wird. Hinzu kommt, daß Verfassungen viel zu schwammig sind, als daß auf sie Verlaß wäre. Es kommt aufs Kleingedruckte an, also auf die Ausführungsgesetze, die das meiste von dem zurücknehmen oder einschränken, was vorher versprochen wurde. Wenn von Verfassung die Rede ist, muß auch gleich an Verfassungsschutz und Kriminalisierung gedacht werden. Für die Autoren scheint Amerika das Musterbeispiel einer multikulturellen Gesellschaft abzugeben, weil die verschiedenen ethnischen Gruppen in sich zusammenhalten und doch Wert darauf legen, Amerikaner zu sein: der berühmte Schmelztiegel. Doch verschmelzen heißt, die Identität aufgeben. Das Wesen einer Kultur liegt in den eigenen Wertvorstellungen; auf sie gehen alle kulturellen Leistungen zurück. Das bloße Festhalten an Ritualen macht aus »Kultur« eine folkloristische Fassade. Soweit Gruppen auf ihrer Eigenständigkeit bestehen, die Indianer wie die Black Panther, müssen sie sich abgrenzen und werden ihrerseits von der Gesellschaft ausgegrenzt. Die Bedrohung der Identität beginnnt in den Schulen, durch sie soll Integration erzwungen werden. Integration sagen sie und meinen kulturelle Anpassung. Fremde Kulturen können sich nicht einfach verbrüdern: natürlich ist etwa der islamische Fundamentalismus eine Herausforderung; wir müssen uns mit ihm auseinandersetzen, ihn kritisieren, vieles an ihm bekämpfen. Aber doch nicht im Namen der Verfassung - wie kämen ausgerechnet wir dazu, uns bei denen anzubiedern, die uns denunzieren?

Wir sind gewohnt, Kultur mit Volk, Volk mit Nation, Nation mit Staat in Verbindung zu setzen, aber ist das zwingend? So, daß letzten Endes Kultur eine Funktion des Staates wird? Auch Kulturen entwickeln sich weiter; ist nicht eine pluralistische Kultur denkbar, die quer durch diese Zusammenhänge geht; besteht sie nicht schon in Ansätzen? Eine Kultur der Freiheit und Selbstbestimmung, in der mündige Menschen, Einzelne wie Gruppen, nach ihren Vorstellungen leben können, ohne Zwang und Herrschaft. Nur, was würde dann aus dem Staat? Patriotismus wird uns doch nur gepredigt, damit wir noch stolz darauf sind, uns zu unterwerfen.

Stefan Kafka

Dritte Welt 11-12/Nov.-Dez. 1990
Schwerpunkt Sozialistische Orientierung: Sozialistische Orientierung passé? / Abschied Benins vom Sozialismus / Südliches Afrika: Destabilisierung geglückt, Aufstandsbekämpfung gescheitert / Südafrika: Gemischtes Wirtschaftssystem / Südafrikas Nach-Apartheid-Wirtschaft / Joe Slovo - Ein Blick auf uns selber / Persischer Golf: Innenansichten aus dem Irak / Irakische Opposition zur Golfkrise / Kambodscha: Vereinbarungen von New York und Jakarta: Fahrplan zurück? / Nicaragua: Sandinismus in der »Wachstumskrise« / Resolution der FSLN-Versammlung von El Crucero / Gespräch mit Tomás Borge / Chile: Aylwins gefährdeter »Wandel in Ruhe« / Kinder: New Yorker Weltgipfel / Konvention für die Rechte des Kindes / Weltdeklaration zum Schutz der Kinder / Weltwirtschaft: Die Botschaft der Süd-Kommission / Nyereres Aufruf zu mehr Eigenständigkeit / Die GRÜNEN: Ein reformorientierter Umbauansatz / Frauen: Sind Feminismus und Sandinismus unvereinbar? / Kultur: Mosambikanische Kunst im Zeichen der Kriegssituation / Ausländer: Eindrücke vom Kongreß »Migration und Rassismus in Europa«
Einzelpreis: 4,50 DM; Abo: 42,50 DM
Bezug: DRITTE WELT, Liebigstr. 46, 3550 Marburg

Der GEN-ETHISCHE INFORMATIONSDIENST (GID) 59/90
Schwerpunkt: Kampagne gegen die Patentierung von Leben. Außerdem: Epidemie aus dem Gen-Labor?/ Geschlechtswahl in Spanien/Perspektiven der Bildungsarbeit für Gentechnologinnen/ Praktische Ethik im Saarland.

DER GEN–ETHISCHE INFORMATIONSDIENST (GID) 60/90
Schwerpunkt: Kampagne gegen die Patentierung von Leben - Wem gehört die Pflanzenwelt? Außerdem: Die lange Liste der Genlabore in der alten BRD - 1.300 sind registriert / Alzheimersche Krankheit / Genomanalyse / GenTech und Nahrungsmittel / Memorandum des DGB / So verhütet die Bundesregierung / Interview mit dem hessischen Tierschutzbeauftragten.
5,- DM, Jahresabo 60,- DM
Bezug: GID-Redaktion, Winterfeldstr. 3
1000 Berlin 30, Telefon 0 30/2 15 35 28

ila 139, Oktober 1990
Schwerpunktthema: Mexiko

ila 140, November 1990
Schwerpunktthema: Frauenkunst - Frauenkultur in Lateinamerika. Beiträge zur Literatur von Frauen in LA, zu Frauen-Theater- und -Filmproduktionen, zu möglichen Verbindungslinien zwischen Feminismus und Malerei, zu den Schwierigkeiten von Musikerinnen und zum Kunsthandwerk als Ausstellungsprojekt über organisierte Frauen in Mexiko.
Außerdem: Artikel zur Situation in El Salvador, ein Gespräch mit dem brasilianischen PT-Gewerkschafter Aloizio Mercadante, eine kritische Würdigung des zweiten »Emanzipations- und Identitätskongresses« in Frankfurt (29./30.9.) sowie ein Portrait des mexikanischen Nobelpreisträgers Octavio Paz.
Umfang insgesamt: 64 Seiten, und immer noch zum alten Preis.
Einzelpreis DM 4,-, Jahresabo DM 40,- (erm. DM 35,-)

Forum Nr. 148 (Nov. 1990)
Schwerpunkt Multikulturalität, Multikulturalismus, Multikulturelles!... oder was?:
Multikulturalismus - 4 Formen der Ethnisierung der Gesellschaft; Die Grenzen bleiben dicht - Neues Ausländergesetz zum 1.1.1990; Interview: Spannungsverhältnis ausl. Mann/ Deutsche Frau; Die Türen und Fenster des Europäischen Hauses müssen abgedichtet werden - es zieht ... Die Mulitkulturelle Gesellschaft des Heiner Geisler; Der ewige Rassismus gegen Sinti und Roma * EG-Binnenmarkt und Konzerne: Der Siemens Konzern und der EG-Binnenmarkt für Telekommunikation * »Plötzlich sind alle Demokraten«: Interview mit Vertretern der paraguayischen Campesino-Bewegung * Kaffeekampagne: Hintergrundinformationen zu El-Salvador-Kaffee auf dem deutschen Kaffeemarkt * Uraba, Kolumbien: Bananen - und was noch? * Neue Rubrik: Internationale Aktivitäten der Solibewegung * BUKO von innen nach außen: Die Geschäftsstelle *
Einzelheft DM 5,-; Abo DM 36,-
Bezug: FORUM entwicklungspolitischer Aktionsgruppen, Buchtstr. 14/15, 2800 Bremen 1

Südostasien Informationen, Nr. 3/90 (September)
»Leben und Überleben in den Metropolen«
- Das Phänomen »Metropolisierung«
- Fluchtpunkt Stadt? - Kambodscha
- Slumbewohner schließen sich zusammen
- Dicke Luft im Klang Valley
- Jakarta: Traum und Alptraum für Millionen
- Großstadtleben im zeitgenössischen philippinischen Film

außerdem:
- Vietnam: Verfolgung von Regimekritikern;
- Birma nach den Wahlen;
- Frieden für Kambodscha!
- Die Welt im Umbruch - Südostasien im »Aufstieg«? - eine Tagung der SOA-Infostelle vom 2.-4.11.1990

Umfang 64 Seiten, Einzelpreis DM 6,-;
Abo DM 24,- (Institutionen DM 48,-)
Bezug: Südostasien Informationsstelle, Josephinenstr. 71, 4630 Bochum;
Telefon 02 34/50 27 48

EPK 3/90
Frauen auf der Flucht
Überblicksartikel: Weltweite Fluchtbewegungen; Frauenspezifische Fluchtgründe; Neue EG-Asylpolitik; Das neue Ausländergesetz; Ausländerstatus in der Bundesrepublik. Situation für Frauen in den Herkunftsländern: Afghanistan in Pakistan; Horn von Afrika; Guatemala; Sri Lanka. Situation in der BRD: Eine Pakistanerin berichtet; Frauen aus dem Iran; Zeitungsprojekt tamilischer Frauen in Merne.
Preis: DM 6,-
Bezug: EPK (Entwicklungspolitische Korrespondenz) Nernstweg 32-34
2000 Hamburg 50

Lateinamerika Nachrichten 197, November 1990
Zentralmerika - Stabile Fundamente für Verhandlungslösungen
El Salvador/Guatemala: Zwischen Aufstand und Verhandlung * Guatemala: Bundesregierung stellt Polizeihilfe ein * El Salvador: Die politische Strategie der FMLN - die demokratische Revolution * Nicaragua: »Concertatión« und Gewalt * Honduras: Die neue Rechte * Costa Rica: Wir sind Fremde im eigenen Land * 500 Jahre: Indigena-Proteste am 12. Oktober/Thema verfehlt: Emancipatión und Identidad tagt * Amazonien: Basso-Tribunal - Brasilien schuldig * Brasilien: Wahlen - Reaktion und Überdruß * Uruguay: Das Bankgeheimnis: Spülgang bei der Geldwäsche * Paraguay: »Es gibt keine Alternative zum parlamentarischen Weg * Argentinien: Kurze Witze * Chile: Journalistenverfolgung - wie gehabt! * Peru: Fujimori aus anderer Sicht * Kolumbien: »Die M-19 war schon immer eine ketzerische Organisation«/ Alternativer Nobelpreis für Bauernorganisation * Octavio Paz: Großer Poet - Großer Verwandlungskünstler *
Bezug: LN-Vertrieb, Gneisenaustr. 2, im Mehringhof, 1000 Berlin 61

Die Brücke Nr.57
Die Ausgabe Nr. 57 enthält schwerpunktmäßig Literarisches, u.a. ein Interview mit dem italienischen Schriftsteller Franco Biondi, aber auch Beiträge von Rudolf Leiprecht: Kritik am achten Jugendbericht der Bundesregierung wegen Unterbelichtung in Rassismus und Ethnozentrismus sowie einen Beitrag zur Diskriminierung nichtdeutscher Jugendlicher in Berlin von Helmut Essinger.
Bezug: Die Brücke, Riottestr. 16, 6600 Saarbrücken 3

Informationszentrum Dritte Welt
Freiburg (Hrsg.)
Betsy Hartmann/James Boyce

Hunger in einem fruchtbaren Land

Bauern in Bangladesch erzählen

Bangladesch ist ein Land, das mit über die fruchtbarsten Böden der Welt verfügt. Zugleich gilt es als eines der ärmsten Länder der Welt, in dem jährlich tausende von Menschen an Hunger sterben. In diesem Buch werden in anschaulicher Weise die Hintergründe dieses scheinbaren Widerspruchs aufgezeigt. Dabei kommen die Männer und Frauen aus dem bengalischen Dorf Katni selbst zu Wort und schildern eindrücklich ihr Schicksal.
Das Buch ist eine gute Einführung in die Probleme eines Entwicklungslandes. Es setzt sich auch kritisch mit den zum Teil fatalen Folgen unserer Entwicklungshilfe auseinander.

Juli 1989, 88 Seiten, DM 12.80
ISBN: 3-922263-09-7
Bestellung bei: iz3w, Postfach 5328 · 7800 Freiburg



Peter Hillen (Hrsg.)
Im Schatten des Wachstums. Arbeits- und Lebensbedingungen in der Cote d'Ivoire
ASA-Studie 20, 1990
Bezug: ASA Berlin, Lützowufer 6-9, 1 Berlin 30

Mohamed Osman
Verwüstung. Die Zerstörung von Kulturland am Beispiel des Sudan
Edition Con, Bremen 1990, 19.80DM
Bezug: Edition CON, Benquestr.29, 28 Bremen 1

Walter Satzinger
Stadt und Land im Entwicklungsland
Verlag Breitenbach, Saarbrücken 1990, 633 Seiten

Jonathan Baker (Editor)
Small town Africa. Studies in Rural-Urban Interaction
Bestellungen an: The Scandinavian Institute of African Studies
P.O.Box 1703, S-751 47 Uppsala, Sweden
268 Seiten, englisch

Francisco Eguiguren P.
Diez Anos de régimen constitucional en el Perú 1980-1990
Los Pretos de una democrácia insuficiente
Bestellungen: Comision Andina de Juristas
Los Sauces 285, Lima 27, Perú
276 Seiten, spanisch

Seri Phongphi mit Kevin Hewison
Thai Village Life — Culture and Transition in the Northeast
Mooban Press Bangkok 1990, 190 Seiten, englisch

Eirene e.V.
Nicaragua nach den Wahlen
Broschüre, 24 Seiten, 3.-DM plus Porto
Bezug:Eirene, Engerser Str. 74b, 5450 Neuwied

Ilse Lenz/Ute Luig (Hrsg.)
Frauenmacht ohne Herrschaft. Geschlechterverhältnisse in nichtpatriarchalischen Gesellschaften
Orlanda Frauenverlag, Berlin 1990, 350 Seiten

Marion Baumgart
Wie Frauen Frauen sehen
Verlag Brandes & Apsel, Frankfurt 1989, 104 Seiten
Bezug: Brandes & Apsel, Nassauer Str. 1-3, 6 Frankfurt 50

E.Launer/R.Wilke Launer
Zum Beispiel Frauenalltag
Lamuv-Verlag, Göttingen 1990
127 Seiten, 9.80DM

Klaus Beurle
Über schwankende Brücken — Hoffnungsfunken in Bangladesh
Missio Verlag, Pf 1170, 5100 Aachen
246 Seiten

---

medico international, Buko-Kampagne gegen Rüstungsexporte, Die Grünen, Kurdistan-Archiv, Produzieren für das Leben
Waffen für Saddam — Die Irak-Connection des BND
Dokumentation
123 Seiten, DIN A 4, 6.-DM

Bardini, Bonasso, Restrepo
Operación Principe
Trotzdem Verlag, Pf 1159, 7043 Grafenau
164 Seiten, 20 DM

Frank Bliss
Zum Beispiel Entwicklungsprojekte
Lamuv-Verlag, Göttingen 1990
96 Seiten, 7.80DM

Einhard Schmidt-Kallert
Zum Beispiel Kakao
Lamuv-Verlag, Göttingen 1990
95 Seiten, 7.80DM

Rainer Falk (Hrsg.)
Nelson Mandela — Unser Weg in die Freiheit
PapyRossa Verlag, Köln 1990
316 Seiten, 20.-DM

Heinz Dieterich (Hrsg.)
Die Neuentdeckung Amerikas
Lamuv-Verlag, Göttingen 1990
220 Seiten, 29.80DM

Alexander von Humboldt
Die Reise nach Südamerika
Lamuv-Verlag, Göttingen 1990
368 Seiten, 19.80DM

Frauenförderung - (k)ein Thema in der entwicklungspolitischen Bildungsarbeit?
Tagung vom 21.-22. Januar 1991 in Bonn.
Infos und Anmeldung: Gustav-Stresemann-Institut e.V., Langer Grabenweg 68, 5300 Bonn 2

Kaufkraft für die Armen
Studienseminar über Möglichkeiten und Rolle des »Dritte-Welt-Handels« vom 14.-16.12.1990 in Dingden.
Infos und Anmeldung: Akademie Klausenhof, Klausenhofstr. 10, 4236 Hamminkeln-Dingden, Telefon 0 28 52/89-326

Der Griff nach dem Osten
Kapitalistische Durchdringung der osteuropäischen Länder und Integration in den Weltmarkt
Seminar vom 14.-16.12.1990 in Niederkaufungen/Kassel
Infos und Anmeldung: Buko, Nernstweg 23-24, 2000 Hamburg 50



810/ 1/170/56412
ARCHIV für Soz-Beweg
Spechtpassage
Wilhelmstr. 15

D-7800 Freiburg

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt
M 3477 F
iz3w
Postfach 5328
7800 Freiburg
ISSN 0933-7733

Dokumentation

Zensur durch Staatsverfolgung gibt es nicht nur in Chile oder der Türkei. Sie findet auch hier statt. Der folgende Text wurde bisher zwei Mal beschlagnahmt. Mehr als tausend UnterstützerInnen setzen sich der Gefahr der Kriminalisierung aus (Red.)

Soldaten der Bundeswehr!

Verweigert Euch dem Aufrüstungskurs der zukünftig gesamtdeutschen Armee! Laßt Euch nicht als Kanonenfutter für einen Krieg am Golf einplanen!

Die Bundesregierung will das Grundgesetz ändern, um die Bundeswehr künftig auch außerhalb des bisherigen NATO-Auftragsbereiches einsetzen zu können - z.B. an der Seite der USA am Golf. Die SPD ist auch dafür. Sie ist zufrieden, wenn dies nur „multinational und im Rahmen der UN" geschieht. Die Golfkrise darf nicht zum Anlaß genommen werden, deutsche Ansprüche, in den Kreis der Großmächte aufgenommen zu werden, nur mit „Germans to the front" zu untermauern. Bundeswehreinheiten sind schon im östlichen Mittelmeer und Türkei-Kurdistan im Einsatz. Die massive Verlegung von US-Truppen aus der Bundesrepublik Deutschland, die direkte finanzielle, materielle und logistische Unterstützung der Bundesregierung für den amerikanischen Aufmarsch am Golf ist die Vorbereitung eines Angriffkrieges. Das ist verfassungswidrig.

S A G T   N E I N !

Eure Verfügbarkeit als Soldaten für diese Planungen ist ein wesentlicher Faktor ihrer Durchführbarkeit: Widerstand, politischer Protest und Verweigerung aus den Reihen der Armee selber mithin ernsthafter Störfaktor für die Planer im Kabinett und auf der Hardt-Höhe bzw. in den NATO-Headquarters.
Wir rufen Euch ganz besonders deshalb dazu auf: Verweigert Euch diesen Planungen! Verweigert den Kriegsdienst, verlaßt die Armee! Laßt Euch nicht zum Kanonenfutter für eine verfehlte und nicht dem Frieden und der Unabhängigkeit unseres Landes dienenden Politik machen - denn Ihr werdet es sein, die als erste für Großmachtambitionen und militärische Abenteuer den Kopf hinhalten müssen. Wenn Ihr den Befehl bekommt, in einen Krieg irgendwo auf der Welt zu gehen, dann SAGT NEIN und BEGEHT FAHNENFLUCHT! Wir wollen, daß es keinen Krieg gibt - nicht um Öl, nicht um fremde Länder, nicht um Vorherrschaft und Machtansprüche!

STOPPT DEN KRIEG AM GOLF!

Kein Blut für$ Öl!

Unterstützungsunterschriften für diesen (bisher zweimal von der Bonner Staatsanwaltschaft beschlagnahmten) Aufruf an: E. Walde, Bundesgeschäftsstelle DIE GRÜNEN, Colmantstraße 36, 5300 Bonn 1